This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

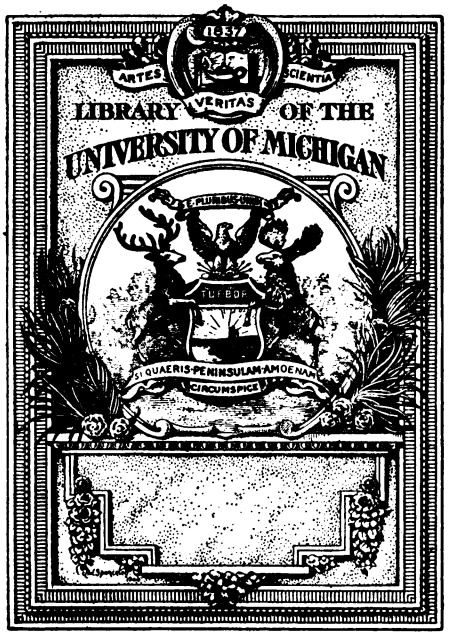
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

840.9
L88

GESCHICHTE

44106

DER

FRANZÖSISCHEN LITERATUR

IM

XVII. JAHRHUNDERT

VON

FERDINAND LOTHEISSEN

DRITTER BAND

WIEN
DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN
1883.

Inhalt des dritten Bands.

Die Epoche der klassischen Literatur.

1653—1690.

A.

	Seite
Einleitung	3
I. Letzter Widerstand	7
A. Widerstand auf kirchlichem Gebiet	8
B. Blaise Pascal	15
C. Mlle de Montpensier und die Marquise de Sablé	46
D. Die Precieusen	56
E. Der Roman	61
F. Die Lyrik und das Epos	80
G. Das Drama	91
II. Der Hof und die Stadt	107
III. Boileau-Despréaux	123
IV. Jean de La Fontaine	171
V. La Rochefoucauld	217
VI. Die Erzählungsliteratur	241
VII. Madame de Sévigné	263
VIII. Die Kanzelberedsamkeit	303
Fléchier	326
Bossuet	333
Bourdaloue	349
IX. Der Natursinn	361

Dritter Band.

Die Epoche der klassischen Literatur.

Einleitung.

Der Sieg des Königthums über den Adel, der seine alte Machtstellung hatte behaupten wollen, war nach der Unterdrückung der Fronde endgiltig entschieden. Ein fernerer Widerstand schien unmöglich und Frankreich kannte fortan nur noch einen Willen, den seines Herrschers. Für das System, das nun zur Geltung kam, war es einerlei, ob ein allmächtiger Minister, wie Mazarin, noch eine kurze Zeit die Regierung im Namen des Königs führte, oder ob dieser selbstthätig die Gewalt ausübte. Die Nation war und blieb der Theilnahme am politischen Leben beraubt.

Der letzte Rest von Selbständigkeit, den sich einzelne Provinzen noch bewahrt hatten, wurde nur zu bald vernichtet, die Landtage ihrer Bedeutung entkleidet. Die Parlamente, welche früher neben ihrer gerichtlichen Thätigkeit nach einer leitenden politischen Stellung gestrebt hatten, mussten auf jeden Gedanken dieser Art verzichten. Immer entschiedener wurde die Centralisation durchgeführt, bis sie endlich jede frische Regung in den einzelnen Landestheilen unmöglich machte und das Interesse am Staatsleben ertödtete. Auch die kleinste Provinzialangelegenheit wurde bald nicht mehr an Ort und Stelle, sondern in Paris entschieden. Die ganze Macht concentrirte sich in des Königs Geheimem Rath, der alle Gewalten, die oberste richterliche, gesetzgebende und administrative, in sich vereinigte, selbst aber nur das Organ war, durch das der König seinen Willen kund that*).

*) Siehe A. de Tocqueville, L'ancien régime et la révolution S. 71 ff.

Dem Anspruch des Königthums auf ausschliessliche Herrschaft hätte sich damals nur eine einzige Macht, die Kirche, mit Erfolg widersetzen können, wie sie dies in früheren Jahrhunderten so oft gethan hatte. Allein die Verhältnisse hatten sich gründlich geändert. Aus den grimmen Gegnern waren Freunde geworden. Seit dem Beginn der Reformation dachte die Kirche nicht mehr an eine Schwächung der königlichen Gewalt. Sie hatte ein Bündniss mit derselben abgeschlossen, um den gemeinsamen gefährlichen Feind zu bekämpfen. Hatten doch die Hugenotten in Frankreich, wie später die Puritaner in England, republikanische Grundsätze vertreten, und die ersteren sich in den Kriegen der Liga eine fast unabhängige politische Stellung, eine nahezu republikanische Organisation erkämpft.

Was die Valois nicht hatten erreichen können, das gelang Richelieu. Er brach die politische Macht der Hugenotten, zunächst ohne ihre religiöse Freiheit anzutasten. Aber die Wiederherstellung der Glaubenseinheit in Frankreich blieb doch das Ziel der kirchlichen Politik, und in der nivellirenden, centralisirenden Arbeit der Regierung Ludwig's XIV. erblickte die Kirche nur einen Schritt weiter auf der erwünschten Bahn. An einen Widerstand von ihrer Seite gegen das Königthum war deshalb nicht zu denken.

So sehen wir denn in Folge der Fronde eine politische Umwälzung der folgenschwersten Art. Sie begründete eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse auf anderthalb Jahrhunderte hinaus und lässt sich in dieser Hinsicht nur mit der Revolution von 1789 oder der tiefeingreifenden Einführung des allgemeinen Stimmrechts durch Napoleon III. vergleichen.

Eine neue Zeit stieg herauf und brachte neue Ideen, neue Anschauungen mit sich. Auch in der Literatur, auf dem Gebiete des Geschmacks. Eine Zeit lang erhielt sich hier allerdings noch die Manier der vergangenen Epoche, denn das Machtwort eines Einzelnen kann wohl einmal eine Staatsverfassung umstürzen, aber das sociale Leben grosser Kreise und die Geschmacksrichtung eines ganzen Volkes lässt sich nicht über Nacht je nach

der Laune eines Herrschers umgestalten. So währte denn hier der Widerstand noch etwas länger, und in der literarischen Arbeit Frankreichs zeigte sich ein seltsames Schwanken, ein Widerstreit entgegengesetzter Tendenzen. Je mehr die aristokratische Gesellschaft an Einfluss und Bedeutung verlor, desto eifriger strebte sie nach dem Schein derselben, nach äusserer Haltung und Würde; desto eifriger suchte sie ihren Ideen die Herrschaft in der Literatur zu wahren. Niemals entstanden mehr Heldengedichte als zu jener Zeit, in welcher der heroisch-abenteuerliche Sinn des Adels mehr und mehr verschwand. Zu keiner Zeit bevölkerten die dramatischen Dichter die Bühne mit so viel ritterlich-romantischen Helden, aber auch niemals waren die Heldenfiguren so unwahr und geziert, wie damals. Selbst der Roman vermied diesen Widerspruch nicht. Er wollte die Gesellschaft seiner Zeit schildern und fälschte das Bild, indem er moderne Menschen in antikes Gewand kleidete. Die Ideale, die er vertheidigen wollte, verriethen nur, wie hohl und bedeutungslos sie geworden waren.

Doch dieses Festhalten an dem Geschmack der vergangenen Zeit war mehr scheinbar als wirklich. Von allen Seiten drangen die neuen Ideen in die Literatur ein und unter dem Ansturm eines jugendlich ungestümen Geschlechts sanken die alten literarischen Formen und die alte Manier. Etwa zehn Jahre nach der Unterdrückung der Fronde eröffnete sich die letzte und grösste Periode der klassischen Literatur. Fast zu gleicher Zeit ergriff der junge König Ludwig die Zügel der Regierung. Ein innerer Zusammenhang zwischen beiden Thatsachen ist nicht zu verkennen.

Neben dem letzten Aufflackern des alten aristokratischen Geistes in der Literatur dürfen wir aber auch den Widerstand nicht übersehen, den der Absolutismus gerade in den Fünfziger Jahren, also in der Uebergangszeit, auf kirchlichem Gebiet zu überwinden hatte. Hier galt es, die religiöse Ueberzeugung einer kleinen aber geisteskräftigen Sekte der katholischen Kirche zum Schweigen zu bringen. Dieselbe war schwerer zu überwinden, als manche grosse politische Körperschaft, und die officielle Kirche

mit sammt dem Aufgebot aller theologischen Gelehrsamkeit errang erst den Sieg, nachdem sie auch die Hilfe des weltlichen Arms angerufen hatte.

Diese religiösen Streitigkeiten müssen uns zunächst beschäftigen, da sie auch in der Literatur zum Ausdruck kamen, ja derselben während einiger Jahre ihre Signatur aufdrückten.

Erster Abschnitt.

Letzter Widerstand.

A. Widerstand auf kirchlichem Gebiet.

Die Jansenisten.

Nach Zeiten verheerender politischer Stürme und erschütternder Schicksalsschläge findet sich oft in natürlicher Reaction ein Anwachsen asketisch-frommen Geistes. Auch in den Jahren nach dem Kriege der Fronde zeigte sich diese Erscheinung. Man flüchtete ins Kloster, um Busse zu thun, man legte sich die schwersten Entbehrungen auf, adoptirte die strengsten religiösen Anschauungen. Eine der Führerinnen der Fronde, die Herzogin von Longueville, suchte ihren Frieden in der Stille klösterlicher Zurückgezogenheit, und wie sie, bekehrten sich viele Damen der vornehmen Gesellschaft zu frommem Leben, nachdem sie früher Sitte und Moral oft genug missachtet hatten. Jahre der leidenschaftlichen Erregung, eine in sich uneinige und durchwühlte Zeit ist dem Gedeihen des religiösen Fanatismus stets günstig. Damals auch gründete Bouthillier de Rancé den Trappistenorden mit seiner alle andern Ordensgemeinschaften überbietenden Strenge (1664).

Auch der Jansenismus erhob um jene Zeit sein Haupt kühner als je zuvor. Er erneuerte eigentlich nur eine Lehre, die schon in den ältesten Zeiten des Christenthums aufgetaucht war, immer wieder neue Anhänger fand und von Zeit zu Zeit heftigen Streit hervorrief. Es handelte sich bei ihm hauptsächlich um das Dogma von der Prädestination, wonach Gott von Anfang an einige Menschen auserwählt hat, um ihnen die ewige Seligkeit zu gewähren, während er alle andern zur Verdammniss bestimmt hat. Mit dieser Lehre ist nun allerdings das Dogma von dem freien Willen der Menschen unvereinbar, und vergebens haben sich die gelehrtesten Theologen bemüht, die beiden Sätze durch

subtile Auslegung in Uebereinstimmung zu bringen. Der einfache Verstand wird immer fragen, wieso der Mensch freien Willen haben und für seine Handlungen verantwortlich sein könne, wenn sein Schicksal von Urbeginn an schon bestimmt sei? Und andrerseits muss die Ueberzeugung vom freien Willen den Zweifel an der Gnadenwahl erregen. Schon im fünften Jahrhundert leugnete der englische Mönch Pelagius die Erbsünde, die Nothwendigkeit der Erlösung und die Prädestination. Sein Hauptgegner war Augustinus, der besonders die letztgenannte Lehre mit Entschiedenheit vertrat. Wenn nun auch die Sekte der Pelagianer gewaltsam unterdrückt wurde, so tauchte ihre Lehre doch immer wieder unter anderer Gestalt auf. Im Jahre 1588 schrieb der Jesuit Molina, der als Professor der Theologie zu Evora in Portugal wirkte, sein Buch „Concordia liberi arbitrii cum gratiae donis", in dem er das Dogma von der Gnadenwahl auf seine Weise erklärte und darüber in heftige Fehde mit dem Dominikanerorden gerieth. Papst Clemens VII. zog die Sache vor sein Tribunal und nach zehnjährigen Verhandlungen erfolgte von Rom aus der Spruch, dass jede der streitenden Parteien ihre Ansicht beibehalten möge, dass aber künftig ohne päpstliche Autorisation niemand etwas über diese Frage veröffentlichen dürfe. Trotz dieses Verbots erschien im Jahre 1640 zu Löwen ein Werk, „Augustinus", das die Lehre vom freien Willen und der Gnadenwahl aufs neue behandelte und sich für die strengste Auffassung erklärte. Der Verfasser, Bischof Jansen von Ypern, war schon 1638 gestorben, allein seine Freunde glaubten die Schrift nicht zurückhalten zu sollen und gaben sie zum Druck. Unter Jansen's Vertrauten, welche das Manuskript des „Augustinus" schon früher gekannt und gebilligt hatten, stand der Abbé von Saint-Cyran, Duvergier de Hauranne aus Bayonne, in erster Reihe. Feurigen und energischen Geistes vertrat er die strengste religiöse Richtung in Frankreich, und durch seine und seiner Anhänger Partei fanden die Jansenistischen Ideen in Frankreich weite Verbreitung, selbst unter dem hohen Adel und dem Klerus. Papst Urban verurtheilte allerdings 1642 die Jansen'sche Schrift, da sie ohne seine Erlaubniss veröffentlicht worden war, allein er bannte damit den Jansenistischen Geist in keiner Weise.

Jansen — oder Jansenius — hatte in seinem Buch gelehrt, dass der Mensch seit Adam's Sündenfall verdammt und in Folge der Erbsünde des freien Willens verlustig gegangen sei. Es bedürfe eines besonderen göttlichen Gnadenaktes, damit ein Mensch „gerecht" werde. Diese Gnade werde aber nur wenig Auserlesenen zu Theil. Jansen verurtheilte alles Thun der Menschen und empfahl ihnen tiefste Demuth, äusserste moralische Strenge und asketisches Leben. Er ging so weit, dass er selbst die Unkenntniss des göttlichen Gebots nicht als Entschuldigung für eine Uebertretung desselben gelten liess und somit alle Heiden, alle durch Erziehung und sonstige Verhältnisse dem Christenthum entfremdeten Menschen als der ewigen Verdammniss verfallen erklärte. Seine Lehre stiess begreiflicherweise auf Widerstand und die Gegner der Jansenisten vertraten gewiss eine menschlichere Ansicht, wenn sie behaupteten, dass die unwissentliche Nichtbeachtung eines göttlichen Gebots keine Todsünde sei, dass jeder Mensch gut und tugendhaft werden könne und die Tugend überhaupt mit der Freude und dem Genuss des Lebens wohl zu vereinigen sei.

Der Streit, der sich über diese Fragen entspann, wurde mit Erbitterung geführt und wuchs bald zu grosser Bedeutung, auch ausserhalb der theologischen Welt, empor. Wenn wir sehen, wie leidenschaftlich kirchliche und religiöse Controversen heute noch, im skeptischen neunzehnten Jahrhundert, behandelt werden, können wir uns eine Vorstellung von dem Eifer und der Erregung machen, welche damals weite Kreise ergriff. Die Jansenisten neigten zudem in mehr als einer Frage dem Calvinismus zu, wie ja auch die Lehre von der Prädestination eine hervorragende Stelle in Calvin's System einnahm. Der Jansen'sche „Augustinus" wurde der Sorbonne wegen fünf darin enthaltener Sätze zur Censur vorgelegt. Die Angelegenheit kam bis vor den römischen Stuhl und Papst Innocenz X. verdammte in einer Bulle vom 31. März 1653 die denuncirten fünf Sätze als ketzerisch. Um sich zu retten, griffen die Jansenisten zu einem Mittel, das sie als verwerflich und jesuitisch bezeichnet hätten, wenn ihre Gegner es hätten anwenden wollen. Sie halfen sich mit einer subtilen Unterscheidung zwischen „le fait" und „le

droit" und behaupteten, der Papst habe zwar eine bestimmte Lehre verdammt, allein dieselbe finde sich gar nicht in dem Buch ihres Meisters. Die fünf aus demselben herausgegriffenen Sätze seien somit zwar der That nach, aber nicht dem Sinn nach verurtheilt.

Der Führer und Vorkämpfer der Jansenisten war neben dem Abbé de Saint-Cyran der gelehrte Antoine Arnauld, während die orthodoxe Sorbonne bald an den Jesuiten die eifrigsten Bundesgenossen fand. Um Arnauld gruppirte sich ein Kreis gelehrter ernster Männer, welche sich in der Nähe von Paris, bei dem Kloster Port-Royal des Champs ansiedelten.

In Port-Royal des Champs war früher ein Nonnenkloster gewesen, das 1608 von der Oberin, Mutter Angélique, reformirt und einer strengen Regel unterworfen worden war. Im Jahr 1625 war der Orden nach Paris übersiedelt und Saint-Cyran sowohl wie Arnauld hatten grossen Einfluss auf ihn gewonnen. In den „Hameaux" aber, einer Meierei, die zu Port-Royal des Champs gehörte, hatten sich unter Saint-Cyran's Inspiration im Jahr 1636 jene strenggläubigen Jansenisten zusammengefunden, von welchen oben die Rede war. Zu ihnen gehörten ausser Arnauld noch dessen Neffe Le Maistre de Sacy (1613 — 1684), der Uebersetzer der Bibel, Pierre Nicole (1625—1695), einer der gelehrtesten des Kreises und besonders durch seine „Essais de morale" bekannt, der Sprachgelehrte Claude Lancelot (1615—1695), sowie andere, die noch gelegentlich werden genannt werden. Diese Männer lebten dort nach Mönchsart, jeder in einer ärmlichen Zelle, in der einfachsten Weise, abwechselnd mit wissenschaftlichen Studien oder mit Handarbeit als Gärtner, Schuhmacher und dergleichen beschäftigt. Sie bedienten sich irdener Geschirre, hölzerner Löffel, bereiteten sich ihr Lager selbst und suchten überhaupt die Hilfe anderer Menschen so wenig als möglich in Anspruch zu nehmen. Sie fasteten und kasteiten sich, ja einige glaubten einen besonderen Beweis von Frömmigkeit zu geben, indem sie auf Reinlichkeit verzichteten.

Port-Royal widmete sich mit besonderem Eifer der Erziehung. Die Töchter der vornehmsten Familien wurden dem Kloster in der Stadt anvertraut, während in Port-Royal des Champs eine

beschränkte Anzahl junger Leute erzogen wurde. Die Gelehrten, die dort vereinigt waren, verfassten zum Gebrauch beim Unterricht eine Reihe trefflicher Lehrbücher, durch die sie besonders auf die Entwickelung der philologischen Wissenschaft vortheilhaft einwirkten. Die „Grammaire générale", die „Méthode grecque" und die „Méthode latine", die Lehrbücher der Geometrie und der Logik, die sie herausgaben, bezeugen den wissenschaftlichen Geist ihrer Verfasser. Als das Hauptziel alles Unterrichts galt ihnen mit Recht die Ausbildung der Denkkraft, und die philologischen und philosophischen Studien als das beste Mittel, dieses Ziel zu erreichen.

Port-Royal stand mit diesen Bestrebungen nicht allein. Gerade von jener Zeit an datiren die Bestrebungen, die sittliche und geistige Bildung des Klerus zu heben. Man gründete theologische Seminare, welchen es gelang, der Geistlichkeit eine strengere Richtung, eine würdigere Haltung zu geben und dadurch ihre Autorität bei dem Volk zu erhöhen. Um so lebhafter wurde aber auch das Publikum von theologischen Streitigkeiten berührt, und je länger der Streit um die jansenistischen fünf Sätze währte, desto erbitterter wurde er, desto weitere Kreise verwickelte er in die Fehde. Allerdings drehte sich dieselbe um Dogmen, die nicht geeignet waren, die grosse Masse des Volks zu erhitzen. Aber für die gebildeten Stände war der endliche Ausgang des Kampfes doch von grosser Wichtigkeit. Wie es so oft geht, wurden auch damals die streitenden Parteien in ihrem Eifer weiter geführt, als sie anfangs zu gehen beabsichtigten. Die Jansenisten waren zuletzt auf dem Weg, die Autorität des Papstes zu verwerfen, trotzdem sie gute Katholiken zu sein behaupteten. Sie strebten nach einer grösseren Selbständigkeit für die französische Kirche, und da sie unerschrocken für ihre Ueberzeugung eintraten, der königlichen wie der päpstlichen Macht Widerstand leisteten, werden sie von freigesinnten Historikern oft sehr hoch gestellt. Gewiss, Port-Royal zeigte eine Vereinigung von gelehrten und sittenstrengen Männern, aber man würde irren, wenn man diese als Vorkämpfer der Freiheit ansähe. Sie waren das so wenig, wie der Feudaladel, der in der Fronde dem König die Stirne geboten hatte. Sie hatten doch nur die Absicht, an

die Stelle der von ihnen bekämpften Tyrannei eine andere, schlimmere zu setzen. In Port-Royal herrschte neben Ernst und Tiefe der Lebensanschauung doch auch viel Fanatismus und engherziger Geist, und neben moralischer Strenge hatten sich Dünkel und Herrschsucht eingenistet. Die Jansenisten kämpften nicht für die Freiheit, sondern für die Knechtschaft des Geistes. Sie geriethen allerdings in feindlichen Gegensatz zu den Jesuiten. Aber wenn sie dabei durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände die Waffen für die freiere Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts schmiedeten, thaten sie dies gewiss unabsichtlich. Es ist uns unmöglich, ihrem finsteren Gebahren irgend welche Sympathie zuzuwenden.

Ihre Sache stand indessen schlecht und schien im Jahre 1655 geradezu verzweifelt. Dem jansenistisch gesinnten Herzog de Liancourt wurde damals von einem Geistlichen die Absolution verweigert und Arnauld schrieb über diesen Vorfall, der grosses Aufsehen erregte, zwei offene Briefe. Darin scheute er nicht, noch einmal für die fünf Sätze des „Augustinus" einzutreten, also offen gegen den Spruch des Papstes zu protestiren. Die Briefe machten grossen Lärmen, die Sorbonne verdammte sie als ketzerisch und verlangte von jedem Doktor der Theologie, dass er seine Unterschrift unter das Urtheil setze und dadurch seine Uebereinstimmung mit demselben erkläre. Arnauld und sechzig Gesinnungsgenossen, die sich weigerten, diesem Ansinnen Folge zu leisten, wurden aus der Liste der Doktoren gestrichen. Port-Royal sah sich in seinem Bestand bedroht, und man erwartete Gewaltmassregeln von Seiten der Regierung gegen die unbotmässigen Jansenisten. Kurz, deren Sache schien verloren, als ihnen plötzlich ein Bundesgenosse erstand, der das fast schon gegen sie entschiedene Treffen zum Stehen brachte, die Wankenden ermuthigte und dem es gelang, die Sache der Jansenisten eine Zeit lang populär zu machen. Dieser Retter in der Noth war Pascal, unstreitig einer der begabtesten und schärfsten Geister Frankreichs.

B. Blaise Pascal.

Blaise Pascal stammte aus einer alten Auvergner Familie. Ein Etienne Pascal war 1478 von Ludwig XI. geadelt worden. Ein Nachkomme dieses Mannes, auch Etienne Pascal geheissen, kaufte sich in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts eine Stelle im Parlament zu Clermont und wurde später zweiter Präsident der Cour des aides daselbst. Er war ein wohlhabender, selbst reicher Mann, und aus der Ehe, die er 1618 mit Antoinette Begon schloss, erwuchsen ihm sechs Kinder, von welchen drei jedoch in jungen Jahren starben. Auch seine Frau starb früh, schon ums Jahr 1626, und die älteste Tochter Gilberte, ein starkmüthiges Mädchen, musste bei den zwei noch unerzogenen Geschwistern Mutterstelle vertreten. Es waren dies Blaise Pascal, geboren zu Clermont am 19. Juni 1623, und seine Schwester Jacqueline, die um zwei Jahre jünger war. Im Jahr 1631 verkaufte der Vater seine Stelle und zog nach Paris, wo er sich zunächst ganz seinen Studien und der Erziehung seiner Kinder widmete. Etienne Pascal war ein gebildeter, charakterfester Mann, ein trefflicher Mathematiker. Sein Haus bildete den Mittelpunkt eines regen wissenschaftlichen Verkehrs; seine gelehrten Freunde, zu welchen unter andern Descartes' Vertrauter, Pater Mersenne, gehörte, fanden sich zu regelmässigen Zusammenkünften bei ihm ein, wobei sie ihre eignen Arbeiten, sowie die Briefe fremder Gelehrten einander mittheilten. Denn sie standen in brieflichem Verkehr mit den Männern der Wissenschaft in Italien, Deutschland und Holland.

Blaise besuchte keine öffentliche Schule, sondern wurde zu Haus unterrichtet. Auch seine Schwester Jacqueline lernte Lateinisch und studirte Geschichte, Mathematik und Philosophie. Die ältere Schwester, die später eine Biographie ihres Bruders schrieb, erzählt von dessen ausserordentlicher Begabung. Die Klarheit seines Verstands sei wahrhaft überraschend gewesen und schon in frühster Zeit habe er ein leidenschaftliches Streben nach Wahrheit offenbart. Bei allen Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens habe er immer nach dem Grund geforscht, und als Beispiel führt die Biographie an, wie sich Blaise eines Tags lang

mit einem Porzellanteller beschäftigt habe, weil er bemerkte, dass derselbe nach einem Schlag mit dem Messer fortklang, bei der kleinsten Berührung mit dem Finger aber zu tönen aufhörte.

Bekannt ist die Tradition, nach welcher der junge Pascal im dreizehnten Jahr auf eignem Weg und ohne jede Anleitung die ersten einunddreissig Lehrsätze und Beweise des Euklid gefunden haben soll. Seine Schwester erzählt darüber: „Da der Vater beabsichtigte, meinen Bruder in den Sprachen zu unterrichten und wusste, dass die Mathematik eine Wissenschaft ist, welche den Geist erfüllt und ihm genügt, so wollte er Blaise in diese letztere noch nicht einführen. Er fürchtete, dass mein Bruder die Sprachen darüber vernachlässigen werde. Aus diesem Grund hatte er alle Bücher über Mathematik eingeschlossen und sprach in Gegenwart seines Sohnes selbst nicht mit seinen Freunden über diese Wissenschaft. Trotz dieser Vorsichtsmassregel wurde die Neugier des Knaben geweckt, so dass er seinen Vater oft bat, ihn doch Mathematik zu lehren. Eines Tags fragte er, von was sie denn handle; der Vater antwortete ihm nur im allgemeinen, sie lehre regelrechte Figuren zu entwerfen und die Verhältnisse zu finden, in welchen sie zu einander stehen. Gleichzeitig aber verbot er ihm, weiter darüber zu reden und überhaupt daran zu denken. Doch der Geist des Knaben liess sich nicht einschränken und in den Erholungsstunden beschäftigte ihn die Antwort des Vaters. So oft er in seinem Spielzimmer allein war, nahm er Kohle, zeichnete Figuren auf den Fussboden und suchte z. B. die Weise, wie man einen vollkommen runden Kreis machen könne, oder ein Dreieck, dessen Seiten und Winkel gleich wären und anderes dergleichen. Er fand dies alles für sich allein. Darauf suchte er die Verhältnisse der Figuren unter einander. Da sich mein Vater aber bemüht hatte, ihn über all das in Unkenntniss zu erhalten, wusste der Knabe nicht einmal die Namen für die Bezeichnungen. So nannte er einen Kreis einen „Ring“ (un rond), eine Linie „Stange“ (une barre). Nach diesen Definitionen sann er Axiome aus und kam zuletzt zu richtigen Beweisen. Von einem Punkt zum andern vordringend, gelangte er bis zum 32ten Satz des ersten Buchs von Euklid. Mit diesem war er gerade einmal beschäftigt und hatte sich so in seine Arbeit ver-

tieft, dass er den Eintritt des Vaters nicht bemerkte. Es ist schwer zu sagen, wer mehr überrascht war, ob der Sohn, dem jede Beschäftigung mit Mathematik verboten war, oder der Vater, der seinen Sohn bei diesen Studien fand. Die Ueberraschung des Vaters stieg aber noch, als Blaise ihm auf die Frage, was er da treibe, eine Antwort gab, aus der hervorging, dass ihn der 32te Euklidische Lehrsatz beschäftigte.... Wie darauf der Vater weiter fragte und von Satz zu Satz aufwärts stieg, kam er zuletzt auf die Definitionen und Axiome, die sein Sohn gefunden hatte" *).

Die Schwester erzählt weiter, dass der Vater Freudenthränen vergossen, seinem Sohn nun Euklid in die Hand gegeben und ihn bald auch zu den wöchentlichen Gelehrtengesellschaften zugezogen habe. Ob die Geschichte in der Fassung, wie sie die Schwester erzählt, ganz richtig ist, bleibe dahin gestellt. Es liesse sich manche Einwendung gegen sie erheben, allein sie beweist jedenfalls, dass der Knabe ausserordentliche Geistesgaben gezeigt hat. Mit welchem Eifer er sich den Wissenschaften widmete, geht ferner aus der Nachricht hervor, dass er schon mit sechzehn Jahren eine Abhandlung über die Kegelschnitte schrieb.

Die gewaltthätige Politik Richelieu's brachte auch in die Familie Pascal Verwirrung. Bei der geringen Finanzkunst jener Zeit und den stets steigenden Bedürfnissen des Staats wuchs das Deficit mit jedem Jahr und Richelieu wusste sich bald nicht anders als durch einen verhüllten Bankerott zu helfen. Er reducirte im Jahr 1638 die Zinsen eines Theils der Staatsschuld. Diese Massregel traf die Pariser besonders schwer, und auch Etienne Pascal erlitt durch sie einen empfindlichen Verlust. Er schloss sich darum einer Deputation an, die sich zum Kardinal begab, gegen die Reduktion protestirte und sich in ihrem Eifer bis zu Drohungen verstieg. Nun war aber Richelieu nicht der Mann, der sich einschüchtern liess. Etienne Pascal sollte verhaftet werden und entzog sich der Gefahr nur durch schleunige Flucht. Er reiste heimlich in die Auvergne, wo er sich verborgen hielt, bis Richelieu Nachsicht gewährte. Bei einem Fest zu Ehren des

*) Vie de Pascal, écrite par Mme. Périer, sa soeur. p. 23, éd. Louandre.

letzteren hatte man eine Kindervorstellung veranstaltet. Die jugendliche Künstlerschaar, unter der sich auch Jacqueline Pascal befand, führte Scudéry's Schauspiel „L'amour tyrannique" auf, und als der Kardinal sich am Schluss Jacqueline, die ihre Aufgabe besonders gut gelöst hatte, vorstellen liess, fasste sich diese ein Herz und bat um Gnade für ihren Vater. Richelieu gewährte die Bitte, liess Pascal zu sich kommen, fand Gefallen an dem einsichtsvollen und entschiedenen Mann, und schickte ihn als königlichen Intendanten in die durch einen schrecklichen Volksaufstand zerrüttete Normandie. Wir haben schon bei der Lebensgeschichte Corneille's von der Erhebung der „Va-nu-pieds" und der blutigen Unterdrückung derselben reden müssen*). Pascal sollte die Ordnung im Kataster und dem darauf begründeten Steuerwesen wieder herstellen. Die Aufgabe war schwierig, zumal man sich auf die früheren Beamten nicht verlassen konnte. Pascal musste demnach zuerst die Administration reorganisiren, und man rühmte ihm nach, dass er mit besonderer Strenge auf die Unbestechlichkeit seiner Untergebenen gesehen habe. Blaise stand seinem Vater hilfreich zur Seite und erfand zur Erleichterung der Arbeit eine Rechenmaschine. Die Familie blieb längere Jahre in der Normandie und während dieser Zeit verheiratete sich (1641) die älteste Tochter Gilberte mit Florin Périer, einem Rechnungsbeamten aus Clermont, der zur Unterstützung Pascal's in die Normandie geschickt worden war. Périer kehrte jedoch bald nach Clermont zur Cour des aides zurück.

Unter den Familien, die in Rouen mit Pascal in freundschaftlichen Verkehr traten, ist besonders die Familie Corneille zu nennen. Pierre Corneille war damals schon der gefeierte Dichter, dessen „Cid" allenthalben Begeisterung erweckt hatte und dessen Bekanntschaft man gewiss gern suchte. Blaise sowohl wie Jacqueline Pascal zeigten damals ein besonderes Interesse an literarischen Arbeiten, und es liegt nahe, diese Theilnahme durch die Verbindung der Familie mit Corneille zu erklären. Jacqueline versuchte sich selbst in Gedichten und erhielt im Alter von vierzehn Jahren einen Ehrenpreis öffentlich dafür

*) Siehe Band II S. 132 ff.

zuerkannt. Ihre Gedichte sind freilich ohne Werth. Ein Mädchen, das in seinen Mussestunden noch mit der Puppe spielte, wie dies von Jacqueline erzählt wird, daneben aber Gedichte auf die Schwangerschaft der Königin und die unbefleckte Empfängniss verfasste, war gewiss keine wahrhafte Dichterin.

Alles aber, was uns schon aus jener Zeit von dem Leben der Familie Pascal überliefert wird, lässt uns in jedem ihrer Angehörigen grosse Energie und Leidenschaftlichkeit, sowie besondere geistige Begabung erkennen. Noch aber verrieth sich bei keinem der asketische Geist, der sie später beherrschte. Erst um das Jahr 1646 drangen jansenistische Ideen in ihren Kreis ein. Um jene Zeit brach der Vater ein Bein und kam während seiner Krankheit durch die Vermittlung seiner Aerzte in Verbindung mit einem jansenistisch gesinnten Geistlichen. Seitdem wurden theologische Fragen mit grossem Ernst in der Familie behandelt, wenn ihr auch der Gedanke an ein Abschwören aller weltlichen Interessen und Freuden völlig fern lag. Jacqueline, die in der Blüthe ihrer Jugend stand und voll Lebenslust war, widerstrebte sogar der ganzen Richtung. Auch Pascal widmete sich damals noch vor allem physikalischen Untersuchungen. Er hatte um jene Zeit das Torricelli'sche Experiment von dem leeren Luftraum gesehen und entdeckte weiter forschend das Gesetz von der Schwere der Luft, indem er an einer Quecksilbersäule Experimente anstellte und seine Beobachtungen durch seinen Schwager Périer, der zu dem Behuf den Puy de Dôme bestieg, ergänzen liess. Es war dies ums Jahr 1648, und Blaise stand damals im fünfundzwanzigsten Lebensjahr. Leider war schon damals sein Körper siech, seine Gesundheit zerrüttet. Seit seinem achtzehnten Jahr war er keinen Tag frei von Schmerzen gewesen. Er wurde von unerträglichem Kopfweh gefoltert und sein Leiden steigerte sich fortwährend. Sein Magen und seine Eingeweide waren schon so geschwächt, dass er eine Zeit lang nur laue Flüssigkeiten und diese nur tropfenweise nehmen konnte. Dazu kam eine zeitweise Lähmung der Beine. Dieser Zustand machte ihn religiösen Ideen besonders zugänglich und erhöhte zugleich die krankhafte Heftigkeit seines Charakters. Denn anders lässt sich die traurige Denunciation kaum entschuldigen,

mit der Pascal in Rouen gegen einen Geistlichen vorging. Dieser letztere beschäftigte sich mit Philosophie und lehrte dieselbe ohne Rücksicht auf die Dogmen der Kirche, in seiner besonderen phantastischen Weise. Er behauptete u. a., Christus sei nicht aus dem Blut der Jungfrau Maria, sondern aus einer besonders geschaffenen Materie gebildet, und Pascal fand sich durch diese und ähnliche ketzerische Ideen so in seinem Gewissen bedrängt, dass er den sonderbaren Philosophen dem Erzbischof von Rouen anzeigte und nicht eher ruhte, als bis der Arme zum Widerruf genöthigt war*). Solches Vorgehen scheint uns nicht zu entschuldigen. Pascal gab hier einen Beweis von Fanatismus, nicht aber von unbeugsamer Wahrheitsliebe, wie man mehrfach zu seiner Vertheidigung gesagt hat**).

Eine ähnliche Heftigkeit bewies Pascal um jene Zeit in den politischen Wirren. Im Jahr 1648 wurde der Vater mit dem Titel eines Staatsraths nach Paris zurückberufen und stand während der Fronde fest auf der Seite der Regierung. Sein Sohn war aber so leidenschaftlich, dass er keinerlei Entschuldigung für die Aufständischen gelten lassen wollte***).

Der Aufenthalt in Paris beförderte den Verkehr und die engere Verbindung mit den Jansenisten. Bald war Blaise von glühendem Religionseifer erfüllt und noch eifriger als in Rouen. Es gelang ihm nun auch seine Schwester Jacqueline zu bekehren, und zwar so völlig zu bekehren, dass sie ihn selbst an leidenschaftlicher Hingabe übertraf. Sie kannte nun keinen sehnlicheren Wunsch, als ins Kloster von Port-Royal zu treten und es bedurfte des strengsten Verbots von Seiten des Vaters, um sie daran zu hindern. Gegen dessen Willen fromm zu handeln schien ihr kein Fehler, und so machte sie wenigstens heimliche Besuche bei ihren Freundinnen in Port-Royal. Etienne Pascal starb aber im September 1651, und im März des folgenden Jahrs trat Jacqueline, ohne Vorwissen und gegen den ausdrücklichen Willen ihres Bruders als dienende Magd im Kloster ein. „Ich

---

*) Vie de Pascal par Mme. Périer, p. 35.

**) Abbé Maynard, Pascal, sa vie et son caractère. t. I. p. 27 ff.

***) Vie de Pascal, p. 60.

bin zu nichts fähig", schrieb sie bald darauf an ihre Schwester, „als in meiner kleinen Zelle etwas zu flicken oder das Haus zu fegen. Denn in dem Handwerk zu flicken und die Töpfe zu scheuern, bin ich schon sehr erfahren." Ein Gefühl des Bedauerns überkommt uns, wenn wir lesen, wie das schöne geistvolle gebildete Mädchen, das kurz zuvor voll Lebensfreude war, so gedemüthigt und in einseitigen Fanatismus herabgedrückt wurde. Im Beginn des Jahrs 1653 wurde sie eingekleidet und bald auch für ihren Eifer mit einem Vertrauensposten belohnt. Psychologisch merkwürdig ist bei dieser ganzen Entwicklung des Geschwisterpaars der Einfluss, den jedes abwechselnd auf das andere ausübte. Hatte Blaise anfangs Mühe gehabt, die Schwester für seine Ansichten zu gewinnen, so war sie ihm bald vorausgeeilt und suchte ihn nun ihrerseits zu einem gottseligen, allem Irdischen abgewandten Leben zu bekehren. Und doch schien er gerade damals weniger als je solchen Gedanken Raum zu geben. Durch den Tod seines Vaters war er in den Besitz eines sehr beträchtlichen Vermögens gekommen und die Aerzte riethen ihm dringend, zur Stärkung seiner Gesundheit für einige Zeit jeder anstrengenden Arbeit zu entsagen und gesellige Unterhaltung zu suchen. Pascal fügte sich diesem Ansinnen, wenn auch nur ungern. Er war befreundet mit den Herzogen de Luynes, de Liancourt, de Roannes und andern Mitgliedern der höchsten Aristokratie, in welcher der jansenistische Geist warme Anhänger gefunden hatte. Ihr Kreis bot ihm die gewünschte Zerstreuung, ohne ihn doch zu sehr von seiner gewohnten Bahn abzulenken. Zu jener Zeit kam er öfters in den Salon der Marquise de Sablé, einer gefeierten Führerin der Precieusen. Ja, er stand im Begriff, ein Amt zu kaufen und sich zu verheiraten, als er plötzlich wieder seinen Sinn änderte. Um diese plötzliche Wandlung zu erklären, erzählt man von der Todesgefahr, in der er eines Tags auf einer Spazierfahrt geschwebt habe. Als er die Brücke von Neuilly passiren wollte, seien die zwei vordersten Pferde seines Viererzugs scheu geworden und über die Brüstung in die Tiefe hinabgestürzt. Sie hätten die andern Pferde und den Wagen jedenfalls nachgezogen, wenn nicht die Stränge gerissen wären. Pascal sei tief erschüttert

heimgekehrt und habe seitdem häufig das Schreckensgefühl empfunden, als gähne plötzlich ein Abgrund ihm zur Seite. Von jener Stunde an aber habe er sich von allem weltlichen Treiben zurückgezogen. Die Geschichte erinnert an die Tradition, nach der Luther sich zum Eintritt ins Kloster entschlossen habe, nachdem ihm ein Blitzstrahl den Freund an seiner Seite getödtet habe. Aber wenn schon diese letztere Mittheilung nicht sicher ist, so entbehrt die Erzählung von Pascal's Lebensgefahr jeder Beglaubigung. Weder er selbst noch seine Schwester machen die geringste Anspielung auf einen Vorfall der Art. Es bedurfte auch kaum einer aussergewöhnlichen Einwirkung bei einem Menschen, dessen Nervensystem gründlich zerrüttet war und der zur religiösen Schwärmerei neigte. Das Beispiel der Schwester, deren Mysticismus und Begeisterung genügten, ihn zu gewinnen. Er mochte eine Zeit lang vielleicht widerstehen, in der geräuschvollen Welt Zerstreuung suchen, aber sein Weg führte ihn immer wieder zur Schwester zurück. Es scheint, dass er nach langen inneren Kämpfen, in einer Art Verzückung, endlich für die streng religiöse Lebensrichtung gewonnen wurde. Nach seinem Tod fand man bei ihm ein Pergamentblatt, auf dem er die Stunde seiner Bekehrung aufgezeichnet und die Gefühle, die dabei auf ihn einstürmten, sich selbst zur Erinnerung niedergeschrieben haben mag. Die Aufzeichnung begann mit einer genauen Zeitbestimmung: „Im Jahr der Gnade 1654, Montag den 23. November, etwa von $^1/_2$11 bis $^1/_2$1 Uhr des Nachts", und erging sich dann in einzelnen abgerissenen Ausrufungen und Sätzen, wie: „Gewissheit, Gewissheit, Gefühle, Schauer, Freude, Friede! Der Gott Jesu Christi... Vergessen der Welt und Alles ausser Gott... Grösse der Menschenseele... Freude, Freude, Thränen der Freude... Völlige süsse Versöhnung!" u. s. w.

In dieser Stimmung duldete es ihn nicht mehr unter den Menschen. Er sehnte sich nach der Einsamkeit und asketischem Leben. Die jansenistischen Freunde begrüssten seine Bekehrung mit besonderer Genugthuung und räumten ihm eine Zelle in den Hameaux bei Port-Royal des Champs ein, wo er seitdem öfters längeren Aufenthalt nahm. Der Rath der Aerzte galt nun nichts mehr. Pascal kasteite seinen Körper, fastete eifrig, erhob sich

mit Sonnenaufgang, um zur Kirche zu gehen, und er, der sich kurz zuvor noch im Wohlstand und geschmackvoll geordnetem Leben gefallen hatte, suchte nun durch Entbehrungen jeder Art die Gnade des Himmels zu erwerben. Welch ein Geist in Port-Royal heimisch war, ersehen wir aus den Briefen, welche Jacqueline damals an ihren Bruder richtete, um ihn zu noch grösserem Eifer anzustacheln. Offenbar hatte Pascal ihr einmal von der Befriedigung gesprochen, die seine Seele in der Stille seines Asyls und unter der Leitung seines Gewissensraths de Sacy gefunden habe. Darauf antwortete ihm Jacqueline missbilligend: „Ich weiss nicht, wie de Sacy mit einem so aufgeräumten Sünder zu Stande kommt, der für die eiteln Freuden und Vergnügungen der Welt durch etwas vernünftigere Freuden und durch erlaubtere Spiele des Geists büssen will, statt sie durch ununterbrochene Thränen zu sühnen.“ (Brief vom 19. Jan. 1655.) Ihre Ermahnungen fanden Gehör; Pascal versenkte sich immer tiefer in krankhaft fromme Schwärmerei. Selbst die Reinlichkeit galt ihm, wenn auch nicht gerade als Sünde, so doch als tadelnswerther Luxus, und er entsagte so sehr allen Ansprüchen an Wohlbefinden, dass ihm bald sogar seine Schwester Mässigung anrieth. „Man hat mir Glück gewünscht“, schrieb ihm diese am 1. Dec. 1655, „zu dem grossen Eifer, welcher dich so sehr über alle gewöhnlichen Weisen erhebt, dass du die Besen als überflüssiges Geräth betrachtest. Es ist aber nöthig, dass du wenigstens einige Monate ebenso reinlich bist, als du gegenwärtig schmutzig bist, damit man sehe, dass du ebensowohl in dem demüthigen Fleiss und in der Aufsicht über die Person, welche dir dient, zu Stande kommst, als in der demüthigen Vernachlässigung dessen, was dich angeht. Nachher erst wird es dir rühmlich und für die andern erbaulich sein, dich im Schmutz zu sehen, wenn es irgend wahr ist, dass dies das Vollkommenste ist, woran ich sehr zweifle, da St. Bernhard nicht dieser Ansicht war.“ Das weibliche Gefühl revoltirte doch gegen das Gebot der Unsauberkeit, die ein Attribut der Frömmigkeit sein sollte. Um aber nicht als eitel und weltlich zu erscheinen, versteckte es sich im Gewand theologischer Gelehrsamkeit und berief sich auf den heiligen Bernhard.

Kurze Zeit nachdem Pascal sich den Jansenisten mit solchem Eifer angeschlossen hatte, kam er in die Lage, streitbar für dieselben einzutreten. In der Person ihres unermüdlichen Vorkämpfers, des Doktor Arnauld, erlitt die Partei eine empfindliche Niederlage, welche auf jede Weise wieder gut gemacht werden sollte. Die Familie der Arnauld gehörte früher zu der protestantischen Kirche. Der Vater des Doktor Antoine Arnauld, ebenfalls Antoine Arnauld geheissen, war nach der Bartholomäusnacht zur katholischen Kirche übergetreten. Allein in ihm wie in seinen Kindern blieb der strenge calvinistische Geist lebendig. Ein heftiger Gegner der Liga, machte sich Arnauld besonders durch seine Philippika gegen die Jesuiten bekannt, die er im Jahre 1594 vor dem Pariser Parlament hielt. Von zwanzig Kindern, mit denen seine Ehe gesegnet war, überlebten ihn vier Söhne und sechs Töchter. Der älteste der Söhne, Robert Arnauld d'Andilly, zog sich im Alter von 55 Jahren nach Port-Royal des Champs zurück, wo er sich bis zu seinem Tod mit gelehrten, zumeist theologischen Untersuchungen beschäftigte. Ein anderer Bruder, Henri, wurde Bischof von Angers. Zwei Schwestern, Mutter Angélique und Mutter Agnès, standen nacheinander dem Frauenkloster in Port-Royal vor, und erstere führte, wie schon oben gesagt worden ist, die strenge Regel in demselben ein. Das jüngste der zwanzig Kinder war der schon öfters erwähnte Antoine Arnauld (1612—1694), der neben Saint-Cyran das Haupt der Jansenisten wurde. Wir haben schon oben erzählt, dass er durch zwei offene Briefe, in welchen er die fünf Sätze des Jansenius wieder vertheidigte, den theologischen Streit zu neuer Heftigkeit entflammte (1655)*). Mit sechzig Gleichgesinnten aus der Liste der Doktoren gestrichen, unternahm es Arnauld, sich vor dem grossen Publikum zu rechtfertigen und entwarf eine Streitschrift gegen die Sorbonne, die er mit allem Aufwand seiner theologischen Gelehrsamkeit ausrüsten wollte. Allein seine Freunde urtheilten anders. In der schwierigen Lage, in der sie sich befanden, brauchte man weniger gelehrte Ausführungen, als eine

*) Première lettre à une personne de condition. — Seconde lettre à un duc et pair.

scharfe, populär gehaltene Darlegung der Gewaltthätigkeit, mit der die Sorbonne verfuhr, und man wandte sich an Pascal mit der Bitte, die Vertheidigung zu übernehmen.

Pascal übernahm den Auftrag ohne Zögern. Der eingeborne literarische Geist erwachte in ihm und entflammte ihn nicht minder als sein jansenistischer Eifer und seine Freundschaft für Arnauld. Er begann die Arbeit mit grösster Bereitwilligkeit und eröffnete den Krieg sofort im Januar 1656 mit einem „Brief an einen Freund in der Provinz", und diesem Schreiben liess er bald eine ganze Reihe von Briefen folgen. Die „Lettres à un provincial" erschienen einzeln, in Quartformat, ohne richtige Angabe des Druckorts und ohne dass sich der Verfasser, der als Louis de Montalte zeichnete, zu erkennen gab. Sie erregten durch die populäre Form, in der sie geschrieben waren, durch die lebendige präcise Sprache, durch ihren scharfen Geist und das Geheimnissvolle ihres Auftretens ein ganz ausserordentliches Aufsehen. Während des Jahres 1656 erschienen achtzehn solcher Briefe. Man kann in ihnen deutlich verfolgen, wie sich Pascal's Eifer steigerte, wie der Kampf und der Triumph des Siegs ihn fast berauschte*). Dienten seine ersten Briefe zur Abwehr, so ging er bald zum Angriff über und enthüllte dabei eine satirische Kraft, die man ihm nach seinem Vorleben nicht zugetraut hätte. Die leichten Blätter durchflogen Paris und die Provinzen. Vergebens bemühte sich die Polizei, ihre Verbreitung zu hemmen, den Drucker ausfindig zu machen. Die Jansenisten verfuhren in dieser Sache mit einer Geschicklichkeit, welche an das Vorgehen der modernen Nihilisten in Russland erinnert.

Die Briefe Montalte's wurden auch in Damenkreisen gelesen und eifrig besprochen, selbst die ersten, welche sich auf rein theologische Fragen beschränkten. Man ereiferte sich umsomehr über diese kirchlichen Gegensätze, je weniger die son-

*) Der letzte Brief erschien im Januar 1657. Die Octav-Ausgabe der „Lettres provinciales" trägt das Datum des 24. März 1657; doch nennt sie sich einen Abdruck „sur la copie imprimée à Cologne le 24 mars 1657". Ein Exemplar dieser Kölner Ausgabe ist aber nicht zu finden und die Angabe war vielleicht nur gemacht, um irre zu leiten. Vergl. Abbé Maynard, les Provinciales. Paris 1851. B. II. p. 347.

stigen öffentlichen und politischen Verhältnisse der Beurtheilung des Volks überlassen waren*).

Pascal's nächste Aufgabe war es, die Entscheidung der Sorbonne über die jansenistische Lehre von der Prädestination zu bekämpfen und das Verdammungsurtheil, von dem Arnauld betroffen worden war, als ein Parteimanöver, eine von gehässiger Eifersucht eingegebene Massregel hinzustellen. Die ersten Briefe behandelten darum das Dogma von der Prädestination und die mit demselben zusammenhängenden Fragen, von der Gnade, von den aus Unwissenheit begangenen Sünden u. s. w. Der Briefschreiber stellte sich als unbefangen in die Mitte zwischen die beiden Hauptparteien, in welche die Sorbonne damals getheilt war, zwischen Molinisten und Thomisten. Die zwei Parteien hatten sich gegen die Jansenisten geeint und Louis de Montalte berichtet seinem Freund über die Ansichten der beiden Seiten. Er spielt dabei die Behauptungen der einen Partei gegen die der andern aus, um sie alle lächerlich zu machen. Er spottet der subtilen Unterscheidungen, von der „genügenden Gnade" Gottes, die doch nicht genügt, um den Menschen zu retten, sondern jedesmal noch einen besonderen Gnadenakt erfordert, wenn der Mensch zum Heil gelangen soll. Pascal hütete sich wohl, die schroffen Ideen seiner Freunde mitzutheilen, sprach auch nicht von der Strenge seiner Gesinnungsgenossen, welche die Frömmigkeit zu einer Qual, die Tugend zu einer Marter, die ganze Welt zu einer einzigen grossen Ungerechtigkeit stempeln wollten.

---

*) In La Fontaine's „ballade sur Escobar" finden wir das Urtheil der grossen Menge derer, die dem Streit ihre Aufmerksamkeit schenkten, sich an den „Lettres à un provincial" ergötzten, aber kühl blieben:

C'est à bon droit que l'on condamne à Rome
L'évêque d'Ypre, auteur de vains débats:
Ses sectateurs nous défendent en somme
Tous les plaisirs que l'on goûte ici-bas.
En paradis allant au petit pas,
On y parvient quoi qu' Arnauld nous en die:
La volupté sans cause il a bannie.
Veut-on monter sur les célestes tours,
Chemin pierreux est grande rêverie,
Escobar sait un chemin de velours.

Dafür übergoss er die Lehren seiner Gegner, die in ihrer gewundenen sophistisch subtilen Weise den Spott herausforderten, mit der vollen Lauge seines Witzes, der um so vernichtender wirkte, je unschuldiger er sich stellte. Gerade weil die Ironie so fein ausgedrückt war, that sie so weh.

Die Jansenisten feierten mit den „Lettres provinciales" einen grossen Triumph, der ihnen nach der schweren, so zu sagen officiellen Niederlage, die sie erlitten hatten, doppelt erfreulich war. Freilich waren nicht alle mit der Kampfweise Pascal's einverstanden und die Strenggesinnten tadelten entschieden sein Vorgehen. Allein die ausserordentliche Wirkung der Pamphlete liess die Mehrzahl doch die wenig christliche Art der „Briefe" übersehen. Das Interesse an den theologischen Streitfragen hätte übrigens auch damals nicht lange gedauert, und Pascal sah ein, dass er das unfruchtbare Gebiet verlassen musste, wenn er seinen geheimnissvollen Kampf mit Erfolg fortsetzen wollte. Mit dem scharfen Blick des Feldherrn erkannte er die gefährlichsten Gegner, aber zugleich auch deren verwundbare Stelle. Das waren die Jesuiten, welche bedenklichen Einfluss in Frankreich erlangt hatten, obwohl sie von jeher bei der Mehrheit des Volks missliebig waren. Gegen sie konnte er andere Waffen als dogmatische Feinheiten benützen, und da sie ohnehin schon lang erbitterte Gegner der Jansenisten waren, gestaltete Pascal mit einemmal seine „Briefe" zu einer wahrhaften Kriegserklärung gegen den Orden. Die „Lettres provinciales" enthalten den heftigsten Angriff, der vielleicht je gegen die Jesuiten gerichtet worden ist. Ihre laxe Morallehre, ihr Streben, durch Accomodirung an die Charaktere und die Schwäche der Menschen die Herrschaft über dieselben zu gewinnen, fanden in Pascal einen unerbittlichen Gegner. Dabei fand er eine besondere Stärke in seinem eignen offnen Wesen, und in manchen Partien seiner Briefe erhob er sich darum über den kleinlichen Parteihader hinaus, auf den Standpunkt eines echten, unerschütterlichen Vertheidigers menschlicher Würde und Grösse. Er durchforschte, von seinen Freunden Nicole und Arnauld unterstützt, die Werke verschiedener Jesuiten über Moral, besonders die Schriften von Escobar und Molina, um aus ihnen die Waffen für seinen Kampf zu holen.

Wir können hier auf die einzelnen Briefe nicht genauer eingehen und wollen nur wenige Punkte hervorheben. So geisselt Pascal mit besonderem Nachdruck die Geschicklichkeit der Jesuiten, eine sündhafte That durch den Vorwand der guten Absicht („la direction d'intention") zu entschuldigen. Der Jesuit, mit dem sich Louis de Montalte unterhält und dessen Aeusserungen er seinem Freund brieflich mittheilt, rühmt besonders die Kunst seines Ordens in der feinen Auslegung, mit deren Hilfe man jeden Widerspruch der Moral gegen der Menschen Thun beseitigen könne. So sei z. B. das Duell nach den Anschauungen der Welt über die Ehre oft eine Nothwendigkeit, während doch das Evangelium gebiete, Böses mit Gutem zu vergelten. In solchem Fall müsse eben die Absicht in richtiger Weise gelenkt werden. Sobald man sich im Fall einer Ehrenkränkung als Ziel nicht die Rache vorsetze — was sündhaft wäre — sondern die Vertheidigung der Ehre, was gestattet sei, sobald könne man sich auch im Duell schlagen. „Ainsi nous corrigeons le vice du moyen par la pureté de la fin." Wenn ein Edelmann zum Duell gefordert worden ist, würde er ehrlos werden, wenn er diesem Ruf nicht folgte. Will er aber die Sünde des Todschlags vermeiden, so gehe er zum Stelldichein nicht in der Absicht sich zu schlagen, sondern nur mit dem Gedanken, sich zu vertheidigen, wenn er angegriffen wird. Nothwehr ist ja erlaubt. Er thut kein Unrecht, wenn er auf einer Wiese spazieren geht, einen Mann erwartet, und sich vertheidigt, sobald ihn dieser angreift. So sündigt er nicht. Da sein Sinn nicht auf das Duell gerichtet war, kann man doch nicht sagen, dass er die Herausforderung angenommen habe (Br. VII).

In ähnlicher Weise lässt Pascal seinen Jesuiten, den er übrigens oft als gar einfältig hinstellt und sich seinen Sieg damit erleichtert, über die Simonie reden, die kluge Zweideutigkeit der Sprache, den Wucher u. a. m. entschuldigen, und überall citirt er eine Menge von Stellen aus den Schriften der Jesuiten, wonach dieselben mit Hilfe ihrer Casuistik alle Fehler der Menschen verhüllen und entschuldigen wollen. „O mein Vater! das ist klug gesprochen!" ruft Montalte einmal aus. „Man braucht

nichts mehr zu fürchten!“ *). Manche Stelle der Briefe wird zum feinen Lustspiel, so sicher und scharf sind die Charaktere gezeichnet, so lebendig wird das Gespräch. Oft aber erheben sich die Briefe auch zur höchsten satirischen Kraft, zu jener Kraft, welche die Entrüstung verleiht. So gewandt hatte noch Niemand die französische Sprache im erbitterten Kampf gebraucht. Die letzte Schwerfälligkeit, die ihr noch innewohnte, war nun verdrängt. Von Stufe zu Stufe hatte sie sich in steter Fortbildung entwickelt; von Balzac zu Descartes, und von Descartes zu Pascal war sie in Zeit von weniger als dreissig Jahren emporgestiegen, war gewandt, einfach und klar geworden. Nun stand sie in voller Schönheit und Kraft da. Pascal hat noch einzelne verworrene Constructionen, nachlässige Wendungen, aber die Sprache ist bereits das treffliche Instrument, das jede, auch die feinste Nuance des Gedankens wiederzugeben vermag. Die folgenden Schriftsteller konnten im Einzelnen noch glätten, klären, verschönern, aber die classische Prosa war geschaffen. Die „Lettres à un provincial“ sind zum Arsenal geworden, aus dem die späteren Zeiten ihre schärfsten Waffen geholt haben. Molière kannte sie, als er seinen „Tartuffe“ schrieb, und Voltaire wie die Encyklopädisten schöpften ihre Kenntniss von der Jesuitenmoral zum grössten Theil aus ihnen. Um so mehr verlangt es die Billigkeit, anzuerkennen, dass sich Pascal mehr als einmal hinreissen liess, die Lehrsätze seiner Gegner zu entstellen. Vielleicht geschah es nicht absichtlich. Es liegt eben in der Natur einer jeden Kampf- und Streitschrift, dass sie sich in ihrer leidenschaftlichen Wallung schwer von Ungerechtigkeit frei hält. Aber wenn man Pascal auch manche Irrthümer nachweisen kann, im Grossen und Ganzen war sein Angriff gegen die verderblichen Lehren der Jesuiten nur zu sehr gerechtfertigt. Doch gestehen wir offen, dass die „Lettres“ keine Sympathie in uns erwecken können. Es fehlt auch ihnen der Geist der reinen Humanität und neben meisterhaften Stellen enthalten sie viel hohles Gezänk und theologische Spitzfindigkeit.

---

*) Pascal, Lettres à un provincial V. (De la probabilité).

Im Lauf der Arbeit wurde Pascal durch ein besonderes Ereigniss in seinem Glauben bestärkt. Man vernahm plötzlich, dass sich im Kloster von Port-Royal zu Paris ein Wunder ereignet habe und den frommen Bewohnerinnen ein deutliches Zeichen der göttlichen Gnade zu Theil geworden sei. Das Wunder konnte jedenfalls zu keiner gelegneren Zeit kommen. Port-Royal war in seinem Bestand bedroht, die gelehrten Einsiedler hatten ihr Asyl verlassen müssen, die Hameaux standen verödet und man befürchtete von Tag zu Tag die Schliessung des Klosters auf Befehl der Regierung. Da wurde im März 1656 — Pascal's fünfter Brief war damals erschienen — eine Reliquie, ein Dorn aus Christi Dornenkrone, in der Kirche von Port-Royal ausgestellt und die Vorsteherin des Klosters drückte der zehnjährigen Nichte Pascal's, der Tochter von Gilberte Périer, die in Port-Royal erzogen wurde und seit Jahr und Tag an einer Thränenfistel litt, die Reliquie auf das kranke Auge. Schon sei der Knochen angefressen gewesen, heisst es, und die Aerzte hätten als letztes Mittel die Anwendung eines glühenden Eisens vorgeschlagen. Aber die Berührung der leidenden Stelle mit der Reliquie habe eine plötzliche Heilung herbeigeführt. Fünf Aerzte und sieben Chirurgen bezeugten, dass hier ein Wunder geschehen sei. Die bösen Rationalisten wollten die Sache zwar durch natürliche Gründe erklären, aber der Vorgang machte auf Pascal's Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck. Er glaubte, der Himmel habe ihm ein sichtbares Zeichen gegeben, um ihn zum weiteren Kampf zu ermuthigen.

In Folge des Wunders in Port-Royal stellte man die Reliquie auch an anderen Orten aus, aber nirgends bewies sie wieder ihre Heilkraft. Statt deshalb auch an dem ersten Wunderfall zu zweifeln, sah man darin nur den Beweis, dass Gott das Kloster Port-Royal ganz besonders begünstige. Selbst die Regierung fand sich zu grösserer Nachsicht bewogen und die Jansenisten durften in ihre Einsiedelei zurückkehren. Pascal aber setzte seinen Feldzug gegen die Jesuiten fort, ohne dass man in ihm den Verfasser der gefürchteten Briefe erkannte. Der Papst verdammte sie und ein Exemplar derselben wurde in Paris öffentlich von Henkershand verbrannt (14. October 1657), worauf Pascal in seinen Auf-

zeichnungen und abgerissenen Gedanken den Satz niederschrieb, der ihn in offener Rebellion gegen das Papstthum zeigt: „Wenn meine Briefe in Rom verdammt werden, so verdammt doch der Himmel, was ich in ihnen verdamme. Ad tuum, Domine Jesu, tribunal appello.... Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ *).

Immer leidenschaftlicher und entschiedener versenkte er sich in die Askese. Um demüthig zu bleiben und jeden eiteln Gedanken sofort büssen zu können, trug er auf dem blossen Leib einen eisernen Gürtel mit Stacheln. Er wollte jede Regung der Sinnlichkeit unterdrücken, auf jedes Vergnügen, jede Bequemlichkeit verzichten, und seine Gesundheit verfiel in Folge der Kasteiungen, die er sich auferlegte, völlig. „Wie glücklich wäre ich, wenn ich gleich arm an Herz wie an Geist wäre!“ rief er öfters aus. Er fürchtete zu gesunden, da er die Gefahren der Gesundheit kenne. Er riss sein Herz von allem Weltlichen los und suchte selbst seine Liebe zu den Geschwistern zu unterdrücken. Jede Liebe zu den Menschen sei ein Diebstahl an Gott, behauptete er. Wenn seine Schwester Gilberte ihm von einer schönen Frau sprach, die sie gesehen habe, zürnte er und tadelte selbst, wenn sie ihre Kinder liebkoste. Jacqueline, mit der er so innig verbunden gewesen war, starb kurze Zeit vor ihm, im Jahr 1661, und als er die Kunde von ihrem Hinscheiden erhielt, äusserte er keine Trauer, sondern sprach den Wunsch aus, so fromm sterben zu können, wie sie. „Die wahrhafte und einzige Tugend besteht darin, dass man sich selbst hasst“, schrieb er eines Tags. „Es ist unrecht, wenn sich Jemand an mich anschliesst, auch wenn er es gern und freiwillig thut“ **).

Seine körperliche Hinfälligkeit hemmte ihn nicht, geistig thätig zu sein, vielmehr fand er in ihr einen Sporn mehr zur Arbeit. Von seinem nahen Ende überzeugt, wollte er die kurze Zeit, die ihm noch vergönnt war, benutzen. Gerade in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit den höchsten Fragen, welche die Menschheit bewegen können und suchte

*) Pascal, Pensées éd. Louandre, chap. XXIV. n° 62. p. 385.

**) Pascal, Pensées, ch. XXIV. n° 35.

in leidenschaftlicher Erregung nach einer befriedigenden Antwort. So demüthig er sein wollte, in einem Punkte bewahrte er das Gefühl seiner Ueberlegenheit. Er verschmähte es, irgend Jemand geistige Gefolgschaft zu leisten, und noch im letzten Lebensjahr trennte er sich von seinen Freunden, den Jansenisten von Port-Royal, weil er seine Unabhängigkeit bewahren wollte. Ein freier, stolzer Geist lebte in ihm, so sehr er sich auch bemühte, ihn in Fesseln zu schlagen. Aber tiefer und tiefer versank er in die unselige krankhafte Stimmung, die ihn dazu brachte, gegen sich selbst zu wüthen. Er gehörte offenbar zu dem Geschlecht der energischen Männer, denen der Boden zu einer grossen Thätigkeit fehlt, die sich darum in sich selbst verzehren, sich in gewagten, selbst gewaltthätigen Theorien verlieren und rastlos in ihrem Geiste umgetrieben werden. Hätte Pascal in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gelebt, sein Fanatismus hätte ihn als Einsiedler in die Wüste geführt; er hätte in fremden Zungen geredet und wäre dem erschreckten Volk als ein Heiliger erschienen. Aber ebenso hätte ihn, wenn er im Jahrhundert der Aufklärung erschienen wäre, sein scharfer Geist, sein Schwung, seine ätzende Logik vielleicht in die Reihe der entschiedensten Revolutionäre, neben Rousseau geführt. Das siebzehnte Jahrhundert bot ihm am wenigsten Spielraum. Wir können nur bedauern, dass er seine seltene geistige Kraft nicht der Erforschung der Naturgesetze zugewandt hat, wie er in seiner Jugend so erfolgreich begonnen. Dann besässe Frankreich wahrscheinlich in ihm einen Mann, den es neben Newton stellen könnte. Doch das sind Hypothesen, die uns zu weit führen.

Pascal wohnte in Paris für sich allein, hatte aber eine arme Familie in sein Haus aufgenommen. Die Blattern, die ein Kind derselben befielen, bewogen ihn, zu seiner Schwester Périer zu ziehen, um diese, die ihn täglich besuchte, nicht der Gefahr der Ansteckung auszusetzen. Dort starb er am 19. August 1662 im vierzigsten Lebensjahr.

Als man Pascal's Verlassenschaft ordnete, fand sich unter den Papieren eine Menge loser Blätter, auf welchen der Verstor-

bene einzelne Gedanken, wie sie ihm gerade zugeströmt waren, aufgezeichnet hatte. Diese Papiere waren zu mehreren Packeten zusammengebunden und man erkannte, dass sie sich grösstentheils auf ein Hauptthema, vielmehr auf eine Reihe eng zusammenhängender Fragen bezogen. Es waren die ersten völlig ungeordneten Vorarbeiten zu einem Werk über die christliche Religion, an das Pascal in den letzten Jahren gedacht hatte. Er wollte den Beweis für die Wahrheit und Grösse der christlichen Religion führen und nachweisen, dass sich nur mit ihrer Hilfe die Menschen aus Elend und Jammer zu retten vermöchten. Der Gedanke an diese Arbeit beschäftigte ihn fortwährend und so oft er ein treffendes Wort, eine Idee fand, die er vielleicht einmal dabei benutzen könnte, schrieb er sie sogleich nieder. Den Plan seines Werks hatte er bereits in seinem Geist ziemlich festgestellt und ihn auch mit seinen Freunden mehrfach besprochen.

Die ehemaligen Genossen von Port-Royal, welche Einsicht in die hinterlassenen Papiere erhielten, fühlten sich ergriffen von dem hohen Geist, der in denselben zu Tage trat, und beschlossen, die Fragmente durch den Druck zu veröffentlichen. Sie machten eine Auswahl, stellten sie nach einer gewissen Ordnung zusammen, wobei sie sich von ihren Erinnerungen an frühere Gespräche mit Pascal leiten liessen. Doch erschien die erste Ausgabe der „Pensées“ nicht vor 1669. Die Herausgeber versicherten, dass sie den Text Pascal's unverändert zum Abdruck gebracht hätten, und die folgenden Ausgaben hielten sich darum ohne Bedenken an diese erste von Port-Royal besorgte Ausgabe, ohne das Manuscript noch einmal zu vergleichen, höchstens dass sie einige früher übergangene Aussprüche beifügten*). Die Papiere waren nach mehrfachen Wanderungen in den Besitz der Nationalbibliothek gekommen. Die kleinen Zettel sind auf Blätter geklebt und bilden so einen Folioband von beinahe fünfhundert Seiten. Erst vor etwa vierzig Jahren untersuchte Victor Cousin den Originaltext genauer und constatirte, dass

*) Die Ausgabe von 1678 brachte zum erstenmal die „Vie de Blaise Pascal par sa soeur, Mme Périer“. — Eine neue Anordnung in der Reihenfolge der Pensées hatte vor Cousin schon Frantin in seiner Ausgabe von 1835 versucht.

die Ausgaben zahlreiche Abweichungen enthielten. Die jansenistischen Herausgeber hatten vielfach geändert, Sinn und Sprache abgeschwächt, manchen schönen Gedanken übergangen. In einem Bericht, den er der Akademie unterbreitete, sprach Cousin die Ueberzeugung aus, dass eine neue, sorgfältig vorbereitete Ausgabe der „Pensées" nöthig sei, wenn man Pascal überhaupt kennen lernen wolle*). Seitdem hat in der That eine neue Behandlung derselben Platz gegriffen und mancher Herausgeber ist nun in andrer Richtung zu weit gegangen. Die Menge von Sprüchen und abgerissenen Gedanken erlaubt durch eine verschiedenartige Zusammenstellung und Auffassung die widersprechendsten Erklärungen. So will z. B. ein Abbé den streng katholischen Denker in Pascal gefunden haben, wogegen ein protestantischer Pfarrer nicht minder klar nachzuweisen glaubt, dass der Schreiber der „Pensées" eigentlich ein Calvinist gewesen sei**). Man übersieht dabei, dass man es nicht mit einem fertigen Werk, nicht einmal mit einem Torso, sondern nur mit einer Sammlung rasch hingeworfener Gedanken zu thun hat, die sich in keine systematisch angelegte Reihenfolge bringen lassen. Bei der Ausarbeitung seines Werks hätte Pascal gewiss sehr viel geändert oder ganz gestrichen. Wir neigen daher der Ansicht eines neueren Kritikers zu, der seine Meinung dahin ausspricht, dass die Freunde von Port-Royal doch Pascal's Ideen und Absichten am besten gekannt haben müssen und dass sie sich nicht ohne triftige Gründe so starke Striche und Aenderungen im Text erlaubt haben***). Freilich ist es heute nicht mehr möglich, auf die Ausgabe von Port-Royal zurückzugehen, da die historische Richtung unserer Zeit das ganze, ungeänderte Manuskript ver-

---

*) V. Cousin, Rapport à l'Académie française sur la necéssité d'une nouvelle édition des Pensées de Pascal. Besonders abgedruckt Paris 1843. 8°.

**) Vergl. die Ausgaben der Pensées von Astié, Paris et Lausanne 1857, 2 B. in 12°, und von Rocher, Domherrn zu Orléans, Tours, Mame 1873. 4°. Die neueste Ausgabe, von Molinier, basirt auf einer genauen philologisch-kritischen Vergleichung des Originals, geht aber in manchen Punkten, z. B. der Wiedergabe aller, selbst offenbarer orthographischen Fehler zu weit.

***) M. Ferd. Brunetière, Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française, S. 72 ff. Paris, Hachette & Cie. 1880.

langt. Um aber in dem Urtheil über Pascal nicht irre zu gehen, hüte man sich, den Widersprüchen und befremdenden Aeusserungen, die sich in einigen Abschnitten finden, ein allzu grosses Gewicht beizulegen. Das Bild Pascal's tritt uns klar und bestimmt aus den Hauptideen entgegen, und diese ergeben sich mit untrüglicher Sicherheit.

Pascal wollte offenbar zunächst die völlige Nichtigkeit alles menschlichen Strebens beweisen, um daraufhin die christliche Religion als das einzige Rettungsmittel zu empfehlen. Der erste Theil seiner These war schon früher von andern ausführlich behandelt worden. Schon Montaigne hatte in seinen „Essais" die Schwäche des Menschen dargethan und die Unmöglichkeit sicherer Erkenntniss nachgewiesen. Allen Kämpfen und Bestrebungen, allen Leidenschaften und Ueberzeugungen, der ganzen Erscheinungswelt hatte er sein skeptisches „je ne sais" entgegengestellt. Aehnlich, wenn auch mit grösserer Bitterkeit, betonte ein Zeitgenosse Pascal's, La Rochefoucauld, von dem wir bald ausführlicher zu reden haben, in einer Sammlung scharfer Maximen die Schlechtigkeit und den Egoismus der Menschen. Pascal war noch fester von dem Elend der Menschen überzeugt und er fand feurigere Worte, gewaltigere Beweise für seine Meinung. Aber während jene sich mit dem Resultat ihrer Beobachtungen begnügten und die Welt hinnahmen wie sie ist, bäumte sich Pascal gegen jede traurige Resignation auf. Er drang weiter vor in die Geheimnisse des Lebens; er wollte eine Rettung aus dem unermesslichen Unglück finden, und glaubte fest, das Heil in der christlichen Religion, als dem einzig sicheren Halt inmitten der auf- und abwogenden Bewegung alles vergänglichen irdischen Seins, gefunden zu haben.

Aber freilich müsse man sich Mühe geben, die Geheimnisse der Religion zu ergründen. Im Bewusstsein, die Wahrheit zu besitzen, ruft Pascal den Philosophen und Zweiflern fast verächtlich zu, sie sollten die Religion, die sie bekämpfen, doch zuvor kennen lernen; sollten doch die Mittel, welche die Kirche biete, einmal ernstlich anwenden. „Aber sie glauben sich schon angestrengt zu haben, wenn sie einige Stunden auf die Lektüre der heiligen Schrift verwandt und einige Geistliche über die

Glaubenswahrheiten befragt haben. Dann rühmen sie sich, vergebens in den Büchern und unter den Menschen gesucht zu haben"*). Pascal begreift nicht, dass die Menschen gegenüber den wichtigsten aller Fragen, von der Unsterblichkeit und dem Wesen Gottes, so gleichgiltig bleiben können. Dass man sich nicht erwärmt, wenn es sich um die Lehre des Copernicus handelt, kann er verstehen. Aber es entsetzt ihn, dass man sich nicht um die Unsterblichkeit der Seele kümmere. Ein Mensch, der nicht an die Unsterblichkeit glaube, habe doch nur die Aussicht, entweder in kurzer Zeit völliger Vernichtung anheim zu fallen oder ewig verdammt zu sein.

Nirgends tritt die Verschiedenheit zwischen Pascal's Ueberzeugungen und den modernen Anschauungen so grell zu Tage, als in diesen Ausführungen. Pascal fühlte sich geängstigt von der Idee eines unbarmherzig strafenden Gottes, der jeden Zweifler in die flammende Hölle verstösst. Dieser Glaube trieb ihn in strenger Consequenz zum Fanatismus. Er konnte sich nicht vorstellen, dass der ruhige feste Sinn, der sich vor der Weltordnung beugt und sein Geschick hinnimmt, wie es auch immer kommen möge, zum mindesten ebenso achtungswerth erscheint, als der verzweifelte Geist, der unablässig nach Mitteln zur Rettung hascht, und sich in unendlichen Klagen über das Unglück des Menschengeschlechts ergeht. Die Ruhe und geistige Freiheit eines Marc Aurel, der sich sagte: „Lass dich nicht beunruhigen. Alles geht doch so, wie es der Natur gemäss ist"**) — ist menschlicher und schöner. Der heidnische Kaiser war nicht minder fromm denn Pascal, als er schrieb: „Wenn die Götter über mich und über das, was mir begegnen soll, etwas beschlossen haben, so ist ihr Rathschluss gut, denn ein rathloser Gott ist nicht denkbar. Und dann, aus welchem Grund sollten sie mir weh thun wollen?"***).

Seinem Plan entsprechend, schildert Pascal zunächst die unsägliche Schwäche des Menschen, der sich selbst ein unlösbares Räthsel ist. „Ich weiss nicht, wer mich in diese Welt

---

*) Pensées ch. I.

**) Marc Aurel's Selbstgespräche VIII, 5.

***) Selbstgespräche VI, 44.

versetzt hat, was diese Welt ist und wer ich bin... Ich sehe die erschreckenden Räume des Universums, die mich umschliessen, und finde mich in einem Winkel dieser Unendlichkeit gefesselt, ohne zu wissen, warum ich gerade hierher und nicht anderswohin gestellt worden bin... Ich sehe nach allen Richtungen hin nur die Unendlichkeit, die mich, ein Atom, einen Schatten, umfängt"*). „In solcher Lage Gott nicht kennen zu wollen", ruft Pascal, „ist das Zeichen einer ausserordentlichen geistigen Schwäche. Nichts ist feiger, als Gott gegenüber den Helden spielen"**). Ist aber der Mensch einmal auf die Widersprüche des Lebens aufmerksam geworden, dann steht er entsetzt und verliert jeden Halt. Dann befragt er die Philosophen, wendet sich zu allen möglichen Religionen, erhält aber überall nur ungenügende Antwort. Die Philosophen besonders sind Pascal ein Aergerniss. „Ueber die Philosophie spotten, ist wahre Philosophie", sagt er ein andermal***).

Der Mensch ist zugleich klein und gross. Wie klein ist er, dem Weltall gegenüber; und mit einer Milbe verglichen, wie erscheint er gross! Aber die Milbe selbst ist wieder eine Welt, und in diesem Atom eines Atoms („ce raccourci d'atome") erkennt man nicht minder die unendliche Grösse der Natur. So schwebt der Mensch zwischen zwei Abgründen, unendlicher Grösse einer- und dem Nichts anderseits: ein Punkt in der Mitte! Aehnlich verhält es sich mit unserem Geist in dem Reich der Intelligenz. „Unsere Sinne fassen kein Extrem. Allzu viel Lärm betäubt uns, zu grelles Licht blendet uns, zu grosse Entfernung

---

*) Pensées ch. I. Vergl. die prächtige Anfangsstrophe von Pindar's sechster Nemeischer Ode: „Ein Geschlecht der Menschen gibt es und ein Geschlecht der Götter. Beide sind wir derselben Mutter entsprossen, doch uns scheidet die unendliche Verschiedenheit der Macht. Die Einen sind nichts, während für die andern der eherne Himmel der ewige unerschütterliche Sitz ist. Und doch nähern wir uns den Unsterblichen durch die Grösse des Geistes und die Kräfte des Körpers, obwol wir Tag und Nacht eine Bahn verfolgen, deren Ziel das Schicksal uns Blinden verborgen hat."

**) Pensées ch. I.

***) Pensées ch. IX n° 35: „Se moquer de la philosophie, c'est vraiment philosopher."

und zu grosse Nähe hindern uns am Sehen, zu lange und zu kurze Rede bleibt uns unverständlich; zu viel Wahrheit erschüttert uns, zu viel Vergnügen belästigt uns..." „So sind wir unfähig, etwas bestimmt zu wissen, und ebenso unfähig, gar nichts zu wissen...." *).

Wie armselig der Mensch ist, und wie sehr er von den geringfügigsten Umständen abhängt, zeigt Pascal ferner an der Geschichte Cromwell's. „Cromwell war im Begriff, die ganze Christenheit zu verderben; die königliche Familie wäre verloren und die seinige für immer mächtig gewesen, wenn sich nicht ein kleines Sandkorn in seiner Blase festgesetzt hätte. Rom zitterte vor ihm; aber das Sandkorn setzte sich bei ihm fest; er starb, seine Familie sank, der Friede herrschte und der König kam zurück — —" **). „Wäre die Nase der Kleopatra anders geformt gewesen, die Weltgeschichte hätte einen andern Gang eingeschlagen" ***).

Der Mensch kann sich der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass er elend ist, und er ist so elend, weil er es weiss. Aber dass er fähig ist, sein Elend zu erkennen, das gerade macht seine Grösse. Denn man fühlt sich nur unglücklich, wenn man sich vorher in einem besseren Zustand befunden hat. Paullus Aemilius war glücklich, dass er Consul gewesen war, denn es war nicht seine Bestimmung, es immer zu sein. Aber König Perseus war unglücklich, da er immer König sein sollte und doch die Krone verlor. Noch deutlicher erklärt Pascal später einmal diesen Gedanken: „Wenn der Mensch niemals in Sünde verfallen wäre, würde er in seiner Unschuld und mit aller Sicherheit sich der Wahrheit und des Glücks erfreuen. Und wenn er von jeher sündhaft gewesen wäre, hätte er keinen Begriff von Wahrheit und Glück. Allein wir Unglücklichen haben eine Ahnung von dem was Glück ist, und können es doch nicht erreichen; wir fühlen in uns das Bild der Wahrheit und besitzen nur die Lüge!...

---

*) Pensées ch. II. n° 1.

**) Pensées II. n° 6.

***) Ibid. VIII. n° 29.

So ist es offenbar, dass wir uns in einem Zustand von Vollkommenheit befunden, ihn aber leider verloren haben!" *).

Einen andern Beweis von unserer doppelten, widerspruchsvollen Natur sieht Pascal in unserer geistigen Kraft. „Der Mensch ist nur ein Halm, der schwächste in der ganzen Natur, — aber er ist ein denkender Halm! Unsere ganze Würde beruht in unserm Denken. Streben wir also, richtig zu denken, darauf gründet sich die ganze Moral."

An andrer Stelle, wo er denselben Gedanken ausspricht, setzt er freilich hinzu: „Was aber ist unser Denken? Wie thöricht ist es!" **). Wenn somit Pascal selbst die Nichtigkeit unserer geistigen Kraft betont, wie kann er dann überhaupt noch die Wahrheit irgend eines Satzes beweisen wollen?

Mit einer Art verzweifelter Lust wühlt er weiter, um die Ueberzeugung von dem Elend des Menschen zu befestigen. „Der Mensch ist nichts als Maske, Lüge und Heuchelei!" Er lebt nie in der Gegenwart, da sein Sinn stets auf die Zukunft gerichtet ist. „Wir hoffen nur immer zu leben!" ***). Der Mensch fühlt sich unglücklich, so oft er an sich und seine Lage denkt. Darum stürzt er sich in die Zerstreuungen. Und nichts beweist die Jämmerlichkeit seiner Natur deutlicher, als dass ihn eine Billardkugel in seinem Elend zu trösten vermag †). Kann der Mensch überhaupt je ein Ding in seiner wirklichen Gestalt sehen, seinem wirklichen Werth nach beurtheilen? Seine Phantasie beherrscht ihn, sie vergrössert und verkleinert die Dinge nach Belieben, und sie allein, die Launenhafte, bestimmt, was als gut und schön gelten soll. Noch mehr. Wie kann man von sicherem Urtheil da reden, wo der Geist durch den geringfügigsten Umstand am richtigen Denken gehemmt wird? Der unabhängigste Geist wird durch das Knarren einer Wetterfahne oder das Summen einer Fliege gestört, und der grösste Philosoph wird nicht ruhig nachdenken können, wenn er auf einem schwanken Brett über einem Abgrund sitzt. Alle

---

*) Pensées X. n° 1.

**) Ibid. XXIV. n° 48.

***) Pensées ch. V.

†) Ibid. Vergl. Voltaire's Brief an Mme Du Deffant 12 sept. 1760: „c'est parce qu'on est frivole, que la plupart des gens ne se pendent pas."

Ideen der Menschen bergen einen grellen Widerspruch in sich. Die mächtigste Institution der Erde, das Königthum, ist auf die Thorheit und Schwäche des Volks begründet. Was sich dagegen auf die Vernunft stützt, wie z. B. die Werthschätzung der Weisheit, hat wenig Halt*). Bedenkt man ferner, dass auch die Krankheiten des Menschen eine Quelle der Irrthümer sind, dass das persönliche Interesse des Einzelnen gleichfalls mächtig dazu beiträgt, die Menschen zu täuschen und ihr Urtheil zu trüben, so ergibt sich die völlige Hilflosigkeit und Schwäche unserer Einsicht. Sogar das Rechtsgefühl hängt von dem Himmelsstrich ab. „Drei Grad nördlicher — und das ganze Recht ändert sich... Welch sonderbare Gerechtigkeit, über die ein armseliges Flüsschen entscheidet. Was diesseits der Pyrenäen für richtig gilt, erscheint jenseits als falsch. Gibt es überhaupt etwas Seltsameres, als dass ein Mensch das Recht hat, mich zu tödten, weil er jenseits des Wassers wohnt und sein Fürst mit dem meinigen im Streit lebt?" Pascal kommt auf denselben Gedanken, der ihm die Jämmerlichkeit der menschlichen Einrichtungen besonders eindringlich beweist, noch an andrer Stelle zurück, in der er ganz dramatisch wird. „Warum tödtest du mich? — Ja, wohnst du denn nicht jenseit des Wassers? Guter Freund, wenn du diesseits wohntest, wäre ich ein Mörder und ich handelte unrecht, wenn ich dich tödtete. Da du aber jenseits wohnst, bin ich ein Held und Alles ist in Ordnung"**).

Es gibt also keine Gerechtigkeit. „Man nennt gerecht, was man zu befolgen gezwungen ist." In seinem Eifer wird Pascal immer weiter fortgerissen; ohne es zu wollen, arbeitet er daran, das Staatswesen seiner Zeit zu untergraben. Hier und da streift er sogar auf das socialistische Gebiet hinüber. Eigenthum, meint er, gäbe es im Grund genommen nicht, kein Mensch könne nachweisen, dass er etwas rechtmässig besitze. Nur die Phantasie gäbe ihm das Eigenthumsrecht, dessen er niemals in Sicherheit geniesse, da ihm die Kraft fehle, das Eigenthum zu vertheidigen***).

---

*) Pensées ch. VI.

**) Pensées ch. VII. n° 4.

***) Ibid. IV, n° 9.

Aehnlich behauptete Proudhon zwei Jahrhunderte später, dass das Eigenthum Diebstahl sei. Was der Socialist des 19. Jahrhunderts in brutaler Form ausgesprochen hat, ist doch nur derselbe Gedanke, der sich schon bei Pascal findet. Die socialistischen Lehren sind so alt, wie die menschliche Gesellschaft. J. J. Rousseau sagte später: „Der erste, welcher ein Stück Land umzäunte und sich zu sagen vermass: 'dieses Land ist mein!' und der Leute fand, welche einfältig genug waren, dies zu glauben, war der Begründer der menschlichen Gesellschaft" *). Denselben Gedanken, noch kürzer und schärfer gefasst, finden wir schon bei Pascal. „Mein, dein. — Dieser Hund ist mein, sagten die armen Kinder. Das ist mein Platz in der Sonne. Solches war der Beginn und das Bild der Usurpation der ganzen Erde" **). Freilich betont Pascal in einer andern Schrift die Rechtmässigkeit des Besitzes, weil die Gesetze heilig sein müssten ***), aber diese nachträgliche Einschränkung seiner ersten Behauptung ist doch nur eine schwache Concession. Gleich den ersten Christen, die in ihrer religiösen Begeisterung die Abkehr von der irdischen Welt predigten und in ihrer Weise Socialisten waren, wurde auch Pascal von seinem leidenschaftlich erregten Gemüth fortgerissen, so dass er oft in logischer Schärfe die letzten Consequenzen eines Gedankens zog, unbekümmert darum, dass er selbst die Unzulänglichkeit der menschlichen Denkkraft betont hatte.

Nachdem Pascal aber das Elend der Menschen so überzeugend nachgewiesen hat, bleibt er nicht stehen; er will seine Leser nicht dem Gefühl der Verzweiflung überlassen. Er bietet ihnen einen Ausweg, denn er weiss, was sie retten kann. „Höret die Stimme Gottes!" Der Mensch ist ein Nichts, voll Irrthum und Sünde, aber die göttliche Gnade vermag ihn zu erheben. Das zu begreifen, müssen wir die Lehre von der Erbsünde annehmen. Freilich empört sie uns, aber doch bleibt uns alles unbegreiflich, wenn wir nicht an sie glauben. Niemand ist glücklich, der nicht glaubt. Nicht nach Beweisen sollst du fragen,

---

*) J. J. Rousseau, Discours sur l'inégalité parmi les hommes.

**) Pensées VII. n° 1.

***) Discours sur la condition des grands.

sondern glauben. Es lässt sich nichts beweisen, auch die Existenz Gottes nicht. Unser Geist, der endliche, ist zu klein, um Gott, den Unendlichen, zu begreifen. Wer kann beweisen, dass morgen ein neuer Tag heraufsteigen wird, dass wir früher oder später, aber sicher einmal sterben werden? Und doch zweifelt niemand daran.

Um die Zögernden vollends zu gewinnen, stellt Pascal ihnen noch einmal vor, wie viel sie mit dem Glauben gewinnen könnten, während umgekehrt der Skepticismus und die Negation die grössten Gefahren mit sich brächten. Entweder es gibt einen Gott, ein Leben nach dem Tod, Himmel und Hölle — oder es gibt nichts dergleichen. Du hast nun die Wahl, zu glauben oder nicht. Wenn du glaubst und dein Glaube erweist sich als wahr, so gewinnst du alles — die ewige Seligkeit. Sollte dagegen dein Glaube irrthümlich gewesen sein, so verlierst du nichts, denn mit deinem Tod ist ja alles zu Ende. Wenn du aber nicht glaubst, hast du nur die Aussicht, entweder nichts zu gewinnen, im Fall du mit deinem Unglauben Recht hattest — oder alles zu verlieren und für ewig in der Hölle zu dulden, falls es einen Gott, ein ewiges Leben und eine Vergeltung nach dem Tod gibt.

Mit dem Unglauben also setzt man unendlich viel aufs Spiel, mit dem Glauben kann man nichts verlieren, möglicherweise aber viel gewinnen. Wer könnte da noch zögern? Freilich kann man einwenden, dass sich der Glaube nicht befehlen lässt. Aber auch dagegen weiss Pascal Rath. Die Gewohnheit thut so viel. „Mache nur, als glaubtest du, lasse Messen lesen, nimm Weihwasser u. s. w. So wirst du auf ganz natürliche Weise zum Glauben gelangen und einfältig werden" *).

Die metaphysischen Beweise für das Dasein Gottes sind unsicher. Um so gewisser steht Christus vor uns da. Er ist der Mittelpunkt alles Seins. Wer ihn kennt, kennt alle Dinge.

---

*) Pensées XI. n° 1: „Suivez la manière par où ils ont commencé; c'est en faisant tout comme s'ils croyaient, en prenant de l'eau bénite, en faisant dire des messes, etc. Naturellement même cela vous fera croire et vous abêtira." Das letzte Wort wäre empörend, wenn es im gewöhnlichen Sinn aufzufassen wäre. Allein mit Recht erklärt man es als einen Ausdruck gleich dem biblischen „stultitia" und „stultus". Paulus I Corinth. III. 18. 19.

Die Religion, die er gelehrt hat, ist darum auch die einzig wahre. Sie allein sagt die Wahrheit, indem sie ausspricht, dass Gott unerforschlich ist. Sie allein aber lehrt trotzdem die Liebe zu Gott und fordert, dass der Mensch sich selbst hasse.

Die weiteren Ausführungen, in welchen Pascal den Beweis für die Wahrheit und Unübertrefflichkeit der christlichen Religion führen will, bilden den schwächsten Theil der „Pensées". Sie müsse wahr sein, denn sie habe immer bestanden, trotzdem sie gegen die Natur und gegen den natürlichen Menschenverstand sei. Lehrte die christliche Religion nur die Verehrung Gottes, so wäre sie nichts als Deismus. Der Kern der Religion aber liege in dem Mysterium der Erlösung. „Das Christenthum ist sonderbar. Es befiehlt dem Menschen, anzuerkennen, dass er niedrig und verwerflich ist und will, dass er strebe, Gott zu gleichen. Niemand ist so glücklich, so vernünftig, so tugendhaft und liebenswerth, wie ein wahrer Christ" *).

Wir übergehen die weiteren Gründe, die Pascal für das Christenthum anführt, und die er in den messianischen Weissagungen, in dem Gang der jüdischen Geschichte, und in der strengen Theologie seiner Zeit findet. Die Formel eines Dogmas oder die Geschichte eines Wunders gelten ihm nun als genügende Beweise und neben mathematischen Folgerungen fordert er plötzlich Raum für den blinden unterwürfigen Glauben. Er sagt ausdrücklich, es sei ebenso verwerflich, den Verstand ganz zu vernachlässigen, als ihn überall gelten zu lassen. Man müsse wissen, wo man zu zweifeln, aber auch wo man sich zu unterwerfen habe**). Pascal hat bei diesem Wort vorzugsweise die Wunder im Auge, auf die er besonderen Nachdruck legt. In dieser Hinsicht trennt uns eine tiefe Kluft von ihm. Die moderne Wissenschaft hat den Glauben an die Wunder gebannt, so wie sie die Legende vom Paradies und dem idyllischen Leben der ersten Menschen zerstört hat. Damit stürzt aber die ganze Lehre Pascal's von der Erbsünde und dem Bewusstsein des Menschen

*) Pensées ch. XIII. n° 5.

**) Pensées ch. XIV.

von einem verlornen Zustand der Grösse, — jenes Bewusstsein, das uns zugleich so unendlich glücklich und so elend machen soll.

Wenn wir aber auch den letzten Theil der Pascal'schen Beweisführung nicht mehr gelten lassen können, behalten doch die anderen Ausführungen, die Schilderung des Menschen und seiner Natur, ihren vollen Werth. Diesen werden auch die späteren Zeiten anerkennen müssen. Denn Pascal zeigt sich darin als einen unübertroffenen Kenner der menschlichen Natur, deren Tiefe er ergründet hat. Von dichterischer Kraft erfüllt, ragt er stellenweise an Dante heran, und grübelt gleich Hamlet über dem Geheimniss alles Seins. Zudem kleidet er oft seine Gedanken in meisterhafte Form. Viele derselben, die er doch nur zu seiner Erinnerung niederschrieb, sind in wahrhaft klassischer Sprache geschrieben. Ob er ruhig beweisen, lebhaft schildern, stürmisch mit fortreissen will, immer findet er den treffenden Ausdruck, das dichterisch schwungvolle Wort, das packende Bild. Die leere Phrase ist ihm unbekannt. Nirgends setzt er ein Wort zuviel, und gerade diese Beschränkung, die er mit den grossen Prosaikern des 17. Jahrhunderts gemein hat, verleiht seinen Schriften die Harmonie des Stils.

Man hat zum öfteren die Ansicht ausgesprochen, dass Pascal keinen grösseren Ruhm erworben, auch nicht mehr Eindruck gemacht hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Werk zu vollenden. Das ist wohl möglich. Wenn er auch viele Aussprüche geändert oder unbenutzt gelassen hätte, ist es doch wol nicht zu bezweifeln, dass sein Werk in der Ausführung denselben Charakter getragen hätte, wie seine „Pensées" und die Schwächen seiner Beweisführung wären nur um so deutlicher zu Tage getreten.

Unter der Menge von Gedanken, welche zur Lösung der Hauptfragen beitragen sollen, finden sich indessen etliche, die wie verloren dastehen und in eine andre geistige Atmosphäre zu gehören scheinen, — geistvolle Digressionen über Literatur und Kunst, oder satirische Streiflichter auf Vorgänge im geselligen Verkehr. So vergleicht er einmal die Dichter, die sich in gesuchten Antithesen gefallen, mit Baumeistern, welche falsche Fenster an ihren Gebäuden anbringen, um die Symmetrie zu

retten*), und verwirft die von den Precieusen so bewunderten poetischen Umschreibungen, die er kurzer Hand als Jargon bezeichnet**), denn die wahre Beredtsamkeit spotte der Beredtsamkeit***). Mit besonderem Nachdruck erklärt er sich gegen das Theater. Alle grossen Vergnügungen seien gefährlich, am gefährlichsten aber sei das Schauspiel, weil dasselbe die menschlichen Leidenschaften so wahr und poetisch fein wiedergebe, dass es unsere Herzen bewege und ähnliche Leidenschaften erwecke. Am meisten fürchtet er die Tragödien, in welchen die Liebe eine Hauptrolle spielt, zumal die reine und edle Liebe, die er auch als eine Schwäche verurtheilt. Denn je unschuldiger sie den Unschuldigen erscheine, um so schädlicher sei die Wirkung, die sie auf dieselben ausübe†).

Mit solchen Ansichten blieb sich Pascal nur consequent. Seine Menschenkenntniss aber bewies er in manchen kurzgefassten Sprüchen, die in ihrer satirischen Schärfe an den Verfasser der „Provinciales“ erinnern. „Man lässt sich gewöhnlich leichter durch die Gründe überzeugen, die man selbst gefunden hat, als durch die, auf welche andre verfallen sind††)“. — „Wenn man die Hauptleidenschaft eines Menschen kennt, ist man sicher, ihm zu gefallen.“ — „Niemals thut man das Böse so entschieden und so freudig, als wenn man es aus Gewissenhaftigkeit thut“†††). — „Man findet die Menschen um so origineller, je mehr Geist man hat, die gewöhnlichen Leute sehen keinen Unterschied in den Menschen“ *†).

Die Aufgabe, an deren Lösung Pascal vergebens gearbeitet hatte, stellte sich Chateaubriand nach den Stürmen der Revolution aufs Neue. Auch er wollte dem Christenthum die Herzen der Gebildeten gewinnen, als er sein Werk „Le Génie du chri-

---

*) Pensées IX, 23.
**) Pensées, IX, 26.
***) Ibid. IX, 35.
†) Ibid. XXIV, 60.
††) Ibid. IX, 10.
†††) Pensées XXIV, 39.
*†) Ibid. IX, 1.

stianisme" schrieb. Ihm galt es besonders, die ästhetische Ueberlegenheit des Christenthums über alle andern Religionen darzuthun. Träumerisch und schwärmend, am Aeusseren haftend, ohne den scharfen Blick und die Gemüthstiefe Pascal's, konnte er mit seinem Vorgänger nicht wetteifern. Auch Lamennais, der in seiner Schrift über die religiöse Gleichgiltigkeit („Sur l'indifférence en matière de religion") so beredte Worte fand, erreichte doch nicht die markige Kraft des kranken Weisen von Port-Royal*).

C. Mlle de Montpensier und die Marquise de Sablé.

Während auf dem kirchlichen Gebiet ein leidenschaftlicher Kampf auf- und abwogte, entwickelten sich im Staatsleben Frankreichs, wie auf dem socialen Feld die neuen Verhältnisse, wenn auch nicht ohne Widerstand, so doch im Ganzen ohne heftige Gegnerschaft. Die Gesellschaft zumal trug während des ersten Decenniums nach der Fronde noch deutlich den Charakter der früheren Zeit, in der die Aristokratie den Ton angegeben hatte. Erst später, als König Ludwig persönlich die Regierung übernahm, erhielt auch der Hof einen überwiegenden Einfluss auf die Richtung des Geschmacks. Bis zu diesem Zeitpunkt bewegte sich das geistige, künstlerische und literarische Leben Frankreichs noch ziemlich in denselben Bahnen wie früher. Noch immer gaben einige aristokratische Salons den Ton an. Allerdings war der einst so gerühmte Kreis der Marquise de Rambouillet gesprengt, aber andre vornehme Damen suchten, wenn auch mit minderem Erfolg, die ihnen theure Tradition aufrecht zu erhalten. So vereinigten die Prinzessin von Montpensier, die Marquise de Sablé, etwas später auch die Herzogin von Bouillon und andre mehr in ihren Salons eine Gesellschaft, die nach schöngeistigem und literarischem Ansehen strebte.

---

*) Ausser den schon angeführten Werken vergl. noch: Reuchlin, Pascal's Leben und der Geist seiner Schriften, Stuttgart 1840. Sainte-Beuve, Port-Royal, t. II u. III. Causeries du Lundi, t. V. Prévost-Paradol, les moralistes français, Paris 1865. Dreydorff, Pascal, sein Leben u. s. Kämpfe, Leipzig 1870. Dreydorff, Pascal's Gedanken über die Religion, Leipzig 1875.

Anne Marie Louise de Montpensier war die Tochter des Herzogs Gaston von Orléans und hatte sich in der Fronde durch ihre Entschlossenheit hervorgethan, wie wir schon an andrer Stelle geschildert haben*). „Mademoiselle", wie man sie nannte, hatte durch ihre Mutter, Marie de Bourbon, welche die letzte Erbin des Hauses Montpensier gewesen war, unermesslichen Reichthum erlangt. Ausser einem beweglichen Vermögen, das auf zwanzig Millionen Livres geschätzt wurde, war sie die Herrin von vier Herzogthümern, darunter das souveräne Fürstenthum Dombes an der Saône. In dem Krieg der Fronde hatte sie der königlichen Macht mit besonderer Energie widerstanden, war selbst zu Feld gezogen, hatte Orléans gewonnen, den Prinzen Condé und sein Heer nach einer blutigen Niederlage bei Paris durch ihr entschiedenes Auftreten gerettet und sah sich deshalb nach dem Sieg Ludwig's XIV. ernstlich bedroht. Sie konnte sich glücklich schätzen, dass sich der König damit begnügte, seine stürmische Base aus Paris zu verbannen und ihr das Schloss Saint-Fargeau bei Joigny in der Champagne als Aufenthaltsort anzuweisen**). Das Stillleben, zu dem sie dort genöthigt war, konnte ihr bei ihrem lebhaften Charakter nicht gefallen. Geboren im Jahr 1627, war sie noch jung und hegte in ihrem Herzen kühne Hoffnungen auf eine Königskrone. Sie liebte Musik und Theater und hatte sich an der Romantik des Kriegslebens wie berauscht. Darum schien ihr die Schlosseinsamkeit zu Saint-Fargeau oft schwer zu ertragen. Jagden, weite Spazierritte, Vorstellungen einer Schauspielertruppe, die sie in ihren Sold nahm, genügten ihr nicht, und sie war froh, als ihr nach einiger Zeit der Aufenthalt in Paris wieder gestattet wurde. Dort bewohnte sie das ihr gehörige Luxembourg-Palais, das damals noch ausserhalb der Stadt lag. Der König vergass die Vorfälle während des Aufstands jedoch noch lange nicht und erst im Jahr 1660 schenkte er der Prinzessin wieder seine Gnade. „Mademoiselle" hatte ihren kleinen Hof um sich und es gehörte in der ersten Zeit ein gewisser Muth dazu, sich offen für sie zu erklären. Unter den Freunden waren

*) Siehe Band II S. 17.

**) Schloss Saint-Fargeau ist 1851 völlig abgebrannt.

manche, die sich in der Zeit des Bürgerkriegs selbst compromittirt hatten, wie z. B. der Herzog de La Rochefoucauld. Auch Frau von Sévigné und ihre Freundin, die Gräfin La Fayette, gehörten zu diesem Kreis. Selbst ohne grosse Bildung, wusste die Prinzessin doch geistige Arbeit zu schätzen und begünstigte literarische Bestrebungen, wenigstens soweit sie zur Annehmlichkeit im geselligen Leben beitragen konnten. Sie selbst versuchte sich mit der Feder und schrieb unter anderem ihre Memoiren, die einen werthvollen Beitrag zur Geschichte ihrer Zeit bieten, freilich oft in nachlässiger Sprache verfasst sind*). Auch die Novellen, welche unter dem Titel „Les nouvelles françoises et divertissemens de la princesse Aurélie" (2 Bände, 1656) erschienen, werden ihr zugeschrieben. In ihnen wird geschildert, wie die Prinzessin mit fünf Freundinnen ihr Leben zu Six-Tours (Saint-Fargeau) verbrachte, und wie sich die Damen, nach dem Vorbild der Königin Margarethe von Navarra und ihres Kreises, einander Geschichten erzählten. Die mitgetheilten Novellen tragen jedoch nicht den Charakter des „Heptameron", sondern gleichen den eleganten Rittergeschichten, wie sie damals Mode waren. Mlle de Montpensier fand auch Vergnügen an satirischen Werken und schrieb, neben der „Relation de l'île imaginaire" den kleinen satirischen Roman „Histoire de la princesse de Paphlagonie", in dem sie Personen ihrer Bekanntschaft schilderte, ein Bild ihrer Umgebung zeichnete und die kleinen Schwächen derselben verspottete. Ihr Sekretär Segrais stand ihr bei diesen literarischen Versuchen zur Seite und hatte die letzte Redaktion zu besorgen.

Dass im Salon des Luxembourg-Palasts die alten ritterlichen Ideen gehegt wurden und man an den Idealen der früheren Zeit festhielt, ist natürlich. Allein die neue Zeit machte sich doch auch hier mächtig geltend. Im Haus Rambouillet hatte man vor allem nach heiterer und feiner Geselligkeit gestrebt; literarische Unterhaltungen waren dort nur zugelassen worden, soweit

*) Mémoires de Mlle de Montpensier. Sie erschienen in den Memoirensammlungen von Petitot und Michaud. Eine neuere Ausgabe von Chéruel, 4 Bde. in 12. erschien 1858. Das Manuscript befindet sich auf der Pariser Nationalbibliothek.

sie dem Geist eine gefällige Anregung und auserlesenen Genuss boten. Nach der Fronde wechselten die Salons, welche die Weise des Hauses Rambouillet bewahren wollten, doch ihren Charakter. Sie wurden literarischer, zugleich aber auch geschäftsmässiger, realistischer. Ein interessantes Bild von Hals und Van Dalen zeigt eine solche Gesellschaft. Man sieht einen reichgeschmückten Saal, in einem Alkoven das Bett, in der Mitte einen Tisch mit allerlei Früchten. Die Gäste bilden einzelne Gruppen, die eifrig miteinander plaudern, wobei die Herren, der Sitte gemäss, den grossen Federhut auf dem Kopf haben. Das Bild zeigt allerdings einen holländischen Salon, doch macht das keinen grossen Unterschied, denn die französische Mode herrschte auch in Holland*).

Eines Tages erzählte man der Prinzessin von Montpensier von einer neuen Unterhaltung, der man sich in Holland besonders eifrig widme. Ein jedes Mitglied des Kreises musste nämlich sein eigenes Porträt entwerfen, was zu mancherlei Scherz und Heiterkeit Veranlassung bot. Man wird dabei an das unschuldige Spiel erinnert, das vor einigen Jahren beliebt war und bei welchem den Freunden des Hauses Fragen nach dem Lieblingshelden, dem Lieblingsdichter, dem Charakter u. s. w. zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt wurden. Die Idee gefiel der Prinzessin und sie verlangte sogleich von ihren Besuchern, dass sie sich selbst schilderten. Um mit gutem Beispiel voranzugehen, entwarf sie ihr eignes Porträt und gab eine genaue Schilderung ihres Aeusseren sowie ihrer geistigen und moralischen Eigenschaften.

„Ich beanspruche kein Mitleid", sagt sie darin, „denn ich bemitleide auch die andern nicht gern. Spott würde mir schon besser gefallen, da er gewöhnlich seinen Grund in einem Gefühl des Neides hat und man doch nur selten unbedeutende Menschen beneidet" . . . . . „Ich bin gross, weder dick noch mager, und gut gewachsen . . . . . die Brust ist wohlgebildet, Hände und Arme sind nicht schön von Gestalt, aber weiss und

*) Das interessante Bild, in dem Hals die Figuren, Van Dalen die Zimmereinrichtung gemalt hat, gehörte dem vor Kurzem gestorbenen M. Léopold Double und war 1874 in der histor. Costüme-Ausstellung zu sehen. Reproducirt ist es in dem Werke von Racinet, „les Costumes".

weich. Ich habe gerade Beine und wohlgeformte Füsse.“ Dann sagt sie noch, dass sie blaue Augen und blonde Haare habe, in ihrer Toilette nachlässig, aber doch nicht ohne Eleganz sei. „Ich spreche viel, aber keine Dummheiten, rede auch nicht von Dingen, die ich nicht verstehe.“ Im Weiteren betont sie ihre Treue in der Freundschaft, ihre Verschwiegenheit, gesteht aber, dass sie heftig, aufbrausend, und deshalb als Feindin zu fürchten sei... „Ich bin gut und edel, keiner niederen und schwarzen Handlung fähig, und mehr für Nachsicht als für Gerechtigkeit gestimmt... Ich bin melancholisch, liebe gute Bücher. Was kleinlich ist, bringt mich auf. Ich nehme hierbei die Verse aus, die ich liebe, von welcher Art sie auch seien. Ich bin tapfer, muthig und ehrgeizig, schnell im Entschluss und zäh in dessen Ausführung.“

In den Porträts, welche die Besucher des Luxembourg-Palastes von sich zu entwerfen hatten, war es gestattet, nur Gutes von sich zu sagen. Aber verdienstlicher erschien der, der auch offen von seinen Fehlern redete. Wer sich die Kraft nicht zutraute, seine eigene Charakteristik zu geben, durfte die Aufgabe einem andern Mitglied der Gesellschaft übertragen. Die neue Art der Unterhaltung gefiel, weil man dabei seinen Witz und seine Gewandtheit an den Tag legen konnte. Mit dem Anschein der Bescheidenheit doch des Guten recht viel von sich zu sagen, das Lob mit einem Tadel zu mischen, der genau betrachtet, auch ein Lob einschloss, die Wahrheit zu reden und sie doch manchmal so zu sagen, dass sie kaum erkennbar blieb, das war eine Aufgabe, die gerade dem Charakter der damaligen hohen Gesellschaft vortrefflich entsprach. Noch besser konnte man seine Kunst erweisen, wenn man das Porträt eines Freundes oder einer Freundin zu zeichnen übernommen hatte und in den Schwall bewundernder Worte mit unschuldiger Miene und in feiner Weise kleine boshafte Bemerkungen einfliessen liess.

Mit der Zeit wuchs die Sammlung der Porträts aus dem Kreise der Prinzessin zu einer stattlichen Galerie heran und der Gedanke wurde angeregt, sie durch den Druck bekannt zu machen. Freilich riethen gewichtige Stimmen davon ab. Auch der Vater der Prinzessin sprach sich dagegen aus, weil er, wie die letztere scherzend meinte, die Veröffentlichung seines

Porträts fürchtete*). So wählte man einen Mittelweg und liess die Sammlung nur in wenigen Exemplaren für die Freunde drucken (1659). Segrais hatte die einzelnen Charakteristiken vorher durchsehen und corrigiren müssen. Der Erfolg übertraf jede Erwartung und die Prinzessin gestattete noch in demselben Jahr eine zweite Auflage für das grosse Publikum, das begierig war, die Bekenntnisse der vornehmen Herren und Damen zu lesen. Doch war diese neue Ausgabe in mancher Hinsicht abgeschwächt, enthielt aber dafür einige Beiträge mehr, unter andern das interessante Porträt von La Rochefoucauld. Auch für uns ist die Sammlung noch von Werth. Wir finden darin die Schilderung der Königin Anna, Karl's II. von England, der Königin Christine von Schweden, des Prinzen Condé, der Marquise de Sévigné, der Gräfin La Fayette, Mme. de Motteville, Mme. Deshoulières u. a. m.

Das Beispiel, das die Gesellschaft des Luxembourg mit ihren Porträts gab, fand vielfache Nachahmung. Das Interesse für psychologische Studien und Charakterzeichnungen wurde auf diese Weise belebt und kam auch bald den Romanen und dramatischen Werken zu Gute. Von den Charakterskizzen der Prinzessin von Montpensier führte der Weg gerade zu den „Charakteren" La Bruyère's, der die ganze Gattung durch seine feine Behandlung hob und sie in der eigentlichen Literatur einbürgerte.

Mademoiselle wusste übrigens auch noch später und in andrer Weise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Gegen das Ende des Jahres 1670 erhielt sie vom König die Erlaubniss, sich mit dem durch seine galanten Abenteuer bekannten Herzog von Lauzun zu verheirathen. Eine königliche Prinzessin mit einem einfachen Herzog! „Ich melde Ihnen das erstaunlichste, überraschendste, wunderbarste, siegreichste, betäubendste, unerhörteste, sonderbarste, ausserordentlichste, unglaublichste, unvorhergesehenste, grösste, kleinste, seltenste, gewöhnlichste, weltkundigste, bis heute geheimste, glänzendste, beneidenswertheste Ereigniss; kurz, ein Ereigniss, für das man in den vergangenen Jahrhunderten nur ein Beispiel findet, und dazu ein Beispiel,

*) Mlle de Montpensier, Mémoires Jahr 1657.

das nicht einmal passt, ein Ereigniss, das man nicht in Paris, geschweige denn in Lyon glauben kann... ein Ereigniss, das sich Sonntag begeben und Montag vielleicht nicht begeben wird.... Herr von Lauzun heirathet nächsten Sonntag im Louvre — rathen Sie, wen? Ich lasse Ihnen vier, sechs, hundert Antworten. Ich höre Frau von Coulanges sagen: Das ist schwer zu errathen. Madame de La Vallière?... — Keineswegs, Madame. — So ist es Mademoiselle de Retz? — Keineswegs; Sie sind doch eine rechte Kleinstädterin.... Sie treffen es nicht und ich muss es Ihnen doch schliesslich sagen: Er heirathet den Sonntag im Louvre mit der Erlaubniss des Königs Mademoiselle — Mademoiselle — errathen Sie! — er heirathet Mademoiselle, die Tochter weiland Monsieur's, die Enkelin Heinrich's IV., Mademoiselle d'Eu, Mademoiselle de Dombes, Mademoiselle de Montpensier, Mademoiselle d'Orléans, die für den Thron bestimmte Prinzessin, die einzige Partie in Frankreich, die Monsieur's würdig wäre."

So schrieb in ihrer Aufregung Frau von Sévigné an ihren Oheim Coulanges nach Lyon*). Und vier Tage später hatte sie wieder zu melden, dass die Heirath doch nicht stattfinde, da der König seinen Willen geändert habe. Die Prinzessin war ausser sich, musste sich aber fügen. Doch soll sie später eine heimliche Ehe mit Lauzun geschlossen haben. König Ludwig benutzte ihre Neigung jedenfalls in wenig ritterlicher Weise. Lauzun wurde unter dem nichtigen Vorwand, er habe die Marquise de Montespan beleidigt, zu zehnjährigem Gefängniss verurtheilt und nach der Festung Pignérol abgeführt. Ihn zu befreien, opferte die Prinzessin ihr souveränes Fürstenthum Dombes, das mit Frankreich vereinigt wurde, und die Grafschaft Eu. Beide Besitzungen wurden dem Herzog du Maine, dem illegitimen Sohn Ludwig's, überlassen.

Auch die Marquise de Sablé vereinigte lange Zeit einen grossen, häufig genannten Kreis in ihrem Haus. Madeleine de Souvré (1599—1673) hatte sich schon 1614 mit dem Marquis de Sablé aus dem Hause Laval-Montmorency vermählt und in dem

---

*) Lettre de Mme de Sévigné, lundi 15 déc. 1670.

Salon Rambouillet geglänzt. Im Jahr 1640 verlor sie ihren Gatten, 1646 einen ihrer Söhne bei der Belagerung von Dünkirchen. Sie galt in der späteren Zeit als eine der Führerinnen der falschen precieusen Richtung. „Zur Zeit, da die Königin Anna nach Frankreich kam", sagt Frau von Motteville von ihr*), „machte sie durch ihre Schönheit grosses Aufsehen. Aber wenn sie auch liebenswürdig war, wünschte sie doch noch mehr, liebenswürdig zu scheinen, und ihre Eigenliebe machte sie etwas zu empfindlich für das Urtheil der Menschen..." „Sie erklärte es für gut, wenn die Herren eine warme Neigung für die Damen empfänden; der Wunsch, diesen zu gefallen, bewege sie zu den grössten Thaten, flösse ihnen Geist ein und verleihe alle möglichen Tugenden. Andrerseits aber dürften die Frauen, der Schmuck der Gesellschaft und geschaffen, um von den Herren bedient und angebetet zu werden, nichts als respectvolle Huldigungen zulassen."

In diesen Worten verräth sich die vollendete Precieuse der späteren Zeit, die das einfache natürliche Gefühl verleugnete, in deren prüdem Wesen sich verkehrte Schwärmerei mit bewusster Heuchelei verband, und die eine Richtung einschlug, in der sie sich lächerlich machen musste. Die Marquise hatte zeitweise Anwandlungen von besonderer Frömmigkeit, während welcher sie sich von der Welt abschloss. Doch war sie zu gesellig, um es längere Zeit in der Abgeschiedenheit aushalten zu können. Der Charakter der Gesellschaft, die sie um sich vereinte, hatte besonders nach der Fronde einen ernsteren Charakter. Sie beschäftigte sich gern mit Philosophie, Theologie und Moral, aber auch mit Politik, Literatur und Fragen der ritterlichen Galanterie. Die cartesianischen Lehren wurden eifrig bei ihr verhandelt, Arnauld las in ihrem Salon die „Logik" von Port-Royal vor. Unter ihren Gästen sah man Condé, Conti, die Herzogin von Aiguillon, Richelieu's Nichte, Montausier, La Rochefoucauld, ja selbst Monsieur, des Königs Bruder. Aber neben diesen Vertretern des hohen Adels traf man auch Gelehrte

*) Mme de Motteville, Mémoires tome I, p. 13.

und Schöngeister bei ihr, Conrart, Nicole, Arnauld, eine kurze Zeit auch Pascal.

Im Jahr 1659 beschloss die Marquise, sich in das Kloster Port-Royal im Faubourg Saint-Jacques zurückzuziehen. Die „Bekehrungen" waren damals nicht selten und auch die Marquise de Sablé wünschte ein beschauliches Leben zu führen. Da sie sich aber nicht entschliessen konnte, dem weltlichen Leben ganz und für immer zu entsagen, suchte sie einen Ausweg und ihre Wünsche fanden im Kloster freundliches Entgegenkommen. Port-Royal bildete einen weitläufigen Complex von Gebäuden mit grossen Höfen und Gärten. Innerhalb der Umfriedung, aber doch abgesondert, liess sich die Marquise ein Haus errichten, das sie mit einer Gesellschaftsdame, ihrem Arzt, ihrem Sekretär, ihrem Intendanten und der Dienerschaft bewohnte. Auch fuhr sie fort, ihre intimen Freunde bei sich zu empfangen. Es gab nun förmliche Conferenzen bei ihr, über die man Protokolle aufnahm. So verhandelte man z. B. 1663 über den Calvinismus. Der Sekretär sammelte alle Abhandlungen, die hier vorgetragen wurden, darunter z. B. Vorträge über die Liebe, den Krieg, den Geist. Man erkennt aus den Titeln schon die Art der Besprechungen, die sich mit Vorliebe auf moralische oder psychologische Probleme bezogen. Die Papiere, auch die Protokolle, sind erhalten und befinden sich im Besitz der Nationalbibliothek. Dagegen sind zwei Aufsätze der Marquise über Erziehung verloren; ein andrer über die Freundschaft hat sich unter den Papieren Conrart's gefunden und enthält eine Reihe von Sätzen zur Vertheidigung derselben. Vielleicht wollte sie damit die Behauptungen La Rochefoucauld's entkräften, dessen „Maximen" zum grössten Theil in ihrem Salon zuerst gehört wurden und der in der Freundschaft nichts als Egoismus sah. „Was die Menschen Freundschaft nennen, ist nur eine Gemeinschaft der Interessen, nur eine Schonung der gegenseitigen Interessen, nur ein Austausch von guten Diensten — sie ist nur ein Verkehr, bei dem die Eigenliebe immer etwas zu gewinnen trachtet" *).

*) La Rochefoucauld, Maximes n° 83.

Man liebte es in dem Kreis der Marquise, die Ergebnisse der Besprechungen, die Wahrheiten, die man gefunden zu haben glaubte, in die Form von Sprüchen oder Maximen zu kleiden, und je knapper und schärfer sie gefasst waren, desto grösseren Beifall fanden sie. Die Freunde lasen die Maximen vor, die sie entworfen, man besprach sie, bekämpfte oder billigte sie, und besonders eifrig erwiesen sich auf diesem Feld zwei geistliche Herren, Abbé Dailly und Abbé Jacques Esprit, beide eifrige Anhänger des precieusen Geistes. Von Esprit erschienen einige Jahre später sogar politische Maximen in Versen („Maximes politiques mises en vers"). Auch unter den „Pensées" Pascal's will man einige epigrammatisch gehaltene Sprüche auf seinen Verkehr mit der Marquise zurückführen. Doch sind das nur Conjecturen, die jeder sicheren Begründung entbehren. Der grösste Ruhm aber, den sich die Marquise erworben, ist doch der, dass sie La Rochefoucauld zu seinen „Maximes" angeregt hat*).

Mit diesen Sprüchen aber war die Gesellschaft schon weit ab von dem alten Ton und dem früher herrschenden Geist. In La Rochefoucauld's Maximen fühlt man bereits die neue Zeit, und so finden wir auch in dem Salon, der die Traditionen der Vergangenheit am meisten zu bewahren suchte, unverkennbar den Einfluss der neuen Verhältnisse. Mehr und mehr stellte man sich auf den realen Boden der Gegenwart, und gerade jene Kreise, die sich dem widersetzten, beschleunigten durch die Uebertreibung ihrer Opposition die an sich unvermeidliche Wandlung. Das lächerliche und übertriebene Precieusenthum jener Jahre beruhte doch nur auf einer falschen Auffassung der früheren Ideale; es war ein letzter, aber schlecht eingeleiteter und schlecht durchgeführter Kampf gegen die neu hereinbrechende Zeit, der sich da entspann.

---

*) Ueber La Rochefoucauld siehe den weiter unten folgenden besonderen Abschnitt. Ueber Mme de Sablé vergl. das Buch von Victor Cousin: Madame de Sablé, Paris 1854.

D. Die Precieusen.

Es war nur eine natürliche Entwicklung, dass die Anschauungen und Manieren der aristokratischen Gesellschaft, die unter Ludwig XIII. den Ton angegeben hatte, von ihren Nachahmern nach der Fronde übertrieben wurden. Pedanterie und Trivialität herrschten bei den letzteren, weil weltunkundige, schwerfällige und dabei von sich eingenommene Menschen die Führerschaft übernommen hatten.

Wie früher die Marquise de Rambouillet jeden Mittwoch ihre Freunde im blauen Salon ihres Hauses versammelt hatte, so lud in den Jahren, welche uns jetzt beschäftigen, das Fräulein Madeleine de Scudéry jeden Samstag einen Kreis von Gelehrten und Schöngeistern zu sich ein. Obschon man unter ihren Gästen auch einzelne vornehme Herren und Damen fand, ging es bei ihr doch gar ehrsam spiessbürgerlich zu. Man gefiel sich in der Erörterung akademischer Fragen, wie bei der Marquise de Sablé, und führte, so wie dort, gewissenhaft Protokoll über alle Verhandlungen. Man besprach sich ernsthaft über gar komische Fragen und glaubte damit die Zeit der alten Liebeshöfe zurückzurufen. Man stritt z. B. darüber, ob die Liebe eine edlere Leidenschaft sei als der Ehrgeiz, und ob sie für einen jungen Mann nützlich sei? ob man besser daran thäte, eine Melancholische oder eine Heitere zu lieben? was schlimmer sei, zu viel oder zu wenig reden? Die Antwort auf die letzte Frage dürfte den Theilnehmern an der Verhandlung nicht schwer gefallen sein. Sie müssen die allzu knappe Rede für die grössere Gefahr gehalten haben, sonst hätten sie nicht über solche Fragen geschwatzt. Doch man fasse diese Debatten nicht als scherzhafte Unterhaltung auf. Das Protokoll einer solchen Zusammenkunft ist uns erhalten. Der Tag, an dem dieselbe stattfand, wurde später von den Eingeweihten mit dem stolzen Namen der „Journée des madrigaux“ bezeichnet, weil jeder der Herren zu Ehren der Damen ein Madrigal verfertigen musste.

Im Bestreben, neben Gelehrsamkeit und schöngeistigem Streben auch noch altritterlichen Sinn zu bethätigen und dichterischen Schwung kund zu thun, gerieth man in eine seltsame,

oft geradezu komische Manier in der Sprache wie in dem ganzen Benehmen. Mit der Galanterie verband sich bei den Precieusen auch die Frömmigkeit. So schrieb Conrart, einer der Angesehensten im Salon der Scudéry, fromme Briefe an seine Freunde nach Holland. Bischof Godeau richtete galante Briefe an Madeleine de Scudéry und unterzeichnete sie als „der Magier von Sidon", in Anspielung auf sein Porträt in Madeleine's Roman*). Selbst der berühmte Kanzelredner Fléchier verfasste in seiner Jugend liebetändelnde Epigramme an „Iris", worin er deren kranke Augen besang, bald auch ihre Heilung feierte.

Natürliches Gefühl und einfaches Benehmen schwanden immer mehr in diesem Kreis. Den Heldinnen, die hier herrschten, galt bald auch das Essen nicht mehr als wohlanständig und fein. Wurden precieuse Damen zu Tisch gebeten, so suchten sie eine Ehre darin, die gebotenen Speisen kaum zu berühren. Sie hatten sich schon zu Hause vorgesehen und glaubten durch ihre zur Schau getragene Enthaltsamkeit um so ätherischer zu erscheinen**), Dem entsprechend war ihr ganzes Wesen. In den Precieusen, Herren und Damen, glühte kein Funke von Leidenschaft. Um so mehr redeten sie von Liebe und Aufopferung. Was sie aber so nannten, war fade Galanterie. Sie hatten die Liebeswerbung in ein Gesetzbuch gebracht, nach dessen Formeln und Paragraphen vorgegangen werden musste. Mlle. de Scudéry entwarf in ihrem Roman „Clélie", von dem weiter unten noch ausführlicher die Rede sein wird, die berühmte „Carte du Tendre", eine ideale Landkarte vom Reich der Liebe und echten Galanterie, auf der die Wege verzeichnet waren, die zur Hauptstadt des Landes Tendre am Fluss Inclination führen sollten.

Welchen Spott solche Geschmacklosigkeiten herausforderten, kann man sich denken. Doch liessen sich die begeisterten Precieusen nicht einschüchtern und ihr Beispiel wirkte ansteckend. Der erste Jahrgang der bekannten Wochenschrift „le Mercure galant", der 1672 erschien, enthielt nach dem Muster der Carte

---

*) Ueber Godeau siehe Bd. I. S. 220 dieses Werkes.

**) Vergl. des Verfassers Werk: „Molière, s. Leben u. s. Werke", Frankfurt a/M. 1880 S. 98 ff.

du Tendre eine Karte vom Land der Poesie mit der Hauptstadt Epos u. s. w.

Die affectirte Manier drang nach der Fronde rasch in die Provinz und fand auch in den Kreisen des Bürgerthums Aufnahme, wie uns ein bekannter Roman aus jener Zeit beweist. Im Jahr 1666 veröffentlichte Antoine Furetière eine satirische Erzählung „le Roman bourgeois", in dem er das Leben des bürgerlichen Mittelstandes schilderte. Er führte seine Leser in die Familie eines wohlhabenden Notars, bei dem es noch sehr einfach hergeht, der selbst ungebildet ist und auch seine Tochter Javotte nichts hat lernen lassen. Als sich aber die Möglichkeit bietet, diese mit einem Mann, der allerlei schöngeistige Liebhabereien hat, zu verheirathen, soll sie nachträglich einigen Firniss erhalten und man lässt sie einen der „geistreichen" Salons besuchen, wo sie viel „illustre" und „precieuse" Damen voll Gelehrsamkeit treffen und manches von ihnen lernen kann. Natürlich ist das ein bürgerlicher Salon, „eine jener bürgerlichen Akademien, wie es deren im Land jetzt so viel gibt, wo man über Verse und Prosa und jedes neu erschienene Buch spricht". In solcher Gesellschaft, einem Zerrbild der früheren aristokratischen Salons, fühlt sich die arme Javotte sehr unbehaglich. Da sie auch einmal etwas sagen will, blamirt sie sich beim ersten Wort. Es widerfährt ihr das Unglück, dass sie von einem Sonnett spricht, das hundert Verse zähle*).

Am auffallendsten zeigte sich die Ziererei und der Ungeschmack der precieusen Coterie in der Art, wie sie die Sprache zu reformiren suchte. Was man früher in dieser Hinsicht versucht hatte, war der Hauptsache nach von richtigem Takt eingegeben. Aber allmälig hatte auch hier die Affektation gesiegt. Wenn man anfangs nach gewählter Redeweise gestrebt und dabei bildliche Ausdrücke geliebt hatte, die zum Theil seltsam klangen, so verfielen die geistlosen Nachahmer bald ins Extrem, und ihre Sucht, jedes alltägliche Wort zu vermeiden, wurde unausstehlich. Was vulgär war, erregte Abscheu. Vulgär und natürlich aber waren für diese Leute fast gleichbedeutende Begriffe.

*) Furetière, le roman bourgeois, livre I. Weiteres über ihn siehe in dem Abschnitt VI „Die Erzählungsliteratur".

Wir kennen die Redeweise der Precieusen zum Theil aus den Werken ihrer Dichter und Schriftsteller, mehr aber noch aus den Angriffen der Gegner. Dass die Precieusen in der Literaturgeschichte genannt werden müssen, verdanken sie eigentlich nur ihren Widersachern. Denn ihre affektirte Haltung, ihr gespreizter Ton und ihr ungerechtfertigter Anspruch auf literarische Geltung wären nach kurzer Zeit vergessen worden, — wie es dem von Zeit zu Zeit in allen Ländern neu auftauchenden Precieusenthum immer zu ergehen pflegt, — wenn sie nicht das zweifelhafte Glück gehabt hätten, unter ihren Gegnern geistvolle Schriftsteller und Dichter zu finden, die ihnen die Unsterblichkeit sicherten, wenn auch auf andre Weise, als sie es erwarteten.

Schon in früheren Jahren war manch hartes Wort über sie gefallen. Wir erinnern nur an die „Académiciens“ von Saint-Evremond*). Im Jahr 1656 schilderten Chapelle und Bachaumont in ihrer humoristischen „Reise in das südliche Frankreich“ die precieusen Conventikel zu Montpellier als einen Abklatsch der Pariser Versammlungen. „In diesem Zimmer“, heisst es von ihrem Aufenthalt in Montpellier, „fanden wir viele Damen, die man uns als sehr vornehm und geistreich rühmte, obwohl sie weder hübsch noch elegant gekleidet waren. Bei ihrem gezierten Wesen, ihrer affektirten Sprechweise und ihren auffallenden Reden kamen wir bald zur Ueberzeugung, dass wir in eine Versammlung von Precieusen gerathen waren. Aber obwol sie sich unserthalb besonders anstrengten, zeigten sie sich doch nur als Provinzprecieuse und konnten es unsern Pariserinnen nicht gleich thun. Sie begannen absichtlich von den Schöngeistern zu reden, um uns zu beweisen, wie viel sie durch den Umgang mit denselben gewonnen hätten, und so entspann sich eine komische Unterhaltung:

Sie sagten, dass Menage galant,
Und dass er immer nobel sei,
Costar sei wahrlich kein Pedant,
Doch Chapelain manchmal allzufrei **).

*) Siehe Band II S. 465.

**) Chapelle et Bachaumont, Voyage au midi de la France, p. 81. éd. Jannet:

Andre hingegen sprachen von Herrn von Scudéry und nannten ihn einen edlen Rittersmann, seine Schwester aber eine göttliche Schönheit.“ In ähnlicher Weise reden die beiden Satiriker über die neuesten literarischen Werke, und benutzen die Gelegenheit, nach allen Seiten hin ihre Hiebe auszutheilen, denn die Bemerkungen der Precieusen von Montpellier sind gerade durch ihre Verkehrtheit unterhaltend.

Eine besondere Quelle für die Kenntniss der precieusen Sprache ist das „Dictionnaire des Précieuses“ von Somaize*). Es lehrt uns, wie anmuthig man sich in jenen Kreisen auszudrücken beliebte, und wie man statt von der gemeinen Nase von den „Ecluses du cerveau“, statt von den Haaren von der „petite vie de la tête“ redete. Das Mittagsmahl hiess wohl „les nécessités méridionales“ und die Füsse wurden mitleidig als „les chers souffrants“ bezeichnet. Ein Glas Wasser war „un bain intérieur“, graue Haare wurden mit dem Wort „quittances d'amour“ umschrieben. Derlei Ausdrücke könnte man viele anführen und mit Recht klagte La Bruyère, die Sprache der Precieusen sei zuletzt unverständlich geworden.

„Man hat vor nicht langer Zeit“, sagt er in dem Abschnitt über Gesellschaft und Unterhaltung, „einen Kreis von Personen beiderlei Geschlechts gesehen, welche der Wunsch nach Conversation und geistigem Austausch zusammenführte. Sie liessen den gewöhnlichen Menschenkindern die Kunst verständlich zu reden; auf ein unklares Wort, das zwischen ihnen fiel, folgte ein anderes, das noch dunkler war. Dieses überbot man durch wahre Räthsel, die aber immer lebhaften Beifall fanden. Durch das, was sie Zartheit, Empfindung, Feinheit des Ausdrucks nannten, gelangten sie endlich so weit, dass sie Niemand mehr

---

Les uns disaient que Ménage
Avoit l'air et l'esprit galant,
Que Chapelain n'étoit pas sage,
Que Costar n'étoit pas pédant.

*) Antoine Beaudeau sieur de Somaize „Le grand dictionnaire des Précieuses“, éd. Ch. Livet, Paris, Didier 1856. Ausser dem Dictionnaire, das 1660, und dem Grand dictionnaire, das 1661 erschien, schrieb Somaize auch ein Lustspiel „les véritables Précieuses“, sowie „Le procès des Précieuses, en vers burlesques“. Beide im Jahr 1660.

verstand, auch sie selbst nicht. Um an ihren Gesprächen Theil nehmen zu können, brauchte man weder Verstand, noch Urtheil, noch Gedächtniss, noch irgend eine besondere Fähigkeit: man brauchte nur etwas Geist, — nicht von dem guten, sondern von dem verschrobenen, der zu sehr von der Einbildungskraft beherrscht wird *).

Andrerseits muss doch auch hervorgehoben werden, dass sich viele precieuse Ausdrücke in der Sprache eingebürgert haben, und heute Niemandem mehr auffallen, obwohl sie anfangs ebenso gesucht erschienen, als die oben genannten. Man denke an Redensarten wie „châtier son style", „s'embarquer dans une mauvaise affaire" u. s. w. Aehnliche Beispiele wird man in jeder Sprache finden, denn ein kühnes Bild, das der Dichter zu brauchen wagt, dringt nicht selten in die Umgangssprache des Volkes ein.

E. Der Roman.

Wenn wir die literarischen Erscheinungen jener Zeit im Einzelnen prüfen, so bemerken wir zunächst das Vorherrschen des Romans, der die Aufmerksamkeit der Gebildeten in besonderem Mass auf sich zog. Seitdem die „Asträa" von Honoré d'Urfé die vornehme Lesewelt entzückt hatte, waren immer neue Romandichtungen in Frankreich erschienen. Lange Zeit vermochte jedoch keine die Popularität der Schäfer vom Lignon zu erschüttern. Fünfzig, selbst hundert Jahre später sprach man noch von den einzelnen Figuren der „Asträa", wie La Fontaine, die Briefe der Sévigné und ihrer Enkelin, der Marquise de Simiane, beweisen **). Von wie viel Romanen, die seitdem erschienen, kann man das Gleiche rühmen? Wie viel von den Romanen, welche heute erscheinen, werden in hundert Jahren noch gekannt sein?

*) La Bruyère, Les caractères, chap. VI, de la société et de la conversation, n° 65.

**) Mme de Sévigné, 8 juillet 1670, 19 mai 1676, 20 mai 1676, 8 juin 1676. Mme de Simiane à d'Héricourt, 5 oct. 1736.

Nach d'Urfé war Gomberville mit seinen Romanen nicht unbeliebt. Besonders war sein „Polexandre“ (1632, in 4 Bänden) gern gelesen und erhielt sich lange Zeit in der Gunst des Publikums. Glücklicher noch war La Calprenède, dessen dramatische Thätigkeit wir schon bei früherer Gelegenheit besprochen haben. Jeder seiner beiden Romane, „Cassandre“ (1642) und „Cléopatre“ (1648), umfasst zehn langathmige Bände, und man kann nur die Geduld des damaligen Publikums bewundern, das sich solches bieten liess. In einem späteren Roman „Pharamond“ (1660) beschränkte er sich allerdings auf sieben Bände.

La Calprenède erregte das Interesse seiner Leser durch eine gewisse Lebhaftigkeit der Schilderung, und durch die Sympathie, die er für seine Helden zu erwerben wusste. Er trat mit seinen Hauptromanen gerade in der bewegten, lebhaften und für das ritterliche Ideal schwärmenden Zeit auf, in der auch Corneille seine heroischen Schauspiele schuf. Und wie jener, so suchte auch er durch die Darstellung kühner Thaten und erhabener Gefühle zu fesseln. Dass es ihm gelang, ist gewiss. Wir erkennen das aus dem Zeugniss La Fontaine's, der in einer Ballade im Jahr 1667 die Beliebtheit La Calprenède's wie Gomberville's betonte. In diesem Gedicht lässt La Fontaine die devote süssredende Dame Alizon gegen die Romane reden. Man müsse sie verbrennen, und die heiligen Legenden wieder zu Ehren bringen. Die muntre Chloris lässt solche Ansichten nicht gelten. Sie ist erst 20 Jahre alt, erfreut sich noch an der „Asträa“, und La Fontaine gibt ihr Recht.

Ich las Asträa, da ich noch ein Knabe,
Und les' sie noch, da mir der Bart schon graut.

Er gesteht, dass er den „Polexandre“ an die zwanzigmal gelesen, lässt darauf das Lob der „Cléopatre“ und des „Cassandre“ folgen, und schliesst jede Strophe seines Gedichts mit dem Refrain „Je me plais aux livres d'amour“**). Noch offener spricht sich Frau von Sévigné aus. Sie schreibt

*) Vergl. B. II S. 97.

**) La Fontaine, Ballade VII, sur la lecture des romans et des livres d'amour:

ihrer Tochter, dass sie endlich „Cléopatre“ ausgelesen habe, und setzt hinzu: „Ich begreife nicht, warum mir diese Dummheiten so gefallen.... La Calprenède's Stil ist an vielen Stellen abscheulich, grosse Romanphrasen, hässliche Ausdrücke, ich weiss es. Trotzdem lasse ich mich immer wieder von ihm fangen, wie ein Vogel auf dem Leim. Der Adel der Empfindungen, die Grösse der Leidenschaft, die Bedeutung der Begebenheiten, die wunderbaren Heldenthaten, das alles bezaubert mich, als ob ich ein junges Mädchen wäre“ *). Erst Boileau begann gegen diese Art Romane entschieden Opposition zu machen.

Honoré d'Urfé hatte in „Asträa“ Personen seiner Zeit und seiner Bekanntschaft geschildert, die Erzählung aber in ein romantisch ideales Land und eine unbestimmte Epoche verlegt, um sich die Freiheit der Darstellung zu wahren. Auch La Calprenède gab den Helden und Heldinnen seiner Romane Züge, die an Personen des Hofs und der vornehmen Gesellschaft erinnerten. Er erschwerte sich die Aufgabe aber dadurch dass er seine Erzählung in geschichtliche Zeiten verlegte, und doch die historische Wahrheit mit seinen Darstellungen nicht in Uebereinstimmung brachte.

Seinem Beispiele folgte Madeleine de Scudéry mit ihren auch heute noch häufig genannten, aber nicht mehr gelesenen Romanen. Ihr Erfolg war so gross, dass selbst die Erinnerung an „Asträa“ verblasste und die Lesewelt trotz aller Einwendungen der Kritik immer wieder zu ihnen zurückkehrte. Madeleine war die jüngere Schwester Georges' de Scudéry, über den wir schon mehrmals sprechen mussten**). Die Familie stammte aus der

---

Etant petit garçon je lisois son roman
Et je le lis encore ayant la barbe grise.
— — — — — — — — — — — —
J'ai lu vingt et vingt fois celui du Polexandre;
En fait d'événements, Cléopatre et Cassandre,
Entre les beaux premiers doivent être rangés.

*) Frau von Sévigné an ihre Tochter, 12. Juli 1671. — Tallemant des Réaux erzählt die Anekdote, dass La Calprenède, der sich mit einer Witwe, Mme Arnoul de Brague vermälte, in seinem Heiratscontract versprechen musste, die „Cléopatre“ zu vollenden.

**) Siehe besonders Band II S. 101 ff.

Provence, Madeleine aber war zu Le Hâvre im Jahre 1607 geboren. Früh verwaist, wurde sie von einem Onkel auf dem Land erzogen und erhielt eine sorgfältige Bildung. Später ging sie zu ihrem Bruder nach Paris, dem sie in seinen literarischen Arbeiten behilflich war. Bald aber schrieb sie auch selbständig, doch liess sie alles, auch die späteren grossen Romane unter ihres Bruders Namen erscheinen. Im Jahr 1641 schrieb sie die Erzählung „L'illustre Bassa", die, wie schon der Titel errathen lässt, am türkischen Hof spielt. Sultan Soliman hat einen Genuesen, Justiniani, unter dem Namen Ibrahim in seine Dienste genommen, ihn seiner ausgezeichneten Thaten wegen, zum Grossvezier ernannt, und ihm gelobt, er werde ihn, so lang er lebe, und was auch geschehen möge, niemals tödten lassen. Bald aber regt sich der Despotengeist in Soliman; er wird auf Ibrahim eifersüchtig, und diese Regung benutzen alsbald des Grossveziers Gegner. Soliman bereut seinen Schwur und lässt sich von dem Mufti, dem Haupt der Priester und Gesetzeskundigen, sein Versprechen in spitzfindiger Weise deuten. Wenn der Sultan schlafe, lebe er nicht. Ibrahim dürfe also getödtet werden, während der Zeit, dass Soliman schlafe. So soll die dunkle That geschehen. Aber die Stimme des Gewissens redet in dem Sultan zu mächtig; vergebens sucht er den Schlaf und wälzt sich auf seinem Lager. In dieser qualvollen Stunde erkennt er sein Unrecht, und ist glücklich, den Hinrichtungsbefehl zur rechten Zeit noch widerrufen zu können. Er entlässt Ibrahim, der nach Genua heimkehrt. Die Geschichte klingt nicht sehr türkisch, und das Interesse liegt einzig in den Situationen, nicht in den Menschen, die darin auftreten. Zwei Jahre nach dem Erscheinen der Novelle wurde sie von Georges de Scudéry dramatisirt. Madeleine aber widmete sich seitdem ausschliesslich dem Roman und schrieb in den Jahren 1649—53 ihr zehnbändiges Werk „Artamène ou le grand Cyrus"*), dem sie dann die „Clélie", ebenfalls in zehn Bänden folgen

*) Artamène ou le grand Cyrus. Dédié à Mme de Longueville par Mr. G. de Scudéry, gouverneur de Notre-Dame de la Garde. A Paris chez Augustin Courbé 1654.

liess (1656 — 1660*). Ihre späteren Arbeiten machten keinen Eindruck mehr. Jene beiden Romane aber sind typisch geworden und wir müssen sie deshalb etwas genauer ins Auge fassen.

Im „Artamène" führt Madeleine de Scudéry scheinbar ins graue Alterthum zurück. Sie will von Cyrus, dem Begründer des persischen Reichs, und seinen Schicksalen erzählen, wobei sie jedoch nach dem Vorgang des Xenophon die Geschichte willkürlich umgestaltet. Von den Persern, Griechen und Massageten der Vorzeit bleibt in ihrem Werk nichts als ein paar Namen. Der Cyrus des Romans hat sich schon in früher Jugend durch seine Kühnheit in Asien berühmt gemacht. Mit neunzehn Jahren wird er auf einer Seefahrt vom Sturm überfallen und nach Sinope verschlagen. Dort herrscht Cyaxare, sein Feind, und um sicher zu sein, tritt Cyrus unter dem Namen Artamène auf. Die Nachricht, dass er Schiffbruch gelitten und ertrunken sei, verbreitet sich, und König Cyaxare ordnet ein Dank- und Festopfer an, da er sich von seinem gefährlichsten Feind befreit wähnt. Bei dem feierlichen Zug zum Tempel sieht Cyrus-Artamène die Prinzessin Mandane, des Königs Tochter, und wird von heftiger Liebe zu ihr ergriffen. Er will seine Leidenschaft bekämpfen, und ergeht sich in langen Betrachtungen, die nichts weniger als leidenschaftlich sind. „Wie!" ruft er aus, „soll ich der unglücklichste Mensch auf Erden werden, weil ich die schönste Jungfrau gesehen habe? Schönheit pflegt sonst nur Freude zu erwecken; wie ist es möglich, dass sie, die an Schönheit nie übertroffen werden kann, mir nur Schmerz bereitet? Oder sollte das, was ich für Liebe halte, etwas Schlimmeres sein**)?" Als einziges Kind des Königs und Thronerbin darf Mandane nach dem strengen Hausgesetz keinen Fremden heiraten, und Cyrus kann nicht hoffen, ihre Hand zu erlangen. Hat doch auch der König von Pontus zweimal vergebens um sie angehalten. Erbittert über die Zurückweisung hat sich derselbe mit dem König von Phrygien verbündet und Cyaxare den Krieg erklärt. Zur Zeit da Cyrus

*) Clélie, histoire romaine, par M. de Scudéry, gouverneur de Notre-Dame de la Garde. A Paris chez Augustin Courbé 1661.

**) Le grand Cyrus, Bd. I p. 162.

nach Sinope kommt, währt der Kampf noch fort und der junge Perserheld tritt unter seinem falschen Namen in die Dienste des Cyaxare. So allein hofft er dessen Gunst und dadurch die Hand der Prinzessin zu gewinnen. In der nächsten Schlacht zeichnet er sich vor allen andern Kriegern durch seinen ungestümen Muth, seinen Scharfblick, seine Heldenkraft aus. Er rettet den König aus furchtbarer Gefahr und wird als Ueberbringer der Siegesbotschaft mit einem Brief des Cyaxare an Mandane in die Hauptstadt zurückgesendet. Der Brief enthält das Lob des Artamène, der somit die günstigste Aufnahme bei der Prinzessin findet. „Artamène machte ihr darauf zwei tiefe Verbeugungen und indem er sich mit aller einer Dame von ihrem Range schuldigen Ehrfurcht näherte, küsste er ihr Kleid und überreichte ihr den Brief des Königs, den sie auf der Stelle las. Als sie damit zu Ende war, wollte er die Unterhaltung mit einer höflichen Wendung beginnen..." Dies kleine Beispiel genügt, um die Art der Erzählung deutlich zu machen. Man liest von Persern, Griechen und Asiaten, aber sieht dabei die Herren des französischen Hofs in ihrer halb spanischen Tracht, das Gesicht von den auf die Schultern herabfallenden Haaren umrahmt, lebendig vor sich.

In dem weiteren Verlauf des Romans wird der Leser in eine Reihe von Feldzügen und Schlachten geführt, in denen sich Cyrus und andere ritterliche Fürsten auszeichnen. In den Pausen zwischen den einzelnen Kriegsthaten unterhalten sie sich mit Liebesklagen und wehmüthigen Gesprächen, denn Madeleine de Scudéry hätte zu fehlen geglaubt, wenn sie nicht jedem Helden ein empfindsames Herz gegeben hätte. Plötzlich ereignet sich aber ein grosses Unglück. Sinope fällt in die Hände des Königs von Assyrien und Mandane wird gefangen. Artamène eilt aus der Ferne herbei, sie zu befreien. Als er vor Sinope ankommt, sieht er die Stadt in Flammen, dringt aber doch bis zur königlichen Burg vor, wo er zwar den assyrischen König findet, der sich ihm ergibt, aber zu seinem Schmerz hört, dass die Prinzessin durch Mazare, den treulosen Fürsten der Saker, geraubt und zu Schiff weggeführt worden ist.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Reihe der ziemlich monotonen Begebenheiten hier verfolgen; Mandane wird

in sonderbaren Schicksalen umhergetrieben, kommt aus der Hand des Prinzen Mazare in die Macht des armenischen Königs, dann finden wir sie in Ephesus, wohin sie der König von Pontus hat bringen lassen, dann in Sardes, bis sie schliesslich die Gefangene der Massagetenkönigin Thomyris wird. „Das ist eine Schöne, die durch viele Hände gegangen ist!“ ruft Minos in Boileau's satirischem Dialog „les héros de roman“ aus, worauf ihm Diogenes antwortet: „Wohl wahr; aber die Räuber waren die tugendhaftesten Verbrecher, die es nur geben kann. Sie haben nicht gewagt, ihr ein Leids anzuthun.“

Cyrus-Artamène wird während dieser Irrfahrten der Prinzessin bei Cyaxare des Verraths beschuldigt, eingekerkert und schwebt in Lebensgefahr. Das Heer erhebt sich, um seinen geliebten Feldherrn zu retten. Cyrus aber heischt Unterwerfung von ihnen, denn der König sei der Herr, dem man unbedingt gehorchen müsse. Die Theorie des Königthums, wie sie unter Ludwig XIV. verstanden wurde, zeigt sich hier schon lebendig. Cyrus dämpft den Aufstand und Cyaxare versöhnt sich mit ihm. Nun kann der „amoureux Artamène“, wie er oft bezeichnet wird, die Welt an der Spitze seiner Krieger durchstreifen, um die Geliebte zu retten. Der zehnte und letzte Band schildert noch die wunderbaren Vorfälle im Massagetenland. Königin Thomyris hat ihren Sohn im Krieg verloren. Sie glaubt, Cyrus habe ihn getödtet, und als sie diesen in ihre Gewalt bekommt, beschliesst sie ihn hinrichten zu lassen. Doch verschiebt sie die Ausführung des Urtheils, denn der Gott der Liebe hat ihr Herz gerührt. Sie empfindet eine warme Neigung zu ihrem Feind. Cyrus aber bleibt seiner Mandane treu. „Ich gestehe Euch offen,“ sagt er zur Massagetenfürstin, „dass ich den grössten Beweis meiner Liebe zu Mandane dadurch gegeben habe, dass ich mich der Liebe zu Euch erwehrte. Das war schwieriger als die Einnahme von Babylon, Sardes und Cumä. Es ist ja gewiss viel leichter, Schlachten zu gewinnen und Städte zu erobern, als sein Herz gegen eine Dame von Eurer Schönheit zu schützen“*). Die Barbarenkönigin kennt zwar auch die Gesetze

*) Le grand Cyrus, Band X, 3tes Buch, S. 708.

der Galanterie, aber beachtet sie doch nicht immer, und in ihrer Eifersucht gibt sie den Befehl, Cyrus sowohl wie Mandane zu tödten. Im Augenblick der drohenden Gefahr aber bricht Krösus mit seinem Heer in das Lager ein, die Gefangenen werden befreit und das schwergeprüfte Paar wird endlich durch die Ehe verbunden. Es besteigt den Thron von Asien, da alle Fürsten und Völker die Oberhoheit des unvergleichlichen Cyrus anerkennen.

Der „Grand Cyrus" sollte, wie die Romane von La Calprenède, ein Bild der zeitgenössischen vornehmen Gesellschaft bieten. Unter fremdem Gewand sollte er die Anschauungen und Ideale, ja das Leben und die Gebräuche des französischen Adels zur Darstellung bringen. Noch wagte man nicht, einen Roman in der eigenen Zeit spielen zu lassen, es sei denn, dass er komisch oder satirisch gewesen wäre. Aber die Absicht der Erzählerin war doch klar. Es kam ihr nicht in den Sinn, die bunte Welt des orientalischen Alterthums wahrheitsgetreu zu schildern. Die fremdartige Tracht, die sie ihren Personen gab, sollte dieselben nicht unkenntlich machen, sondern der Verfasserin nur die Freiheit der Darstellung sichern. Die asiatischen und griechischen Helden, die sie auftreten liess, trugen eine leicht durchsichtige Maske; man erkannte augenblicklich in ihnen die Spitzen der französischen Aristokratie, die Zierden des Hofs, welche hier in genauen und doch stets schmeichelnden Porträts gezeichnet waren. So weiss auch der Redner in der Akademie das Lob seines Vorgängers mit feiner Kunst zu verkünden. Alles ist wahr in seiner Rede, wenn auch das Gesammtbild, das er entwirft, so unähnlich als möglich ausfällt. Cyrus war Niemand anders als Condé, dessen Feldherrnruhm Frankreich erfüllte. Die Herzogin von Longueville, seine Schwester, erschien als Mandane. Christine von Schweden wurde als Königin von Korinth, die Marschälle Grammont, Gassion, die Herzoge von Rohan-Chabot, Châtillon (Coligny) und andre als die Gefährten und Freunde des Cyrus geschildert. Erzherzog Leopold von Oesterreich, General Beck u. a., welche Condé in den Niederlanden gegenüberstanden, gaben die Porträts für die Feinde des Cyrus. Neben den Helden fand man die hervorragenden Damen, die Marquise de Rambouillet („Cléomire"), die Marquise de Sablé („Prinzessin von Salamis"),

Madame de Montausier („Philonide"), das Fräulein de Scudéry selbst als Sappho. Auch andere Bekannte und Freunde wurden von der Verfasserin eingeführt, so Bischof Godeau als Magier von Sidon, Chapelain als Aristée, Conrart als Théodamas u. s. w.*), Die Namen ausgenommen, war alles modern in diesem Roman, und das gerade trug zu seinem Erfolg bei. Es reizte die Neugier, bei jeder in der Erzählung neu auftretenden Figur das Original im Kreise der Bekannten zu suchen. Selbst die Schilderungen der Schlachten und Belagerungen, die in dem Roman vorkommen, waren leicht erkennbare Darstellungen jüngst vorgefallener Ereignisse und gründeten sich auf Berichte über die Kriegsthaten Condé's und seiner Freunde. So ist z. B. die Schlacht gegen die Massageten ein Gemälde der Schlacht bei Rocroi. Die Erzählung richtig lesen und sie wahrhaft geniessen zu können, musste man an dem französischen Hof leben. Für die weniger begünstigten Leser erschienen bald Schlüssel, welche die Personen des Romans und deren Beziehungen erklärten**).

Die Porträts der Hauptpersonen sind so genau als möglich gearbeitet, gleich als ob die betreffenden Personen Modell dazu gesessen hätten. Wuchs, Augen, Nase, Mund, Hände, Arme, Büste, Teint — alles wird genau beschrieben, und es ist köstlich zu sehen, wie sich die Verfasserin manchmal aus der Verlegenheit zu ziehen weiss. Wenn sie sich selbst als Sappho einführt, getraut sie sich doch nicht als Schönheit hinzustellen, und ihre weibliche Eitelkeit erlaubt ihr ebenso wenig, das Gegentheil zu sagen. Doch sie weiss sich zu helfen. „Sie dürfen nicht glauben", heisst es, „dass Sappho jene grosse Schönheit besitze, an der

---

*) Valentin Conrart, geboren 1603 zu Paris, gest. 1675. Seine Familie war protestantisch und stammte aus Valenciennes. Conrart kaufte die Stelle eines Sekretärs des Königs, schrieb einige Fabeln, Trinklieder, Psalmen, ist aber hauptsächlich als Sammler wichtig geworden. Die Bibliothek des Arsenals besitzt 42 Bände Manuskripte, die Conrart vereinigt hatte, Aufsätze, Schriften, Dichtungen aller Art und von den verschiedensten Verfassern. Vergl. Val. Conrart, sa vie et sa correspondance, par René de Kervilher et Ed. de Barthélemy. Paris, Didier et Cie. 1881.

**) Vergl. V. Cousin, La société française au 17me siècle. Paris, Didier 1858 Bd. I S. 365.

selbst der Neid nichts auszusetzen findet. Doch können Sie überzeugt sein, dass sie grössere Liebe einzuflössen vermag, als die schönste Frau der Erde. Soll ich die herrliche Sappho genau schildern, muss ich sagen, dass sie sich als klein bezeichnet, wenn sie sich herabsetzen will. Doch in Wahrheit ist sie von mittlerer Grösse, und so schön gebaut, wie man nur wünschen kann" *). Indirekt wehrt sich die Verfasserin gegen den Vorwurf des Precieusenthums. „Vor allem muss man bewundern, dass Sappho, die so grosse und mannichfaltige Kenntnisse besitzt, nie mit ihnen prunkt, und andere Leute, die nicht so gelehrt sind, durchaus nicht verachtet. Ihre Unterhaltung ist so natürlich, leicht und vornehm fein, dass sie in einer allgemeinen Unterhaltung immer nur Dinge vorbringt, die jede andre geistvolle Dame auch ohne grosses Wissen finden könnte." Gleichsam als Gegenstück zu ihr, und als Bild einer wahrhaften Precieusen wird Damophile geschildert, welche Sappho nachahmen will und dabei in unerträgliche Manier verfällt**). Es gibt gewisse Schwächen, gegen die jeder protestirt, und von denen sich jeder frei wähnt, während er sie an Nachbarn und Freunden sehr leicht entdeckt. Wie Niemand eingestehen will, dass er falsch ist, so wollte auch Niemand precieus erscheinen; und das Fräulein de Scudéry, ein anerkanntes Haupt der Precieusen, am wenigsten. Dennoch braucht man nur zu lesen, wie sie sich selbst, d. h. Sappho, in ihrer Liebe zu Phaon zeichnet, um ihrer precieusen Natur sicher zu sein. Die Sappho des Romans findet keineswegs den Tod im Meer; sie lebt sehr geehrt bei den Sauromaten, während sich in Griechenland die Kunde verbreitet, sie sei ertrunken. Phaon lebt in ihrer Nähe, er liebt sie leidenschaftlich, innig, aber nur platonisch. „Täglich geniessen sie tausend unschuldige Freuden, welche denen unbekannt sind, die nur die derbe Liebe kennen." Und da Phaon doch schliesslich auf die eheliche Verbindung dringt und an den Liebeshof appellirt, verweist ihn dieser auf die Hoffnung und heisst ihn

*) Le grand Cyrus, Band X, Buch 2, S. 296 ff.
**) Ibid. S. 315.

alles von der Zeit erwarten. Man ist versucht, an die Schlussworte des „Cid“ zu erinnern:

> Um ihr Bedenken vollends zu besiegen,
> Vertrau' der Zeit, dem Muth und deinem König.

Aber Sappho-Scudéry ist keine Chimene. Sie bleibt fest und behauptet, sie werde nie heirathen, da die Ehe der Tod der wahren Liebe sei.

Das Hôtel de Rambouillet war offenbar übertroffen. Der Grand Cyrus bot doch nur eine falsch aufgefasste und schlecht ausgeführte Kopie der früheren Gesellschaft. Er beweist übrigens, wie rasch sich der Sinn der Aristokratie änderte und der ritterliche Geist, der früher herrschte, sich mehr und mehr verlor. Aber je deutlicher diese Umwandlung in den Kreisen des Hofadels zum Bewusstsein kam, um so eifriger haschte man dort nach dem Schein des Heroismus, um so affectirter brachte man ihn zum Ausdruck.

Der Roman des Fräulein de Scudéry kam diesem Streben entgegen und beförderte die Selbsttäuschung. Darin liegt ein weiterer Grund seines ungemeinen Erfolgs. Er ist durch die unendlich gedehnten, precieus gehaltenen Gespräche trotz einzelner Feinheiten und gefälligen Wendungen von ertödtender Monotonie. Die eigentliche Erzählung liesse sich ohne Mühe in einen Band zusammendrängen, wenn man die Unterhaltungen und die eingestreuten Novellen fortliesse. Denn der ganze Roman spielt sich paarweise ab; jeder Ritter liebt seine Dame und die Herzensgeschichte eines jeden Paars wird ausführlich mitgetheilt. Zudem sehen sich alle Liebenden verzweifelt ähnlich; sie sind alle ebenso „illustres“, wie sie galant und traurig sind. Zu dieser Schwäche der Komposition kommt noch ein andrer Mangel, die Armuth an Ideen. Die Naivetät, mit der die Erzählerin von den Kriegen und deren Veranlassung spricht, ist erstaunlich. Dass die Völker zu etwas anderem da sind, als sich für ihre abenteuernden Helden hinschlachten zu lassen, scheint in den höfischen Kreisen überhaupt Niemand geahnt zu haben.

Die Scudéry'schen Romane fanden in Boileau den ersten entschiednen Gegner. Ihn beseelte derselbe Eifer, der Molière

gegen die Precieusen erbitterte. In seiner „Art poétique“ (II 97) gibt er den Dichtern den Rath:

Zeigt Eure Helden meinethalb voll Liebe,
Doch lasst sie nicht gleich faden Schäfern girren.
Achill muss anders doch als Thyrsis lieben,
Ein Cyrus werde nie zu Artamène.

Und noch entschiedner spricht er sich in dem schon oben erwähnten satirischen Gespräch „les héros de roman“ aus. Pluto unterhält sich dort mit Diogenes und fragt nach dem Namen eines der Schatten in der Unterwelt.

Diogenes.

Das ist der grosse Cyrus.

Pluto.

Wie? Der grosse König, der die Herrschaft von den Medern auf die Perser übertrug und so viel Schlachten gewann? Zu seiner Zeit kamen täglich dreissig bis vierzigtausend Menschen zu uns herab. Nie hat uns Jemand mehr gesendet.

Diogenes.

Nennt ihn wenigstens nicht Cyrus.

Pluto.

Warum nicht?

Diogenes.

Er heisst nicht mehr so. Er nennt sich jetzt Artamène.

Pluto.

Artamène? Wo hat er denn diesen Namen aufgetrieben? Ich erinnere mich nicht, ihn je gelesen zu haben.

Diogenes.

Ich sehe, Ihr kennt seine Geschichte nicht.

Pluto.

Wer? Ich? Ich bin in meinem Herodot so gut bewandert wie irgend einer.

Diogenes.

Mag sein. Aber könnt Ihr mir mit all Eurem Wissen sagen, warum Cyrus so viel Provinzen erobert, Asien, Medien, Hyrkanien, Persien durchzogen und den halben Erdkreis verwüstet hat?

Pluto.

Welche Frage! Er war ein ehrgeiziger Fürst, der sich die Welt unterwerfen wollte.

Diogenes.

Ganz gefehlt. Er wollte seine Prinzessin, die geraubt worden war, befreien.

Die Kritik, welche Boileau hier an dem „Cyrus“ übte, war gewiss gerechtfertigt. Allein sie vermochte die Vorliebe des halbgebildeten Publikums doch nur in geringem Mass zu erschüttern. Zumal in der Provinz, auf den Schlössern des Landadels wurde der Roman fortwährend mit grösstem Eifer gelesen. Man glaubte dort wirklich, in ihm das Evangelium der feinen Hofsitte und echt adligen Gesinnung zu besitzen. Die Landjunker in Boileau's dritter Satire „sagen den ganzen Cyrus in ihren Complimenten her“, und Chateaubriand erzählt im Beginn seiner Memoiren, dass noch seine Mutter den Roman auswendig gewusst habe. So oft hatte sie ihn ihrer Grossmutter vorgelesen, so viel hatte diese von der guten alten Zeit erzählt.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren hat Victor Cousin den „Grand Cyrus“ als Ausgangspunkt seiner Studien über die Gesellschaft des 17. Jahrhunderts genommen. Allein so werthvoll seine Arbeiten über dieses Thema und seine biographischen Werke über die vornehmen Damen jener Zeit sein mögen, volle geschichtliche Wahrheit bieten sie nicht. Die illustren Marquisen und schönen Herzoginnen des 17. Jahrhunderts hatten es dem modernen Historiker angethan und ihn verleitet, die Zeit, in der sie lebten, in rosigstem Lichte zu sehen. Cousin glaubte in den Scenen und Gesprächen des „Grand Cyrus“ ein getreues Bild des vornehmen Lebens während und nach der Fronde zu finden. Darin aber irrte er. Man denke an das stürmische, revolutionär bewegte Leben, an die Kämpfe, Abenteuer und Schicksale aller hervorragenden Menschen jener Epoche; an den Leichtsinn und die Frivolität, die sich nur zu oft bei ihnen kundgab, und man wird sich überzeugen, dass das Fräulein de Scudéry ihren Zeitgenossen einen goldnen Spiegel entgegenhielt, in dem sie sich seltsam verschönt erblickten. Wohl liegt ein heroischer Zug in dieser aristokratischen Gesellschaft, die sich leichtsinnig in den letzten Kampf um ihre Macht stürzt, die nicht heuchlerisch fromme Mienen annimmt, während sie ihren Leidenschaften fröhnt; aber um so weniger kann man sie in den schmachtenden Helden und den bleichsüchtigen Damen des „Cyrus“ wieder erkennen. Zum wenigsten befrage man auch die Schriften, welche in direktem Gegensatz gegen diesen Roman stehen, die „Historiettes“ von

Tallemant des Réaux, welche ihrerseits wieder viel unwahres Geklatsch enthalten, aber im Ganzen doch auf der Wirklichkeit basiren. Man sehe ferner die freche „Histoire amoureuse des Gaules“ von Roger de Rabutin, Grafen von Bussy, in der er Sittenbilder entwirft, die durchaus nicht mit jenen des „Cyrus“ stimmen und viele vornehme Damen als ganz gemeine Buhlerinnen hinstellen*). Die Wahrheit wird, wie so oft, in der Mitte liegen; die Gesellschaft war nicht so gemein, wie sie Tallemant schildert, aber auch nicht so fein und schwärmerisch, wie sie im „Cyrus“ erscheint.

Madeleine de Scudéry war unermüdlich, und Bände folgten auf Bände in ununterbrochner Reihe. Auch in dieser literarischen Ueberproduktion verrieth sich schon die moderne Zeit. In der Vorrede zum zehnten Band des „Cyrus“ kündigte sie bereits ein weiteres Werk an, das den „Illustre Bassa“ und den „Cyrus“ übertreffen werde. Und in der That trat sie bald darauf mit ihrem neuen Roman „Clélie“ auf, der abermals in zehn Bänden abgewickelt wurde. Und jeder Band war ungefähr 600 enggedruckte Seiten stark!**).

„Clélie“ steht noch bedeutend tiefer, als der vorhergehende Roman. Wenn dieser die vornehme Gesellschaft hatte schildern wollen, so sollte „Clélie“ unter römischer Maske das precieuse Bürgerthum verherrlichen. Und doch fehlte diesem geradezu alles, was an die alten Römer hätte erinnern können Die Verfasserin erzählt von Porsenna, der als Prinz von Clusium in die Hände seines Feindes, des Fürsten Mézence von Perusia geräth, viele Jahre in einem Schloss gefangen gehalten wird und in der Gefangenschaft sich heimlich mit Galérite, der Tochter des Mé-

*) Bussy-Rabutin (1618—1693) war mit Frau von Sévigné verwandt, die er in seiner „Histoire amoureuse“ aufs schmählichste verleumdete, weil sie seine Liebe verschmäht hatte. Er hat eine interessante Correspondenz hinterlassen, die von Ludovic Lalanne (Paris, Charpentier 1857. 6 Bde.) neu herausgegeben worden ist. Die „Histoire amoureuse“ wurde neuerdings herausgegeben von Paul Boiteau 1856—1859 und findet sich auch in der Bibliothèque elzévirienne.

**) Clélie, histoire romaine, dédiée à Mlle de Longueville par M. de Scudéry, gouverneur de Notre-Dame de la Garde. A Paris, chez Augustin Courbé 1660.

zence verheirathet. Das Kind dieser Ehe, Aronce, muss durch List gerettet werden und wird in Syrakus erzogen. Er ist der Held des Romans. Seine Verlobte, die schöne Clélie, wird am Tag vor der Hochzeit von Horace, einem andern Verehrer, geraubt. Und wie Cyrus ganz Asien durchzieht, um seine Mandane zu finden, so beginnt auch Aronce seine Wanderungen durch Italien, um die verlorne Braut zu retten. Allerlei Vorfälle, Kriegsabenteuer, Verschwörungen, Entführungen, Heldenthaten hemmen den edlen Prinzen, der wie Artamène incognito bleiben will, auf seinen Entdeckungszügen. Er rettet seinen Grossvater Mézence gegen gedungene Mörder, arbeitet an seines Vaters Befreiung, die freilich erst durch den Aufstand des Heeres gelingt, — ganz wie Artamène durch seine Soldaten befreit wird. Im Lauf der Begebenheiten wird Aronce nach Rom verschlagen, wohin auch Clélie gebracht worden ist. Der Roman führt dort in die Gesellschaft der berühmten Männer und Frauen Roms, zu Tarquinius Superbus, Sextus Tarquinius, „für den keine Unterhaltung angenehm war, wenn sie sich nicht auf die Damen bezog", und der „jedes Gespräch auf die Liebe zu bringen wusste"*), zu Valère (Valerius Poplicola), Lucrèce und Brutus. Brutus liebt Lucrèce, diese aber sieht sich genöthigt, Collatin zu heirathen, um das Leben des Brutus zu retten. Bald darauf erfolgt ihr tragisches Ende. Das Verbrechen des Sextus Tarquinius wird nur zart angedeutet und die Geschichte führt schnell weiter zu dem Feldzug Porsenna's gegen Rom. Natürlich ist es die Liebe, die auch hier die Hauptrolle spielt. Clélie und andere Jungfrauen werden als Geiseln in das etruskische Lager gesendet. Mucius Scävola versucht sein Attentat und König Porsenna geräth auf den widersinnigen Gedanken, sein Sohn Aronce habe den Mordversuch angestiftet. Er will ihn hinrichten lassen, besinnt sich aber schliesslich eines besseren; Clélie entflieht, indem sie muthig den reissenden Tiberstrom durchschwimmt; die Gegner schliessen Frieden, nachdem noch in der letzten Entscheidungsschlacht Aronce seinem Rivalen Horace das Leben gerettet und sich mit ihm versöhnt hat. Porsenna zieht mit seinem Heer von Rom ab, bittet aber den Senat

*) „Clélie", Band II (2te Abtheilung) S. 1136.

um die Hand der Clélie für seinen Sohn. Dieser kann endlich seine Hochzeit in Clusium feiern. Eine Reihe weiterer Heirathen schliesst auch die Liebesgeschichten der andern Helden ab. Horace freilich muss auf solches Glück verzichten. Allein der Senat lässt ihm, dem tapfern Vertheidiger Roms, auf der Via Sacra eine Statue errichten und da dort auch die Bildsäule der Clélie steht, tröstet sich der edle Römer in dem Gedanken, dass sich das Denkmal seines und ihres Ruhms wenigstens an demselben Platz erhebe.

Die Verfasserin hatte offenbar ihre Phantasie in dem „Cyrus" erschöpft, denn man sieht in dem zweiten Roman überall die vergebliche Bemühung etwas neues zu bieten. Ein altjüngferlicher pedantischer Geist diktirt die Erzählung. Unter den stolz klingenden Namen der alten Helden bergen sich friedsame spiessbürgerliche Leute, und der precieuse Geist herrscht hier unumschränkt. Wie an den Samstagen der Scudéry darüber gestritten wurde, ob man besser daran thue, eine Melancholische oder eine Heitere zu lieben, ganz so reden Aronce, Sextus Tarquinius, Hamilcar und ihre Freunde, welche Clélie im Gefängniss zu Rom besuchen. Dieselbe Frage wird dort verhandelt. „Ich behaupte", sagt Artémidore, „dass es am werthvollsten ist, durch die Liebe einer Stolzen und Launenhaften beglückt zu werden, obwohl ich nicht bestreiten will, dass auch in der Liebe einer Sanften ein grosses Glück liegt". Hamilcar bestreitet diese Idee. Er liebt nur das ungemischte Vergnügen, und hasst darum alle jene finsteren und melancholischen Liebenden, welche in der Liebe lange Umwege suchen, für die nichts ein Vergnügen ist, wenn sie es nicht mit hundert Schmerzen erkauft haben. Die Liebe zu einer Dame, die heitern Gemüths ist, erscheint ihm daher am meisten zu empfehlen. Artémidore bleibt bei seiner Ansicht. Der Liebende fühle nur dann sein Glück vollständig, wenn er zuvor grossen Widerstand überwunden habe. In dieser Weise wird die Streitfrage auf dreissig eng gedruckten Seiten fortgesponnen, ohne dass man zu einem Resultat gelangt. Aber die Precieusen mussten ihre Freude daran haben, wenn sie z. B. lasen, dass die Melancholie die Vestalin sei, welche in dem Herzen eines Liebenden das Feuer

der Liebe unterhalte, denn es sei wahr, dass es ohne sie weder heisse noch ewige Liebe gebe*).

Wie Madeleine's precieuse Freunde galante Madrigale verfertigen, so dichten im Romane Herminius und Xénocrate „allerliebste kleine Lieder in afrikanischer Manier", und Horace zeigt musikalische Begabung. Er verfasst ein „Impromptu" zu Ehren Clélie's und componirt die Melodie dazu.

In solchem Werk überrascht auch die schon früher erwähnte Carte du Tendre nicht mehr. Die Liebe wird in ein pedantisches System gebracht. Die Karte, von der wir schon weiter oben gesprochen haben, findet sich gleich im ersten Band. Clélie selbst zeichnet sie auf ihre Schreibtafel mit allen Meeren, Flüssen, Bergen und Ortschaften. Die Hauptstadt des Landes ist „Liebe am Fluss Zuneigung" („Tendre sur Inclination"). Eine andere Stadt „Liebe" liegt an den Ufern des Flusses Achtung, eine dritte dieses Namens wird vom Fluss Dankbarkeit bespült („Tendre sur Estime", „Tendre sur Reconnaissance"). Um zur Hauptstadt zu gelangen, fährt man auf dem Fluss Zuneigung thalwärts. Dieser strömt so schnell, dass man zwischen dem Städtchen Neu-Freundschaft und der Hauptstadt keine Station zu machen braucht. Anders aber ist die Strasse, die nach „Liebe am Fluss Achtung" führt. Von Neu-Freundschaft zweigt sie sich ab nach „Geist" (Grand Esprit), führt dann zu den Dörfern Verslein, Briefchen, Liebesbrief, Aufrichtigkeit, Herz, Ehrlichkeit, Edelsinn, Achtung, Zuverlässigkeit und Güte. Der letztere Ort liegt schon ganz nah bei der Stadt Liebe. Die dritte Hauptstrasse führt von Neu-Freundschaft über Gefälligkeit, Unterwürfigkeit, Dienste, Eifer, Empfindsamkeit, Zärtlichkeit, Gehorsam und Feste Freundschaft nach Liebe am Fluss Dankbarkeit. Weh dem aber, der sich verirrt, und von Neu-Freundschaft zu weit rechts oder links geht, er geräth nach Vernachlässigung, Wankelmuth, Lauheit, Leichtsinn und kommt endlich nach Vergessenheit, das am Gleichgiltigkeitssee gelegen ist. Ein

*) „La mélancolie est la vestale qui conserve le feu de l'amour dans le coeur d'une personne qui aime puisqu'il est vrai que, sans elle, il ne peut y avoir d'amour ardente ni d'amour durable". II. B. S. 1166 — 1196.

anderer Irrweg führt nach Treulosigkeit, Stolz, Klatscherei, Bosheit und endigt am Feindschaftsmeer!

Um aber anzudeuten, dass sie selbst niemals geliebt habe, lässt die sittsame Clélie, „cette sage fille", den Fluss Neigung sich in das „Gefährliche Meer" ergiessen. Sie deutet damit an, dass es gefährlich ist, über das „Freundschaftsgebiet" hinaus vorzudringen, und hat jenseits des genannten Meeres Länder gelegt, die noch unerforscht sind.

Welchen Spott solche Geschmacklosigkeiten herausforderten, das lässt sich denken. Die Landkarte mag schon in den Samstags-Gesellschaften vor dem Druck des Romans besprochen, und die Nachricht davon weiter getragen worden sein, denn in der „Clélie" heisst es: „Mit Ausnahme einiger ungeschliffenen dummen boshaften Leute und einiger Witzbolde, deren Zustimmung Clélie nicht suchte, sprach man von der Karte nur beifällig. Ein Mensch, der sie einmal betrachtete, fragte in derber Weise, wozu sie dienen solle. Ich weiss nicht, antwortete ihm ein andrer, ob sie irgend Jemand dienen wird; wohl aber weiss ich, dass sie Ihnen nie den Weg nach Liebe zeigen wird." Fräulein de Scudéry wurde gegen ihre Gewohnheit grob. Sie musste also sehr gekränkt worden sein*).

Die kindische Spielerei mit dieser Landkarte hat dem Roman zu einem gewissen Ruf verholfen, so dass man ihn öfters citirt. Aber es gibt Stellen, die viel läppischer sind als diese. Vor allem ist da der zweite Theil des dritten Bandes zu nennen, welcher sich hauptsächlich mit Brutus befasst, und ihn als Schöngeist, als einen Precieusen erster Klasse, als das Muster eines Liebhabers schildert. Brutus stellt sich zwar dumm, aber seine Freunde wissen, dass sein Geist gross und edel ist. Er liebt Lucrèce, führt nur galante und liebeathmende Reden, weiss sein Herz aber so gut zu verbergen, dass ihn die Damen nur den „galant sans amour" nennen. Wie geistvoll man sich in diesen Römerkreisen unterhält, möge ein Beispiel zeigen. Lucrèce soll auf eine Tafel schreiben, was sie über die Liebe denkt. Sie erlaubt sich dabei die „malice galante", nur einzelne abgerissene Wörter aufzu-

*) Clélie. B. I. S. 392 ff.

zeichnen: Toujours, l'on, si, mais, aimoit, d'éternelles, hélas, amours, d'aimer, doux, il, point, seroit, n'est, qu'il.

Das Räthsel, das sie der Gesellschaft damit aufgibt, ist zu schwer. Niemand vermag in den unzusammenhängenden Wörtern einen Sinn zu entdecken. Nur Brutus stellt sie in anderer Reihenfolge zusammen und liest:

Qu'il seroit doux d'aimer si l'on aimoit toujours,
Mais hélas! il n'est point d'éternelles amours!

Sogleich antwortet er ihr in derselben Weise: Moi, nos, verrez, vous, de, permettez, d'éternelles, jours, qu'on, peut, merveille, amours, d'aimer, voir, — was Lucrèce ihrerseits entziffert:

Permettez-moi d'aimer, merveille de nos jours,
Vous verrez qu'on peut voir d'éternelles amours *).

Derselbe Band enthält eine grosse galante Correspondenz zwischen den beiden Liebenden, und in welchem Tone diese mit einander reden, möge man aus der einen Tirade des Brutus erkennen: „Ich werde vor Schmerz sterben", sagt er zu Lucrèce, „wenn Ihr mir nicht manchmal gnädigst zu sagen erlaubt, wie sehr ich Euch liebe" **).

Es bedarf der Hinweisung nicht, wie widerwärtig diese Karricatur des Römerthums war. Je vertrauter man mit dem Charakter der alten Römer und ihrer Geschichte war, desto mehr musste man sich von dem Roman abgestossen fühlen, wenn man noch ein Restchen von Geschmack bewahrt hatte. Die „Clélie" erntete auch lange nicht den Ruhm ihres Vorgängers „Artamène", und Boileau konnte vielseitiger Zustimmung sicher sein, als er sagte:

Leiht fränk'schen Witz und fränk'sche Weise nicht
Den alten Römern, wie es „Clélie" thut.
Wenn ihr uns malt, gebt uns nicht röm'sche Namen,
Malt Cato nicht, und Brutus nicht galant***).

---

*) Clélie. III. B. 2. Theil S. 355 ff.

**) Ibid. S. 381: Je mourrai de douleur si vous ne m'accordez la grâce de pouvoir quelquefois vous dire que je vous aime.

***) Boileau, Art poétique III, 115:

Gardez donc de donner, ainsi que dans Clélie,
L'air ni l'esprit françois à l'antique Italie;
Et sous des noms romains faisant notre portrait,
Peindre Caton galant et Brutus dameret.

Wenn wir oben bei der Schilderung der Precieusen auch ihrer sonderbaren, oft lächerlichen Sprache erwähnten, so waren die Belege dafür keineswegs den Romanen der Scudéry entnommen, deren Stil im Ganzen einfach ist, und die sich zu solchen Geschmacklosigkeiten im Ausdruck nicht hinreissen liess. Eher könnte man sich über das Gegentheil beschweren und klagen, dass die Sprache gleichmässig monoton und farblos bleibt. Der Irrthum der Precieusen vom Schlag des Fräuleins de Scudéry lag in dem ängstlichen Haschen nach sinnigem Wesen, nach salonfähigem Heroismus, eleganter Leidenschaft, zarter Grösse; und das Bestreben, eine solche unmögliche Mischung durchzuführen, war der Hauptgrund ihrer Schwäche.

Wir werden sehen, wie der Geschmack sich unter dem Einfluss der Boileau und Molière änderte und auch in der Erzählungsliteratur das Streben nach Wahrheit und Natürlichkeit zur Geltung kam. Dass deswegen, zur Freude der Precieusen und ihrer verspäteten Nachbeter, Romane im Sinne der Scudéry'schen Werke auch später immer ihr Publikum fanden, braucht kaum gesagt zu werden. Aber Erzählungen wie die „Nouvelles héroiques et amoureuses" von Boisrobert, „Amalasonthe" von Desfontaines, oder gar „Nicandre", „l'amant de bonne foi", „Astério et Tamerlan", „Axiamire" u. a. m. gehören nicht mehr in die Geschichte der Literatur *).

F. Die Lyrik und das Epos.

Gleich dem Roman litten auch die andern Gattungen der Literatur unter der Schwächlichkeit der Empfindung, dem Mangel an Natürlichkeit und poetischem Sinn. Auf dem Gebiet der Lyrik war schon lange kein Dichter von Bedeutung aufgetreten. Seit Malherbe schien den Franzosen das Verständniss für das Wesen der lyrischen Poesie fast ganz abhanden gekommen zu sein. Wir haben einige Dichter, die schon unter Ludwig XIII. gerühmt wurden, Racan, Gombauld, Godeau, Boisrobert, Saint-Amant u. a. m. an

*) Vergl. u. a. das Buch „Chefs-d'oeuvre des conteurs français, contemporains de La Fontaine, avec une introduction par Ch. Louandre, Paris 1874.

anderer Stelle besprochen*). Auch später wurden sie noch als grosse und begabte Lyriker geschätzt. Das Urtheil, was wir also über die Lyrik der früheren Jahre zu fällen hatten, gilt auch noch für die Epoche nach der Fronde. Nur war die geistige Armuth auf diesem Gebiet wo möglich noch grösser geworden, und die ganze Lyrik bestand in der Fertigkeit platte Complimente, gekünstelte Liebesschmerzen, leichte Witze in ein paar gereimte Zeilen zu kleiden. Die Kunst war hier zum Handwerk herabgesunken, und mit einer Anzahl traditioneller Reime kam man schon erklecklich weit. Auf die stereotype Redensart „en miracles féconde" reimte es sich so leicht mit „à nulle autre seconde"; pries der Poet seine Geliebte als „un objet nonpareil", so war der folgende Reim „plus beau que le soleil" schon gegeben, und derlei mehr.

Bei den geringen Ansprüchen, die man an die Lyriker stellte, wuchs die Zahl derselben ins Unendliche. Hätten sie sich damit begnügt, zu ihrem eignen Vergnügen zu dichten, dem verschwiegnen Papier allein ihre Gefühle anzuvertrauen, wer möchte sie tadeln? Allein ihr Fehler war, dass sie mit ihren Versen prunken wollten, und dass sie um so aufdringlicher mit denselben vortraten, je weniger ihr Herz in poetischem Feuer erglühte. Was in jener Zeit in Madrigalen, Sonnetten und Rondeaux geleistet wurde, ist unglaublich. Der kleinste Vorfall wurde in Verse gebracht. Starb auch nur ein Papagei, so wurde er im Gedicht gefeiert, und in beweglichen Strophen um ihn, wie um einen Helden, geklagt. In einem an Boileau gerichteten Epigramm sagte Chapelle, es sei wohlfeil geworden, Verse zu machen und jeder Pflastertreter von Paris gebe sich nun damit ab**).

Vornehme Herren, feine Damen, ernsthafte Gelehrte, lebenslustige Bürgersleute correspondirten in zierlichen Versen mit ihren Freunden und Freundinnen, und dieser an sich gewiss

*) Siehe Band I, S. 201 ff.

**) Chapelle, Oeuvres diverses, éd. Tenant de Latour. Paris, Jannet 1854, p. 103.

Tout bon fainéant du Marais
Fait des vers qui ne coûtent guère

Vergl. auch des Verfassers Werk „Molière, s. Leben u. s. Werke" Frankfurt a. M. 1880. S. 98 ff.

unschuldige Eifer trug mit dazu bei, dem gesellschaftlichen Verkehr jenen eigenthümlichen Charakter zu geben, der uns so fremdartig berührt. Neben ihnen aber, die nicht daran dachten, eine Stelle in der Literaturgeschichte zu erwerben, gab es noch Leute, welche Anspruch auf poetischen Ruhm erhoben, obschon ihre Begabung nicht grösser war. Deren Namen wären heute vergessen, wenn sie Boileau in seinen Satiren nicht verewigt hätte. In dem jugendlichen Ungestüm, mit dem er gegen den Ungeschmack in den Dichtungen seiner Zeit anstürmte, kam er immer wieder auf jene Leute zurück, öfter sogar, als sie es verdienten. So sagt er in der siebenten Satire:

Gilt's, eines frost'gen Reimschmieds Thun zu schildern,
So strömen mir die Worte wahrhaft zu.
Ich denke an Perrin und Pelletier,
Bonnecorse, Pradon, Colletet und Titreville,
Und finde tausend statt des einen Namen*).

Und noch verächtlicher spricht er von Neuf-Germain und La Serre, deren Werke bei dem Käsekrämer enden**).

Weniger fad und affektirt, aber von gleicher Schwäche in der poetischen Auffassung erscheinen uns die epischen Gedichte, die gerade damals in Menge entstanden. Wenn man von den zahlreichen Epen hört, die alle in kürzester Zeit erschienen, möchte man an eine dichterisch begabte Generation glauben, und doch haben wir gesehen, wie sehr man mit solcher Ansicht irre gehen würde. Corneille hatte zwar in seinen Tragödien den heroischen Sinn zu begeisterndem Ausdruck gebracht, allein selbst das Drama hatte sich nicht auf der Höhe erhalten, und für die breite epische Erzählung hatte der markige, heftige, auf dramatischen Effekt zielende Stil Corneille's gar keinen Einfluss ausgeübt. Vorbild für die epischen Dichter war nicht Homer, obwohl man ihn schätzte, sondern Virgil und Lucan. Der fromme Aeneas glich schon in mancher Hinsicht den höfisch-galanten Helden, wie sie der Roman liebte und wie sie auch im Epos Eingang fanden.

---

*) Boileau Sat. VII. v. 42. Vergl. auch IX, v. 97.

**) Boileau Sat. IX. v. 72 und III. v. 176.

Auch die epische Dichtung jener Jahre hielt gleich dem Roman an den älteren Traditionen fest. Sie knüpfte in ihren Bestrebungen an den Versuch Ronsard's an, der in seiner „Franciade", dem Epos vom mythischen König Francus, seinen Landsleuten ein Nationalepos hatte geben wollen. Aber wenn die Dichter auch mit Vorliebe nationale oder biblische Helden wählten, war ihnen doch die alte nationale Geschichte und noch mehr die altfranzösische Literatur mit ihren Heldengedichten und romantischen Erzählungen völlig unbekannt. Die Sprache und Gedankenwelt der Vorzeit war ihnen fremd und galt als barbarisch. Sie zogen es vor, ihre Epen in der Manier und Form des kunstgemässen lateinischen Heldengedichts abzufassen, und erdrückten dadurch vollends, was sie vielleicht an poetischem Schwung und Originalität besassen. So war es Ronsard ergangen, so erging es auch den Epikern, von welchen wir jetzt zu reden haben. Manche fühlten es deutlich, wie sehr die sklavische Nachahmung ihr Werk gefährdete. Saint-Amant erklärte ausdrücklich in der Vorrede zu seinem „Moses", dass er sich nicht ängstlich an die Regeln der Alten halte, sondern seine eigenen Bahnen gehe, da er eine neue Art epischer Dichtung erfunden habe. Wenn etwas an sich richtig sei und den im Gedicht vorgeführten Personen oder geschilderten Handlungen entspreche, so liege wenig daran, ob Aristoteles dasselbe gebilligt habe oder nicht. Seit der Zeit der Griechen seien Sterne am Himmel aufgestiegen, deren Anblick auch einem Aristoteles andre Ideen gegeben haben würde. Saint-Amant verstand allerdings die eigentliche Tragweite seiner Worte nicht. Er nannte sein Epos, das die Rettung des neugebornen Moses behandelt, ein heroisches Idyll, wich auch in der Anlage seiner Dichtung von der gewöhnlichen Manier ab, wagte es aber doch nicht weiter zu gehen und führte sogar in seiner Erzählung, die doch auf der Bibel fusst, die Götterwelt der Griechen und Römer ein. Er glaubte poetischer und stimmungsvoller zu sein, wenn er vom Olympos, von Erebus, Vulkan und Boreas, als wenn er vom Himmel, von der Hölle, von Feuer und Sturm redete. Der Nil bringt seine Silberwasser der Göttin Thetis als Tribut dar, und die „Windstille" und die „Ruhe" werden als zwei liebenswürdige Schwestergenien dargestellt, die auf Befehl des Aller-

höchsten den Sturm auf dem rothen Meere zum Schweigen bringen müssen.

Es war nicht daran zu denken, dass das Vorbild Ariosto's in Frankreich Nachahmer fände. Die farbenprächtige poesiegetränkte Dichtung Messer Lodovico's passte nicht zum Wesen der damaligen französischen Gesellschaft.

Eine rasche Aufzählung der epischen Versuche, mit welchen Frankreich um die Mitte des 17. Jahrhunderts überschüttet wurde, wird darum hier genügen. Wirklichen Werth hatten sie ja nicht, und ebenso wenig konnten sie irgend welchen Einfluss auf die literarische Entwicklung ihrer Zeit gewinnen.

Schon 1640 war eine anonyme Dichtung „La Filite" in 8 Gesängen erschienen*). Charles de Bouques, seigneur du Pons, hatte ein „Poëme sur les merveilles de Jésus-Christ" gedichtet, das nicht vollendet wurde, in seinen ersten fünf Gesängen aber die Geburt Johannis des Täufers, den gebenedeiten Leib der Jungfrau, die Geburt Jesu, seine Taufe und seine Versuchung feierte**). Biblische Stoffe behandelte noch Bischof Godeau, den wir schon als Lyriker und Freund des Hauses Rambouillet kennen gelernt haben. Er dichtete einen „Saint-Paul". Jacques de Coras verfasste eine ganze Reihe von epischen Gedichten: „Josué", „Samson", „David", „Jonas ou Ninive pénitente" (1663)***); Les Fargues dichtete gleichfalls einen „David", und Saint-Amant seinen „Moïse sauvé", von dem wir schon gesprochen haben. Saint-Amant überragt die Genannten durch eine gewisse poetische Begabung; er hat öfters glückliche Gedanken, gefällige Bilder, obschon er im Ganzen so wenig anziehend ist, wie die übrigen Epiker. Boileau fasst sie alle in seiner neunten Satire zusammen, ohne einen Unterschied zu machen, und sagt:

Der „Jonas" trocknet unbekannt im Staub,
Der „David" hat niemals den Tag gesehen,
Und „Moses" fängt am Rand schon an zu schimmeln†).

*) Siehe Goujet, Bibl. franç. t. XVI. p. 14.

**) Goujet, Bibl. franç. t. XVI. p. 15.

***) Goujet, t. XVII. p. 439. Die genannten Gedichte sind in den Oeuvres poétiques v. Coras 1665 vereinigt.

†) Boileau, sat. IX, v. 90 ff. Der letzte Vers „Le Moïse commence à moisir sur les bords" enthält ein übel angebrachtes Wortspiel, das im Deutschen nicht wiederzugeben ist.

Mit nicht geringerem Eifer warfen sich andere auf die Bearbeitung nationaler Stoffe. Der P. Le Moyne trat 1653 mit einem „Saint-Louis“ auf, in dem er die frommen Kriegszüge König Ludwig IX. verherrlichen wollte. Er erzählt, wie Ludwig es unternimmt, die Dornenkrone Christi zu holen, die in einem fernen Lande von einem Drachen und einem Riesen bewacht wird, und wie er nach vielen wundersamen Abenteuern sein Vorhaben siegreich ausführt. Der Dichter meinte voll Selbstgefühl, ein Werk geschaffen zu haben, das höher stehe als jenes, das sich nur um die Heimführung einer Helena drehe. Zu erwähnen sind noch die Gedichte „Martel“ von Boissat, „Clovis“ von Desmarets, das, 26 Gesänge stark, 1657 erschien, später auf 20 Gesänge reducirt wurde, ohne dadurch an Werth zu gewinnen. Auch Georges de Scudéry, der sich für ein Universalgenie hielt, konnte ein so beliebtes Gebiet nicht unbetreten lassen. Er dichtete einen „Alaric“, von dessen Schönheit er wenigstens entzückt war. Er erklärte dieses Epos, in dem er auch Gustav Adolf von Schweden und dessen Tod bei Lützen behandelte (10. Gesang), für sein Meisterwerk, das in Hinsicht der Sprache und der Gedanken von keiner andern Dichtung übertroffen werde. Seine Verse seien meisterhaft, die Abenteuer und Schilderungen, die es biete, unübertroffen.

Trotzdem erlangte nicht sein „Alaric“, sondern ein andres Epos die grösste Berühmtheit unter den Werken jener Zeit. Das war das heroische Gedicht von Jean Chapelain, „La Pucelle ou la France délivrée“. Von Chapelain, der als Aristarch der französischen Poesie lange Jahre geachtet und gefürchtet war, haben wir schon gesprochen*). Man wusste, dass er an einem grossen nationalen Epos arbeitete, das die Geschichte der Johanna d'Arc und der Befreiung Frankreichs vom englischen Joch behandeln sollte. Graf Dunois, der darin eine Hauptrolle spielt, war der Vorfahr des Herzogs von Longueville, und dieser setzte dem Dichter einen grossen Jahresgehalt aus, damit er seine Arbeit ungestört vollenden könne. Das Publikum erwartete mit Spannung das grosse Werk, aber Chapelain verzögerte die Veröffent-

*) Siehe Band I, S. 241 ff.

lichung so lange er konnte. Endlich erschien die „Pucelle“ im Jahr 1656 in einer glänzenden Ausstattung, in Folio, geziert mit den Bildnissen Longueville's und des Dichters. Jeder der zwölf Gesänge war zudem mit einem Kupferstich geschmückt, der Druck selbst prächtig und vornehm gehalten und das Ganze dem Herzog gewidmet*). Kurz man hatte nichts vernachlässigt, was den Erfolg erhöhen konnte. Anfangs schien derselbe auch den gehegten Erwartungen zu entsprechen und der schöne Band wurde stark gekauft. Doch die Enttäuschung blieb nicht aus, und je Schöneres man zu finden gehofft hatte, desto bitterer war die Reaktion gegen den unglücklichen Dichter. Die „Pucelle“ ist durch die Verurtheilung, die ihr zu Theil ward, bekannter geworden, als sie es durch eine Anerkennung von Seiten der Zeitgenossen hätte werden können, und wir wollen noch einen Augenblick bei dem Epos verweilen.

So wie Saint-Amant seinen „Moses“ mit einer Vorrede begleitete, so glaubte auch Chapelain sich in längerer Einleitung rechtfertigen zu sollen. Ein wahrhaft dichterisch aufgefasstes und gross durchgeführtes Werk bedarf keiner Vorrede und keiner Entschuldigung. Künstliche und gelehrte Dichtungen werden schon durch die Art gekennzeichnet, mit der sie ihr Verfasser dem Publikum vorstellt. Chapelain sprach sich in seiner Vorrede sehr bescheiden aus, und es war ihm vielleicht Ernst mit dieser Demuth. In der Ungeduld, mit der man sein Epos erwarte, erblicke er kein Vorzeichen eines grossen Erfolges, sondern eher eine Gefahr. „Ich gestehe“, sagt er, „dass ich nur wenig Begabung für das Heldengedicht habe“ **). Sehr bezeich-

---

*) La Pucelle ou la France délivrée. Poëme héroique par M. Chapelain. A Paris chez Augustin Courbé, au Palais en la Gallerie des Merciers, à la Palme. 1656. Chapelain's Porträt zeigt ein längliches, nicht unangenehmes Gesicht, stark ausgeprägte regelmässige Züge, eine grosse Nase und grossen Mund mit einem Schatten von Schnurrbart. Die Haare fallen gelockt bis auf die Schultern herab, die von einem Mantel bedeckt sind. Das Gesicht hat einen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Nüchternheit, wobei es sich freilich fragt, ob die Aehnlichkeit gross war.

**) „J'avoue de n'avoir que bien peu des qualités requises en un Poëte héroique.“

nend ist dann seine Vertheidigung gegen die Einwände, die er voraussieht. Nichts beweist mehr seinen Mangel an poetischem Verständniss, als gerade dieser Theil seines Vorworts. Er fürchtet zumeist darüber getadelt zu werden, dass er eine Frau zur Heldin seines Gedichts gewählt habe, und als ob es eine philologische Behauptung beträfe, müht er sich ab nachzuweisen, dass auch die Frauen von heldenhafter Grösse sein könnten. Zwar sage Aristoteles, die Frau sei ein Irrthum der Natur, die nur Männer schaffen wolle, aber oft stehen bleibe, bevor sie ihr Werk vollendet habe. Aber er, Chapelain, denke nicht so und er beruft sich auf Semiramis, die Scythenkönigin, auf Arria, Epicharis und andere muthige Frauen! Ganze zehn Folioseiten braucht er zu diesem Beweis, der sein Epos einleitet. Er verwahrt sich dabei noch gegen die allzugrosse Freiheit, mit der die Spanier und Italiener Heroinen in ihre Dichtungen aufnehmen. Er habe es nur gewagt, die Jungfrau von Orléans als Heldin seines Gedichts zu wählen, weil sie eine historische Figur sei. Zudem sei doch Dunois der eigentliche Träger seines Epos, die Jungfrau nur „die Pallas seines Odysseus". Zuletzt spricht er gar von der Allegorie und dem geheimen Sinn seines Epos. Frankreich sei das Bild der menschlichen Seele, die mit sich selbst im Kampfe sei; König Karl repräsentire den Willen, der dem Guten nachstrebe, aber oft zum Bösen fortgerissen werde; der Engländer und Burgunder stelle die verschiednen Aufwallungen des Zornmuths vor, Agnes die Regungen der Begierde, welche den unschuldigen Willen oft verleite, Dunois aber sei das Sinnbild der Tapferkeit, sowie die Jungfrau das Bild der göttlichen Gnade u. s. w.*).

---

*) Die Pedanterie wirkt so erheiternd in dieser Stelle, dass wir den französischen Text in seinem komischen Ernst mittheilen wollen: „Je dirai, en peu de paroles, qu'afin de réduire l'action à l'universel, selon les préceptes, et de ne la priver pas du sens allégorique, par lequel la poësie est faite l'un des principaux instruments de l'architectonique; je disposai toute la matière de telle sorte que la France devait représenter l'âme de l'homme, en guerre avec elle même et travaillée par les plus violentes de toutes les émotions; le roi Charles, la volonté, maîtresse absolue, et portée au bien par sa nature, mais facile à porter au mal, sous l'apparence du bien; l'Anglais et le Bourguignon, sujets et ennemis de Charles, les divers transports de l'appétit irascible qui altèrent l'empire légitime de la Volonté: Amaury et Agnès, l'un favori et l'autre amante du roi, les

Den Gang des Epos genauer mitzutheilen, ist nicht nöthig und wäre auch nicht leicht, da Chapelain die Einheiten des Orts und der Zeit, auf die er beim Drama so energisch drang, in seiner „Pucelle“ durchaus nicht beachtete, sondern in jedem Gesang mehrmals die Scene wechselte, und bald die Vorgänge in Orléans, bald das Thun des Königs, bald die Heldenthaten der Jungfrau erzählte. Das Ganze wird dadurch unruhig und unklar. Neben dem König und seiner Agnes steht als zweites Liebespaar Dunois und die Prinzessin Marie, eine Nichte Burgund's. Aber Karl sowohl wie Dunois lieben auch die Jungfrau, und besonders des letztern Treue geräth in bedenkliches Schwanken. Wie Dido um den frommen Aeneas, so jammert Marie um den Helden Dunois.

Son coeur est impuissant à soutenir sa peine;
Elle tombe pamée au bord de la fontaine,
Et, dans cet accident, son immobile corps
N'est dissemblable en rien des mourants ou des morts *).

Da aber Dunois nach vielen glorreichen Heldenthaten vor den Augen der Prinzessin schwer verwundet wird, eilt diese trotz ihres Zorns herbei, um ihn zu pflegen und die Versöhnung ist in sicherer Aussicht (11. Gesang).

Das Hauptgewicht der Dichtung fällt auf die Geschichte der Jungfrau, welche in einem wilden Wald an der lothringischen Grenze ihre Schafe hütet, und durch einen Engel aufgefordert wird, den König und das Land zu retten. Im französischen Lager erkennt sie den König, obwohl sich derselbe durch kein Abzeichen von seinen Rittern unterscheidet. Chapelain erzählt das aber ganz trocken, ohne Schwung und packende Kraft:

---

différens mouvemens de l'appétit concupiscible qui corrompent l'innocence de la volonté et par leurs inductions et par leurs charmes ; le comte de Dunois, la vertu;... et la Pucelle la Grâce divine qui... vient raffermir la Volonté, soutenir l'entendement, se joindre à la Vertu, et, par un victorieux effort, assujettissant à la Volonté les Appétits Irascible et Concupiscible qui la troublent et l'ammollissent, produire cette paix intérieure et cette parfaite tranquillité, en quoi toutes les opinions conviennent que consiste le souverain Bien.“

*) Eine Uebertragung dieser und der noch anzuführenden Stellen aus der „Pucelle“ schien uns nicht am Platz, da gerade die Härte und Trivialität der Verse anschaulich gemacht werden sollen.

La fille toutefois, par les lieux éclairée,
Le choisit entre tous d'une oeillade assurée.

Sie entflammt den Muth der französischen Krieger. Nur einer, der alte Gillon, ruft eifersüchtig ängstlich:

Ah, Charles, défends-toi de cette piperie!*)

Bevor Johanna, die aber nie unter diesem Namen, sondern immer nur als „Jungfrau" oder „Heilige" eingeführt wird, das Heer zur Schlacht führt, sendet sie an die Feinde die Aufforderung, ihre Eroberungen herauszugeben. Natürlich werden die französischen Abgesandten mit Hohn abgewiesen, und die Schlacht beginnt. Den ersten Engländer, den die Heilige tödtet, opfert sie Gott!

Et chargeant les soldats qui plioient devant elle
Donne au seul qui résiste, une atteinte mortelle,
Et dit: Je te présente, ô monarque éternel,
Les prémices du sang de l'Anglais criminel.
Tu fus, brave Glifford, la première victime**).

Es wird überhaupt in dem Epos viel gekämpft und viel Schlachtenmuth verbraucht. Die „Jungfrau" erlaubt sich in ihrem heiligen Enthusiasmus starke Prahlereien. So ermuthigt sie einmal ihre weichenden Landsleute durch den Zuruf:

Quoi! valeureux guerriers, quoi! dans votre avantage
Un peu de sang perdu vous fait perdre courage!
Pour moi, je le repute à suprême bonheur,
Et dans ce petit mal, je trouve un grand honneur!***)

Dieser letzte Vers erinnert an einen Vers in Corneille's „Cid", wo Chimene klagt, dass sie das bedrückende Vorgefühl eines nahenden Unglücks nicht abschütteln könne (I, 1. v. 56):

„Et dans ce grand bonheur je crains un grand revers".

Es ist möglich, dass der Verfasser der „Pucelle" den Vers aus dem von ihm so genau studirten und so pedantisch kritisirten Drama Corneille's im Sinn hatte, als er den seinigen niederschrieb. Jedenfalls lassen die beiden Verse die Kluft er-

*) La Pucelle, livre I.
**) Ibid. livre II.
***) Ibid. livre II.

kennen, die Chapelain von Corneille trennt. Auch der letztere ist rhetorisch und liebt die Antithese, aber sein Vers rollt stolz und schön dahin und athmet echte Poesie. Chapelain ist nur deklamatorisch, ohne Kraft und dichterischen Hauch. Sein Vers ist eckig und oft misslautend. Seine Gegner kamen immer wieder auf die Härte seiner Sprache zurück, und ihres Spottes war kein Ende. Wir haben schon in einem früheren Abschnitt über Corneille gesehen, wie Boileau, Chapelle und seine Freunde eine berühmte Scene des „Cid" parodistisch auf Chapelain anwandten, und Boileau ging in seinem Uebermuth noch weiter, indem er einzelne Verse aus der „Pucelle" herausnahm und sie zu einem Ganzen vereinte, das er in Chapelain's Werk gefunden zu haben vorgab. Diese Verse, die so zusammengestellt ein Meisterwerk von Disharmonie bilden, lauten:

Droits et roides rochers, dont peu tendre est la cime,
De mon flamboiant coeur l'âpre état vous savez.
Savez aussi, durs bois, par les hivers lavez,
Qu'holocauste est mon coeur pour un front magnanime.

Boileau hatte mit seinem Tadel nicht unrecht. Wir begreifen seinen Aerger, wenn wir z. B. lesen, wie Chapelain im fünften Gesang die Schönheit der Agnes Sorel feiert Zunächst heisst es von ihren Augen:

Là forgent les Amours les redoutables armes,
Dont les coups, pour du sang, ne tirent que des larmes,
De là volent les dards, de là volent les traits,
Avec qui les esprits n'ont ni trève ni paix.
Au dessous se fait voir en chaque joue éclose,
Sur un fond de lys blanc une vermeille rose,
Qui de son rouge centre épandue en largeur,
Vers les extrémités fait pâlir sa rougeur.

So geht es fort bis er zu den Händen kommt, von welchen er rühmt, dass sie ungleiche Finger haben!

On voit, hors des deux bouts de ses courtes manches
Sortir, à découvert, deux mains longues et blanches,
Dont les doigts inégaux, mais tous ronds et menus,
Imitent l'embonpoint des bras longs et charnus.

Innerhalb achtzehn Monaten erlebte die „Pucelle" mehrere Auflagen, aber das allgemeine Urtheil stimmte bald mit der Her-

zogin von Longueville überein, der man die Aeusserung zuschrieb, das Epos sei sehr schön, aber es bringe sie zum Gähnen. Darum hätte Boileau seinen Eifer mässigen und ein schon verurtheiltes Werk nicht fortwährend mit seinen Stichelreden verfolgen sollen.

Im Bestreben, den heroischen Sinn zu stärken, lieferten die vielen Heldengedichte einen Beweis mehr dafür, dass die Epoche der romantisch-höfischen Ritterlichkeit abgeschlossen war und man vor einer entscheidenden Wandlung stand.

G. Das Drama.

Dieselbe Ueberzeugung ergibt sich aus der Betrachtung des Drama's, wie es sich um die Mitte des Jahrhunderts entwickelte. Pierre Corneille hatte die grosse Charaktertragödie geschaffen. Er hatte seine Helden in übermenschlicher Grösse und Kraft gezeigt. Sein Horace, sein Polyeucte, seine Emilie kennen keinen Moment des Schwankens. Unbeirrt wandeln sie den Weg, den sie als den Weg der Pflicht erkannt haben. Liebe galt ihnen als eine Schwäche, Ruhm und Ehre als das einzig wahre Gut. Aber diese Tragödie hatte ihre Herrschaft eingebüsst. Sie verstummte beim Ausbruch der Fronde, und als der Bürgerkrieg beendigt war, fand sich kein rechtes Verständniss mehr für die Helden, wie man sie früher geliebt hatte. Ein tändelnder süsslicher Geist erlangte vielmehr auf kurze Zeit die Oberhand auch auf der Bühne. Die Reaktion war begreiflich, und selbst Corneille huldigte in seinem „Oedipe" dem neuen Geschmack, als er nach mehrjähriger Zurückgezogenheit wieder zur dramatischen Arbeit zurückkehrte*).

Bei all dem erfreute sich das Theater einer steigenden Beliebtheit, und das Publikum, das sich für die dramatische Kunst interessirte, wuchs mit jedem Jahr an Zahl. Wir lesen von dem Zulauf, dessen sich die Theater gerade damals rühmten. Aber freilich

---

*) Siehe Band II, S. 301 u. 311.

steht der dichterische und künstlerische Werth der Schauspiele nicht immer im richtigen Verhältniss zu dem äussern Erfolg derselben. Gerade damals kannten die Dramatiker kein höheres Ziel, als die gewöhnlichen groben Bühneneffekte, welche sie mit einer gewissen Meisterschaft anzuwenden gelernt hatten. Ihre Dramen hatten nicht mehr die Aufgabe ein Charakterbild zu entwerfen; sie glitten vielmehr, ohne es selbst zu merken, wieder in die Manier zurück, welche Corneille überwunden hatte, die aber doch nie ganz von der Bühne verschwunden war. Die Menschen, welche nun dargestellt wurden, interessirten nicht als solche; nur die Begebenheiten und Abenteuer, in die sie verwickelt waren, erregten die Aufmerksamkeit der Zuschauer. Diese ganze Gattung der tragischen Dichtung hatte etwas Romanhaftes und wird daher als die „romaneske Tragödie" bezeichnet. Erst mit Molière und Racine kam die dramatische Poesie wieder zu Kraft; der letztere gab der Tragödie einen ganz neuen Charakter; er schuf die „tragédie passionnée" wie man sie wohl genannt hat, und führte sie zu dem Höhepunkt, den sie überhaupt bei den Mitteln, die ihr zu Gebote standen, erreichen konnte.

Die romaneske Tragödie, die nur den Uebergang von Corneille zu Racine vermittelte, wurde hauptsächlich von Thomas Corneille, Pierre's Bruder, und von Philippe Quinault vertreten.

Thomas Corneille war um 19 Jahre jünger als sein Bruder. Er war 1625 zu Rouen geboren und der Ruhm, der den Dichter des „Cid" und des „Cinna" umstrahlte, reizte ihn zu ähnlichem Streben. Wie jener als Lustspieldichter begonnen hatte, so auch er. Im Jahre 1647 liess er sein erstes Lustspiel „les engagements du hasard" aufführen, und sein Name sowie die Empfehlung seines Bruders räumten ihm manche Schwierigkeit aus dem Weg, die sich andern Anfängern hemmend entgegenstellen. In den folgenden Jahren erschien Thomas mit einer Reihe von Lustspielen, 1648 mit „le feint astrologue", 1650 mit „Don Bertrand de Cigarral". Im folgenden Jahr, 1651, dichtete er „L'amour à la mode", 1653 die zwei Stücke „le berger extravagant" und „le charme de la voix", 1654 „les illustres ennemis" und 1655 das possenhafte Stück „le geôlier de soi-même", das später unter dem Titel „Jodelet prince" bekannt war. Die meisten dieser Lust-

spiele waren Bearbeitungen spanischer Stücke von Calderon, Moreto und andern; Degen- und Mantelstücke, die eine Kette unglaublicher Intriguen und Verwechslungen enthalten. Daneben versuchte Thomas auch Sittenschilderungen aus seiner Zeit, wie es sein Bruder Jahre zuvor in „Mélite", in der „Galérie du Palais", in „La Veuve" und andern Lustspielen gethan hatte. In dem satirischen Stück „Le berger extravagant" wollte Thomas Corneille die Schwärmerei für die Schäferpoesie verspotten. Die Hauptperson des Stückes, Lisis, hat durch die Lektüre der Schäferromane den Verstand verloren. Er hat sich aufs Land geflüchtet, in Schäferkleidung gesteckt und weidet seine Heerde. Seine Bekannten wollen ihn von seinem Irrsinn heilen, erfinden aber in dieser Absicht eine unwürdige Komödie, die ihn in seinem Wahne nur bestärkt. Angélique, die unter dem Namen Charite als Schäferin auftritt, verspottet ihn unter anderm, indem sie die Nymphe Echo vorstellt. Lisis wendet sich an sie und fragt:

— — Que ferai-je, hélas! si tout en pleurs
Je ne puis apaiser ses mauvaises humeurs?

und Charite antwortet als Echo:

Meurs!

Wieder ruft Lisis:

Quelle mort choisir s'il faut que je l'aborde,
Et demande secours sans qu'elle me l'accorde?

und erhält vom Echo die Antwort:

La corde.

Das Spiel dauert längere Zeit und mag als geistreicher Einfall vom Publikum günstig aufgenommen worden sein, wenn wir auch anders darüber urtheilen. Im vierten Akt klettert Lisis auf einen Baum und behauptet selbst zu einem Baum geworden zu sein. Unter dem Vorwand, ihn umpflanzen und zu einem Obstbaum verwandeln zu wollen, bringt man ihn am Ende in das Schloss, wo man sich seiner versichert. „Lisis est desarbré, la comédie est faite" — mit diesen Worten beschliesst Angélique das Stück, das weder witzig noch unterhaltend ist. Jedenfalls kam Corneille's Satire auf die Schäferstücke viel zu spät. In dem andern Lustspiel „L'amour à la mode" singt Cor-

neille das Lied von der guten alten Zeit und der verderbten Gegenwart. Sein Stück soll die Frivolität der jungen Leute geisseln, die nicht mehr wahrhaft zu lieben verstehen. Oronte, ein junger Herr nach der Mode rühmt sich, dass er niemals von der Liebe gequält werde, da er immer Herr seines Herzens bleibe, stets mehrere Damen zu gleicher Zeit verehre und in jedem Liebeshandel nur an sich selbst denke. „Wenn ich schlecht liebe, lieb' ich wenigstens nach der neuen Mode" *).

Die Lustspiele zeichnen sich durch keine hervorragende Eigenschaft aus; sie sind arm an Gedanken und die Sprache ist ohne Kraft.

Im Jahr 1656 gab Thomas das Lustspiel auf und wendete sich der Tragödie und dem ernsten Schauspiel zu. Gleich sein erstes Werk auf diesem Felde, „Timocrate", hatte einen grossen Erfolg. Was noch keine andre dramatische Dichtung erreicht hatte und im Lauf des Jahrhunderts auch nicht mehr erreichen sollte, das erlebte „Timocrate". Das Stück wurde sechs Monate lang ohne Unterbrechung gespielt. Der König erschien selbst in dem Maraistheater, um der Vorstellung beizuwohnen, und das Publikum konnte sich nicht müde sehen. Die Schauspieler wurden des Stücks zuerst überdrüssig und erklärten schliesslich, sie wären es sich selber schuldig, die Aufführungen zu unterbrechen. Sie wären in Gefahr, alle andern Stücke zu vergessen. Die gehaltreichsten Dichtungen Molière's und Racine's konnten bei ihrem Erscheinen sich eines solchen Beifalls nicht rühmen, und vierzig Vorstellungen waren für Molière schon ein grosser Sieg. Dafür welkte ihr Ruhm nicht, sondern strahlte mit immer steigendem Glanz auch bei den späteren Geschlechtern.

*) L' amour à la mode, I. 3 :

Si chaque objet me plaît, c'est, sans inquiétude,
Jamais de préférence, et point de servitude,
Toujours prêt de le perdre, et de m'en détacher
Au moindre événement qui me pourroit fâcher:
Ainsi quelque beau feu que je fasse paroître,
Pour ne rien hasarder, j'en suis toujours le maître.
Ainsi divers objets m'engageant chaque jour
Je me regarde seul dans ce trafic d'amour,
Et chassant de mon coeur celui qui m'incommode;
Si je sais mal aimer, du moins j'aime à la mode.

„Timocrate“ lässt uns die Manier der romanesken Schauspiele deutlich erkennen. Der Stoff ist einer der vielen Novellen entlehnt, die sich in den Scudéry'schen Romanen eingestreut finden, und schon dadurch wird der Charakter des Schauspiels genugsam bezeichnet. Der König von Argos ist in früherer Zeit während eines Feldzugs in Kreta schwerverwundet in die Hände seiner Feinde gefallen und gestorben. Seine Witwe glaubt an einen Mord und hat geschworen, den Tod ihres Gatten zu rächen. Der König von Kreta aber, Timocrate, liebt die Prinzessin von Argos, Eriphile, und um die Gunst der Königin-Mutter zu erlangen, tritt er unerkannt unter dem Namen Cléomène in ihre Dienste. Bald bietet sich ihm die Gelegenheit, seine Tapferkeit zu beweisen. In dem Krieg, den Argos gegen die Messenier zu bestehen hat, bringt er Rettung und Sieg. Die Liebe der Prinzessin ist ihm sicher. Eines Tages jedoch erscheint die Flotte der Kreter vor dem Hafen von Argos, und eine Botschaft bittet im Namen des Königs Timocrate um die Hand der Eriphile. In einer grossen Rathsversammlung spricht sich Cléomène allein von allen Vertrauten für die Annahme der Vorschläge aus. Wir verstehen natürlich warum. Allein noch ist die Erklärung im Schauspiel nicht gegeben, und das Benehmen des Helden bleibt räthselhaft. Die Königin verwirft den Antrag des Kreterkönigs und entscheidet sich für den Krieg. Sie gelobt demjenigen, der den König Timocrate in ihre Hand liefere, ihre Tochter und damit auch die Aussicht auf die Herrschaft in Argos zu geben.

Eriphile ist im höchsten Grade über Cléomène's Benehmen entrüstet. In einer grossen Scene wirft sie demselben seinen Verrath vor. Dieser, der wie die Helden des „Grossen Cyrus“ denkt und redet, entschuldigt sich in gewundener Weise. Wäre sein Vorschlag befolgt worden, ruft er, so hätte er gewiss den Tod gesucht, aber er wäre im Bewusstsein gestorben, seiner Geliebten einen mächtigen Thron errungen zu haben. Aus Liebe hätte er seine Liebe zum Opfer gebracht!*)

---

*) Timocrate II, 4:

Renoncer pour l'amour au soin de sa fortune,
N'est que le faible effet d'une vertu commune,

Am Schluss dieser Scene gesteht auch Eriphile offen ihre Neigung ein, und erinnert ihn an den Lohn, den ihre Mutter dem Sieger über Timocrate versprochen hat:

Va, tu n'ignores pas ce qu'a promis la reine.
Combats, vaincs, et surtout n'expose pas ma foi
A refuser ailleurs ce qui n'est dû qu'à toi.

Die Stelle erinnert an eine ähnliche Scene des „Cid", in der Chimene den Geliebten, den sie verfolgt, in ihrer Herzensangst auffordert, im entscheidenden Kampf alle Kraft aufzubieten, da sie selbst ja der Preis des Sieges sei (V. 1.):

Si jamais je t'aimai, cher Rodrigue, en revanche
Défends-toi maintenant pour m'ôter à Don Sanche;
Combats pour m'affranchir d'une condition
Qui me livre à l'objet de mon aversion.
Te dirai-je encor plus? Va, songe à ta défense,
Pour forcer mon devoir, pour m'imposer silence:
Et si tu sens pour moi ton coeur encore épris,
Sors vainqueur d'un combat dont Chimène est le prix.
Adieu: ce mot lâché me fait rougir de honte.

In „Timocrate" fällt nach den Worten der Prinzessin der Vorhang. Im „Cid" bricht Rodrigo in jene stürmischen Worte der Begeisterung aus, die ihre hinreisseude Kraft bis heute bewahrt haben:

Est-il quelque ennemi qu'à présent je ne dompte?
Paraissez, Navarrois, Maures et Castillans,
Et tout ce que l'Espagne a nourri de vaillans,
Unissez-vous ensemble et faites une armée
Pour combattre une main de la sorte animée:
Joignez tous vos efforts contre un espoir si doux,
Pour en venir à bout c'est trop peu que de vous.

— — — —

On a vu mille amants, dans de moindres douceurs,
Trouver la pente aisée au mépris des grandeurs,
Et pour l'objet aimé, sans que rien les étonne,
Quitter parents, amis, sceptre, trône, couronne.
Mais il est inouï peut-être avant ce jour,
Qu'aucun ait immolé l'amour même à l'amour,
Pour consacrer mon nom au temple de mémoire,
C'est à moi que le Ciel en réservoit la gloire.

Wir führen die beiden Stellen an, um die Aehnlichkeit und zugleich die grosse Verschiedenheit derselben zu zeigen. Welch eine unklare schwache Sprache hat „Timocrate", wenn man sie mit dem poetischen männlichen Stil des „Cid" vergleicht!*)

Im Verlauf des Schauspiels ergibt sich nun die seltsame Situation, dass Timocrate gleichzeitig die Stadt Argos belagert und heimlich in dieselbe zurückkehrend, sie als Cléomène vertheidigt! In der Entscheidungsschlacht, welche die Argiver wagen, werden sie besiegt, weil im kritischen Moment Timocrate plötzlich persönlich eingreift. Aber nichts scheint für Argos verloren, denn Cléomène bringt Timocrate gefangen. Die Freude darüber währt nicht lang. Es stellt sich heraus, dass der Gefangene gar nicht der Kreterkönig ist, und Eriphile weist nun die Liebe Cléomène's zurück, da er durch Trug ihre Hand habe erringen wollen; sie erklärt, dass sie nur einen Helden wie Timocrate lieben könne. Da endlich wird das Räthsel gelöst. Cléomène

*) Aehnliche Stellen liessen sich noch manche zur Vergleichung anführen, wie z. B. der Monolog der Infantin im „Cid" (V. 3) neben dem der Prinzessin in „Timocrate" (III, 1), wo diese in einigen Strophen klagt, dass sie zwischen Hoffnung und Furcht schwanke und unter ein glänzendes Joch gebeugt sei.

str. 1. Quel sentiment confus et d'espoir et de crainte
Tient mes voeux tour à tour dans mon coeur suspendus?
De quel bizarre sort l'injurieuse atteinte
Se plaît à les voir confondus?
Tout mon sang s'émeut et s'altère
A songer que déjà peut-être on est aux mains.
Je sais que poursuivant la vengeance d'un père
La justice veut que j'espère,
Mais parce que j'aime, je crains.
— — — — — — — — — — — — — — —

str. 4. Dure fatalité, dont l'ordre tyrannique
M'asservit en esclave à ce que je me dois.
Et qui sur mes désirs jette un joug magnifique
Dont l'éclat déguise le poids!
Que me sert-il qu'un diadème
D'un absolu pouvoir soit l'infaillible appui?
Que me sert de mon rang la majesté suprême,
Si je ne puis rien pour moi-même,
Lorsque je puis tout pour autrui?

enthüllt sich als König Timocrate und gibt sich in die Hand seiner Feinde. Die Herrscherin von Argos will ihr Gelübde erfüllen, Timocrate soll mit Eriphile zum Altar treten, gleich darauf aber sterben, und der Kreterfürst erklärt sich mit diesem Schicksal zufrieden! Zum Glück dringen seine Krieger rechtzeitig in die Stadt und befreien ihn. Timocrate ist nun Herr von Argos und das absonderliche Schauspiel findet seinen versöhnenden Abschluss.

Mit keinem seiner späteren Dramen errang Thomas Corneille einen ähnlichen Erfolg. Seine Tragödie „Bérénice" (1657), deren Heldin nicht die geschichtliche Königin von Judäa, sondern wiederum eine der Scudéry'schen Romanfiguren ist, gefiel so wenig wie sein „Commode" (1658) und sein „Darius" (1659). Dagegen wurde sein „Stilicon", der den 27. Januar 1660 zum erstenmal im Theater des Hôtel de Bourgogne aufgeführt wurde, sehr gelobt. Unserer Ansicht nach ist freilich auch „Stilicon" nicht viel mehr werth als die vorhergehenden Dramen. Das Stück will historisch sein, und verletzt doch jeden historischen Sinn. Placidie, des Kaisers Schwester, liebt den ritterlichen Eucherius, Stilicon's Sohn. Aber da sie ihm ihre Hand reichen soll, empört sie sich gegen solche Erniedrigung:

Weil ich ihn liebe, hab' ich ihn verworfen*),

sagt sie zu ihrer Vertrauten (II, 1.). Sie glaubt, dass Eucherius nun ohne weiteres ausziehen werde, irgendwo einen Thron zu erobern, um ihr gleich zu stehen. Da sich aber Eucherius dazu nicht entschliesst, steigt in Stilicon's Kopf der ungeheuerliche Plan auf, seinen Schwiegersohn Honorius vom Thron zu stossen, damit Eucherius ihn besteigen und Placidie heirathen könne. Die Verschwörung wird entdeckt und der Verdacht, sie angezettelt zu haben, fällt auf Eucherius. Welch precieuser Geist in dem Stück zum Ausdruck kommt, zeigt sich u. a. in den Worten des Eucherius, als er sieht, dass auch die Geliebte an seiner Treue gegen den Kaiser zweifelt:

---

*) „Je ne l'ai dédaigné que parce que je l'aime".

Jetzt wird es wahr, o Fürstin. Ich erkenne,
Dass ich trotz meiner Unschuld schuldig bin.
Ich bin verbrecherisch, da Ihr sogar
Grundlos ob meiner Treue Zweifel hegt**).

Stilicon tödtet sich schliesslich selbst, nachdem Eucherius im Kampf für Honorius und um ihn zu retten, gefallen ist.

Wir brauchen uns mit den Lustspielen und Tragödien, die Thomas Corneille in den folgenden Jahren dichtete, nicht länger aufzuhalten. Sie sind alle in demselben Geist verfasst. Am häufigsten wird von ihnen noch die Tragödie „Camma" (1661) genannt. Camma ist die Witwe des Königs von Galatien, der von Sinorix ermordet worden ist. Dieser hat sich der Herrschaft bemächtigt und verlangt die Hand Camma's. Die Königin willigt endlich ein, weil eine fernere Weigerung das Leben des von ihr geliebten Prinzen Sostrate gefährdet, aber sie mischt Gift in den Hochzeitstrunk und stirbt, indem sie Sinorix den Tod gibt.

Später änderte Thomas Corneille seine Manier. Da es ihm hauptsächlich auf momentanen Beifall ankam, folgte er ohne Widerstreben den Wandlungen im Geschmack des Publikums. Als Racine den neuen tragischen Stil schuf, war Thomas Corneille einer der ersten, sich ihm anzuschliessen und die Manier seines alternden Bruders aufzugeben. „Essex" und „Ariadne" sind die bekanntesten seiner Dichtungen aus dieser zweiten Epoche. Wir werden auf ihn zurückkommen müssen, wenn wir von Racine und seiner Richtung reden. Hier sei nur nochmals auf die Schwäche der Sprache und den Mangel an poetischem Gefühl hingewiesen, der in seinen Stücken zu Tage tritt. Der Umstand, dass er einen berühmten Namen trug, hat ihm nicht, wie man öfters meint, geschadet. Im Gegentheil, der Einfluss seines Bruders erleichterte ihm den Beginn, und seine Zeitgenossen spendeten ihm reichen Beifall. Aber Dauer konnte sein Ruhm nicht haben, da er nicht auf wirkliche Grösse und Kraft begründet war.

**) Ah, Madame! il est vrai, je commence à connoître
Qu'innocent jusqu'ici, je cesse enfin de l'être,
Puisque vous relâchant à soupçonner ma foi,
Cette injustice en vous est un crime pour moi.

Noch deutlicher als in den Tragödien des Thomas Corneille zeigt sich die Verirrung des Geschmacks in den Trauerspielen Quinault's.

Eines Bäckers Sohn und 1635 zu Paris geboren, begeisterte sich Philippe Quinault im Umgang mit seinem väterlichen Freund Tristan für die dramatische Literatur. Tristan, der Dichter der „Mariamne", hatte mit dieser Tragödie im Jahre 1636 einen ähnlichen Erfolg errungen, wie Corneille mit dem „Cid", und er förderte nun den jungen Quinault nach Kräften. Schon im achtzehnten Jahr liess dieser ein Lustspiel „Les Rivales" aufführen. Doch war dasselbe nur die Bearbeitung eines Stücks von Rotrou, der selbst wieder eine spanische Komödie benutzt hatte. Quinault wurde inzwischen Advokat, machte glänzende Geschäfte und erwarb sich ein ansehnliches Vermögen. Obwohl er also nicht darauf angewiesen war, vom Ertrag seiner dramatischen Werke zu leben, war er doch in der ersten Zeit sehr fruchtbar. Auf die „Rivales" folgten noch zwei Lustspiele sowie zwei Tragikomödien in dem herkömmlichen Stil. Dann aber ging er zu der tragischen Dichtung über, der er sich mit besonderem Eifer widmete, und die ihm grosse Anerkennung von Seiten seiner Zeitgenossen erwarb *).

Es war nicht zufällig, dass Quinault's erstes Trauerspiel den Tod des Cyrus behandelte. Er trat damit offen auf die Seite der Precieusen, denn er wählte seinen Stoff aus dem Roman der Scudéry. Nur wenn man den letzteren kennt, versteht man auch die Quinault'sche Tragödie. Derselbe Geist herrscht hier

---

*) Folgendes ist die Liste seiner dramatischen Werke nach Parfaict VII, 444: Les Rivales, com. 1653; La généreuse ingratitude, tragicom. pastor. 1654; L'amant indiscret, com. 1654. (Dieses Stück erinnert an den „Etourdi" Molière's. Es erschien kurze Zeit nachdem Molière sein Stück in Lyon hatte aufführen lassen. Man braucht darum noch nicht an ein Plagiat zu denken, sondern kann annehmen, dass beide Dichter, ohne von einander zu wissen, aus einer und derselben Quelle geschöpft haben). La comédie sans comédie, com. 1655; Les coups de l'amour et de la Fortune, tragicom. 1656; La mort de Cyrus, trag. 1656; Amalasonte, trag. 1657; Le mariage de Cambise, tragicom. 1657; Le feint Alcibiade, tragicom. 1658; Le fantôme amoureux, tragicom. 1659; Stratonice, tragicom. 1660; Les amours de Lisis et d'Hespérie, pastorale allégorique, non imprimée 1660; Agrippa, roi d'Albe ou le faux Tibérinus, trag. 1661; Astrate, trag. 1664; La mère coquette, com. 1665; Bellérophon, trag. 1665; Pausanias, trag. 1666.

wie dort. Gleichwie bei Madeleine de Scudéry, ist auch bei Quinault Cyrus in der Schlacht gegen die Massageten nicht gefallen, sondern gefangen genommen worden, und wir finden ihn in der Tragödie in freier Haft im Massagetenlager. Welch ein empfindsames feinfühlendes Geschlecht aber dieses Scythenvolk ist! Die Königin Thomyris hat ein Notizbuch vor ihrem Zelt verloren. Ihr Schwager Clodomante findet es, blättert darin und sieht ein Liebesgedicht, das die Königin selbst niedergeschrieben hat. Er bezieht die Verse auf sich und gibt sich süsser Hoffnung hin. In langer Rede spricht er über die Liebe, die sich nicht befehlen lasse, sondern immer nur herrsche. Clodomante irrt aber, denn die Königin liebt nicht ihn, sondern Cyrus, den gefangenen Feind. Auch sie legt ihre Ansichten über die Liebe dar und gesteht Cyrus ihre Neigung:

Lasst Euch nicht schrecken, dass ich eine Scythin,
Auch in der Brust des Scythen schlägt ein Herz,
Und jedes Herz kann lieben*).

Cyrus lohnt der Königin mit Gegenliebe. Allein ein grimmer Scythengeneral, Odatirse, erregt einen Aufstand, und verlangt den Tod des Cyrus. Dieser kann nur gerettet werden, wenn Thomyris dem gehassten Odatirse die Hand reicht. Nothgedrungen gibt sie nach. Cyrus aber will sein Heil solchem Opfer nicht verdanken. Er erschlägt Odatirse und wird dafür zum Tode geschickt, während Thomyris Gift nimmt. Das letzte Wort des sterbenden Helden ist „Liebe!“ Der Schluss der Tragödie war von Quinault's Erfindung, denn Madeleine de Scudéry rettete ihren Helden aus dem Massagetenlager.

In ähnlicher Weise carrikirt und mit precieusem Sinne erfüllt, zeichnete Quinault eine Gothenfürstin in seiner „Amalasonte“, sowie er in „Stratonice“ allen Scharfsinn aufbot, um sein Publikum durch eine recht verwickelte Situation zu spannen, und die süssliche Manier der früheren Stücke noch zu übertreffen. König Seleucus von Syrien ist im Begriff die Prinzessin Stratonice von Macedonien zu heirathen, während sein Sohn, Prinz

*) Le nom de Scythe en moi doit moins vous alarmer,
Les Scythes ont un coeur, et tout coeur peut aimer.

Antiochus, die Tochter des Königs von Pergamus, Barsine, heimführen soll. So will es die leidige Politik. Nun trifft es sich aber, dass der Vater die Braut des Sohnes und dieser letztere die Braut seines Vaters liebt, die auch seine Neigung erwiedert. Stratonice und Antiochus sind edle Naturen; sie wollen ihre Pflicht erfüllen, und um ihre Liebe besser zu verbergen, heucheln sie Hass gegen einander. Eine vielbewunderte Scene schliesst damit, dass Stratonice mit zärtlichster Stimme und mühsam verhaltener Bewegung dem Prinzen ihren Hass erklärt:

Lebt wohl und glaubt, mein Hass ist grenzenlos,
So hasst auch mich, wie ich, mein Prinz, Euch hasse*).

Die Lösung findet sich, indem König Seleucus zu Gunsten seines Sohnes abdankt. Stratonice war dem „König" verlobt worden; so wird das Versprechen gehalten und treue Liebe doch belohnt. Seleucus verliert freilich doppelt, denn Barsine, die ihn zu lieben vorgab, so lang er König war, verschmäht ihn, sobald keine Krone mehr seine grauen Haare bedeckt. Sie ist ehrgeizig, und Quinault wollte in ihr eine Figur schaffen, wie man sie bei Corneille findet. Sie ergeht sich in Tiraden vom Stolz der edelgebornen Seelen, die nicht glücklich sein können, wenn sie nicht herrschen, von der Leidenschaft des hohen Gemüths, das keinen Grössern neben sich dulden kann. Aber die Zeit war vorüber, wo solche Sätze wirkten. Sie waren den vornehmen Zuschauern nicht mehr aus dem Herzen gesprochen, und waren nichts als kühle Reminiscenzen aus einer Zeit, die zwar kaum verrauscht war, aber schon, wie eine längst vergangene Epoche, fremd und unverständlich erschien.

„Agrippa, König von Alba oder der falsche Tiberinus" (1661) behandelt eine romantische Begebenheit aus der Vorzeit von Alba longa. Agrippa, ein Officier der Armee, gleicht dem König Tiberinus auf ein Haar, und tödtet ihn, um unter dessen Namen zu herrschen, fühlt sich zuletzt aber stark genug, seine That zu bekennen und unter eigenem Namen den Thron zu behaupten.

*) Stratonice II, 6:

Adieu, croyez toujours que ma haine est extrême,
Prince, et si je vous hais, haïssez-moi de même.

Als Quinault's Meisterwerk galt lange Zeit „Astrate, roi de Tyr". Die erste Aufführung dieses Trauerspiels fiel in den December 1664, also schon in die Zeit, in welcher die Reaktion gegen die precieuse Manier sich energisch geltend machte. Allein „Astrate" gefiel deshalb doch, und der Zudrang des Publikums war so gross, dass das Theater die Preise der Plätze verdoppeln konnte. Astrate ist der Sohn eines früheren Königs von Tyrus. Er kennt aber seinen Rang und seine Rechte nicht, sondern dient in treuer Hingebung der Königin Elise, welche die Herrschaft an sich gerissen hat. Diese will ihm ihre Hand gewähren und sendet ihm durch Agenor ihren Ring als Symbol der königlichen Macht. Agenor aber benutzt die Gelegenheit und lässt Astrate verhaften, indem er den Ring vorweist, der ihm königliche Machtvollkommenheit gibt. Wenn nun auch diese Intrigue bald durchkreuzt wird, führt sie doch dazu, das Geheimniss zu lüften, das Astrate's Geburt bis dahin verhüllte. Elise hat seinen Vater und zwei seiner Brüder tödten lassen, er selbst ist nur durch einen Zufall gerettet worden. In des edlen Mannes Brust entsteht ein schwerer innerer Kampf. Soll er den Vater rächen? soll er seiner Liebe nachgeben? Der Conflikt erinnert wieder an den „Cid", der vielen Dichtern, ihnen selbst unbewusst, als Vorbild vorschwebte; doch siegt diesmal die Liebe. Astrate entdeckt sich der Königin und nach einigen rührenden Scenen, in welchen beide an Edelmuth mit einander wetteifern, tödtet sich Elise, um dem Geliebten den Weg zum Thron zu öffnen.

Quinault wurde wegen dieses Stückes heftig angegriffen, unter andern von Boileau, dessen Kritik jedoch nichtssagend war*). Dennoch änderte Quinault seitdem in etwas seine Manier. Er wandte sich wieder dem Lustspiel zu und seine „Mère coquette" (1665) zeigt deutlich den Einfluss Molière's.

Quinault's Ruhm stieg, trotz seiner Gegner, und auch in der literarischen Welt fand er reiche Anerkennung. Die Akademie berief ihn schon 1670 in ihre Mitte, lang bevor sie Boileau, La Fontaine und Racine ihrer Wahl für würdig erachtete. Er heirathete eine reiche Witwe, die ihm jede Arbeit für das Theater

*) Boileau, Sat. III, v. 194 ff. und „Les Héros de roman".

als sündhaft vorstellte, und ihn bewog, sich mit dramatischen Werken künftig nicht mehr abzugeben. In ähnlicher Weise beeinflusste einige Jahre später auch Madame Racine ihren Gatten. Wie stark überhaupt das Vorurtheil gegen das Theater damals in vielen Kreisen noch war, sollte Quinault noch in anderer Weise erfahren. Selbst die Dichter waren von dem Makel nicht frei, der am Theater haftete, und in der gelehrten Welt wie in den Kreisen der hohen Bureaukratie traten nicht selten die engherzigsten Anschauungen verletzend zu Tage. Dass man im Kreis der vornehmen königlichen Beamten dagegen protestirte, als Lulli, der bekannte Komponist, nach einer Stelle als Sekretär des Königs strebte, war im Grund zu rechtfertigen, da der eitle Musiker durch nichts seine Befähigung zu dem gewünschten Amt bewiesen hatte. Allein ähnlichen Widerstand fand auch Quinault, obgleich er ein tüchtiger Geschäftsmann war. Im Jahr 1671 kaufte er sich die Stelle eines Auditeurs in der Rechnungskammer. Diese letztere protestirte energisch gegen den Eindringling, und es kostete längere Zeit, bis der Widerstand gebrochen war*). Nach einigen Jahren kehrte Quinault doch wieder zur dramatischen Thätigkeit zurück. Gleichwie Racine, einem Wunsch der Marquise de Maintenon folgend, nach vieljährigem Schweigen seine beiden biblischen Schauspiele schrieb, so verfasste Quinault im Auftrag des Königs über ein Dutzend Operntexte („Persée," „Jon", „Roland" u. a. m.), welche Lulli in Musik zu setzen hatte. Die Leichtigkeit und Anmuth der Verse in diesen Dichtungen gefielen ausserordentlich, und erwarben Quinault fast grösseren Ruhm als seine früheren Werke.

Doch diese spätere Thätigkeit Quinault's fällt ausserhalb der Grenzen unserer Darstellung. Als Dramatiker ist er nicht zu übersehen, denn die Kenntniss seiner Werke sowie der andren Dichter des romanesken Schauspiels ist eine unerlässliche Vorbedingung für die richtige Würdigung Racine's.

---

*) Folgender Quatrain circulirte damals in Paris:

Quinault, le plus grand des auteurs,
Dans votre corps, Messieurs, a dessein de paraître,
Puisqu'il a fait tant d'auditeurs,
Pourquoi l'empêchez-vous de l'être?

Gegen die Romane, die Tragödien und Lustspiele, gegen Epen und Lyrik, kurz gegen den in den fünfziger Jahren auf sämmtlichen literarischen Gebieten herrschenden Geschmack erhob sich die neue Schule, die mit Boileau, Molière und Racine die klassische Dichtung zur Höhe führte. Der letztere zeigt in seinen ersten beiden Tragödien noch deutlich den Zusammenhang mit Quinault, und lässt erkennen, dass auch er anfangs die Wege der romanesken Tragödie wandelte. Man hat selbst in seinen späteren Dichtungen die Schwächlichkeit seiner Helden und Liebhaber getadelt und eine Erinnerung an die precieuse Manier darin erblickt. Aber um zu begreifen, welchen Fortschritt doch auch sie aufweisen, muss man sie mit den Schattenfiguren seines Vorgängers Quinault vergleichen.

Zweiter Abschnitt.

Der Hof und die Stadt.

Unsere Aufmerksamkeit richtet sich nun auf die Geschichte einer neuen Epoche, derjenigen, die man mit Recht als die klassische Zeit der französischen Literatur bezeichnet. Die Umwandlung des Staats in eine absolute Monarchie war zur Zeit, da Ludwig XIV. selbständig die Regierungsgeschäfte übernahm, vollzogen, die Gesellschaft hatte andere Formen angenommen, der Geschmack war in völliger Wandlung begriffen. Die Literatur hatte nun die Aufgabe, in ihren Werken den Geist des neuen Frankreich verschönert und verklärt zum Ausdruck zu bringen, und somit die Neugestaltung aller Verhältnisse gewissermassen zu sanktioniren.

Bevor wir jedoch zur Betrachtung dieser grossen Entwicklung übergehen, scheint es uns rathsam, einen Blick auf die massgebenden Factoren, welche dieselbe förderten, zu richten. Wir wollen uns zunächst den Einfluss klar machen, welchen der König, der nun unumschränkt im Lande waltete, so wie sein Hof auf die Literatur ausübten. Wir wollen überhaupt das Publikum kennen lernen, an das sich die Literatur jener Zeit wendete. Ist doch der Einfluss des Publikums zu jeder Zeit gewichtig gewesen und die Frage nach seiner Zusammensetzung ist durchaus nicht müssig. Wir haben bereits gesehen, wie die Aristokratie, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts tonangebend war, auch der Literatur ihren Charakter aufdrückte. Was wir heute das grosse Publikum nennen, ein gebildeter oder halbgebildeter Mittelstand, ein wohlhabendes, seiner Bedeutung bewusstes Bürgerthum fehlte damals. Nur wenige aus den Reihen des Mittelstands hatten gelernt, über die tägliche Arbeit hinaus den Blick auf ideale Ziele zu richten.

Heute ist das anders. In unsern Tagen wendet sich ein Autor an ein grosses Publikum, das in seiner Gesammtheit auf

dem Gebiete der Literatur und des Geschmacks mächtiger ist, als die mächtigsten Fürsten. Wem es gelingt, ein Liebling dieses Publikums zu werden, der ist der unabhängigste Mensch auf Erden. Dieses Verhältniss ist gewiss das richtige. Dass es auch Gefahren in sich birgt, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Nur zu leicht wird der Schriftsteller durch die Rücksicht auf den derberen Geschmack einer halbgebildeten Menge verleitet, falsche Wege einzuschlagen. Er wird gelesen, genannt, glaubt ein Liebling des Publikums zu sein, und ist doch nur ein Feind desselben, da er es korrumpirt.

Die Zeit der klassischen Literatur in Frankreich sah auch in dieser Hinsicht den Beginn der neuen Entwicklung. Die Dichter standen nicht mehr im Dienste Einzelner oder kleiner Kreise, sie sahen sich bereits einem wahren Publikum gegenüber, obwohl dasselbe noch immer eng begrenzt nnd wenig zahlreich war. Wo aber könnte eine wahrhaft grosse Literatur ohne ein wahrhaftes Publikum entstehen?

Zwei Tribunale theilten sich damals in die Befugniss, im Reich des Geschmacks endgiltig zu richten. Obwohl die Regierung Ludwig's XIV. nichts weniger als constitutionell war, hatte sich doch hier eine Art Zweikammersystem entwickelt. „La Cour et la Ville", so nannte man damals und noch lange nachher die beiden Mächte, deren Urtheil übereinstimmen musste, wenn es vollgiltig sein sollte. Zunächst freilich war der Hof an Einfluss der „Stadt" bedeutend überlegen.

Ein jugendlicher Monarch stand an der Spitze des Staats, feurig, glänzend und ritterlichen Sinns. Nach den unsicheren Zeiten des Bürgerkriegs begrüsste das Volk sein festes Walten mit Genugthuung. Man verurtheile es deshalb nicht so rasch als sklavisch gesinnt, sondern denke an die furchtbare Rechtsunsicherheit, an die frechen Gewaltthaten kleiner und grosser Raubritter, die Bestechlichkeit und Machtlosigkeit der Tribunale, kurz man erinnere sich der unerträglichen Zerfahrenheit aller Verhältnisse, um die Stimmung des Volks zu begreifen*). Die

*) Ein Beispiel möge diese Zustände klar machen. Ein Justizbeamter zu Castel-ferrus, der sieur du Sol, hatte ein förmliches Bureau für gerichtliche

auswärtige Politik Ludwig's war zudem erfolgreich, der Sieg krönte seine kriegerischen Unternehmungen und die Gebietserwerbungen, mit welchen anfänglich jeder Friede schloss, täuschten das Volk über die Gefahr, welche die Eroberungslust mit sich brachte. Auch der geistigen Arbeit waren die Verhältnisse günstig. Eine Reihe begabter Männer erwuchs gleichzeitig mit dem König. Sie hatten ihre Bildung zur Zeit Richelieu's und der Regentschaft erhalten, waren Zeuge einer bewegten Epoche gewesen. Sie hatten in dem Widerstreit der entgegengesetzten Ideen, der verschiedenen politischen, philosophischen und theologischen Principien, nicht gleichgiltig bleiben können, und hatten einen weiteren Blick, einen freieren Geist gewonnen. Es ging ein jugendlich frischer Hauch durch die ganze Generation, die nun zur Herrschaft kam. Gewiss, die despotische Regierung Ludwig's XIV. hat Frankreich ausserordentlich geschadet. Allein nur parteiische Befangenheit kann sich zu einem kurzer Hand absprechenden Urtheil hinreissen lassen. Ludwig hat doch auch Grosses geleistet, besonders in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung. Mit Hilfe trefflich gewählter Minister ordnete er den Staat, der aus den Fugen gerathen war, regelte er die zerrütteten Finanzen, stärkte er den Handel und die Industrie des Landes und erhob er Frankreich auf eine vorher nie gekannte Stufe von Macht und Ansehen in Europa. Auch in die künstlerische und literarische Entwicklung griff er ein. Sie erregte sein Interesse und verdankte ihm manche Förderung.

Das war nun gerade nichts Neues. Denn wenn sich auch die Bourbonen bis dahin wenig um die schönen Künste gekümmert hatten, waren doch die Valois Freunde der Poesie und Kunst gewesen. Aber Ludwig XIV. beschränkte sich nicht auf das

---

Fälschungen. Er beschäftigte vier Notare und vier Zeugen, mit deren Hilfe er falsche Testamente, Verkaufskontrakte u. s. w verfertigte. Wer sich ihm widersetzte, war verloren, da du Sol in dem Herrn von Castel-ferrus eine feste Stütze hatte. „Ein Notar gestand mir, dass er nie in seinem Leben einen richtigen Akt aufgenommen habe", erzählt Foucault, der als Intendant nach Montauban geschickt wurde, um Ordnung zu schaffen. Siehe Foucault, Mémoires publiés et annotés per M. F. Baudry. Paris, Didot. — Gaillardin, Hist. de Louis XIV, IV 336 ff. Siehe auch weiter unten, was wir bei Gelegenheit der Schrift von Fléchier „Les Grands Jours d'Auvergne" sagen.

einfache Mäcenatenthum. Er strebte darnach, alle Kräfte des Reichs in seiner Hand zusammenzufassen, und da er die Macht der Literatur und den Einfluss erkannt hatte, den sie mehr und mehr auf die öffentliche Meinung ausübte, trachtete er auch darnach, über sie die Herrschaft zu gewinnen. So war es eine seiner ersten Regierungshandlungen, eine grosse Anzahl von Schriftstellern und Gelehrten durch Verleihung von Jahrgehalten auszuzeichnen und sie an sich zu fesseln. Das letztere aber wäre kaum möglich gewesen, wenn er nicht gleichzeitig seinen Hof zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens erhoben hätte. Er verstand es, seinen Geschmack geltend zu machen und der literarischen Thätigkeit der Zeit etwas von seinem eignen Charakter zu verleihen.

Unter den früheren Königen aus dem Haus Bourbon war das Leben bei Hof roh oder still und langweilig gewesen. Heinrich IV. hatte den Ton des Kriegslagers in die königliche Residenz mit herübergenommen, und sein Sohn war immer scheu geblieben. Ludwig XIV. aber liebte den Glanz und die Pracht. Er versammelte den höchsten Adel des Landes an seinem Hof, an dem ein prunkvolles Fest das andere jagte. Verschwendung, Leichtsinn, Galanterie und phantastische Romantik waren hier zu Hause, oft auch Immoralität. Ludwig gab das Beispiel und sein Hof folgte ihm willig.

Bossuet hatte das im Auge, als er in einer seiner Predigten ausrief: „Alle Angelegenheiten der Welt finden am Hof ihre Anregung, ihren Beginn. Darum wirft der Feind des Menschengeschlechts hier alle seine Netze aus und entfaltet hier seine ganze Pracht. Hier findet man die feinsten Leidenschaften, die zartesten Interessen, die verlockendsten Hoffnungen. Wer von dieser Quelle einmal getrunken hat, lässt nicht mehr ab, er ist wie durch Zauber verwandelt.“

Das Riesenschloss zu Versailles, das allerdings erst etwas später vollendet wurde, mit seiner Grandezza, seinem weiten Park und den künstlich zugeschnittenen geraden Alleen, den Wasserkünsten, Statuen und Grotten, ist so recht ein Symbol des Königthums, wie es Ludwig auffasste. Noch steht das Schloss mit seinem Park, aber es ist doch nur ein Schatten dessen, was

es war. Es ist nur noch wie ein Rahmen, aus dem das farbenprächtige Bild herausgeschnitten worden ist. Könnten wir durch ein Zauberwort die vergangene Zeit wieder aufleben lassen, wie anders würde sich die Pracht dieser Residenz enthüllen, in der sich ein Hofhalt von über zehntausend Beamten und Dienern in geschäftigem Müssiggang bewegte. Die französische Aristokratie verschmolz am Hof des Königs zu einer Gesellschaft, die einzig in ihrer Art dastand, und ein Vorbild des feinen Tons sowohl wie der geistigen Bildung wurde. Ein grosser Theil der Schriftsteller ging aus ihr hervor, so die Herzoge La Rochefoucauld und Saint-Simon, die Prinzessin Montpensier, die Gräfin La Fayette. Andre wurden durch ihre hohe Stellung an den Hof geführt, wie die berühmten Kanzelredner und Kirchenfürsten, Männer wie Fléchier, Bossuet, Fénelon. Wer immer sich in der Literatur auszeichnete, war dem König ein willkommener Gast, so Boileau und Racine. Molière hatte schon durch seine Stellung als Theaterdirektor häufig Zutritt bei ihm. Boursault, Quinault, Lulli waren ihm eine Zeit lang willkommen, und so könnte man noch manchen Namen anführen. Nur wenig Dichter von Bedeutung standen Ludwig's Hof ganz fern. Corneille hatte sein wenn auch schlecht gezahltes Gehalt, und stand bei dem König in Gunst. Dass er sich in stolzem Selbstbewusstsein und der neuen Richtung abhold, mehr und mehr zurückzog, lag in seinem Wesen begründet. Der einzige La Fontaine war bei Ludwig nicht gern gesehen, die Charaktere und Lebensanschauungen der beiden Männer waren zu sehr verschieden.

Die glänzenden Feste, die König Ludwig veranstaltete, boten fast immer auch ein literarisches Interesse. Sah man doch alljährlich einige Meisterwerke der Dichtkunst entstehen, und der König hielt darauf, seinen Gästen bei jeder Gelegenheit eine dramatische Novität aufführen zu lassen. Selbst Molière's kühnstes Werk, der „Tartuffe", wurde zuerst vor dem Hof gespielt.

Ludwig hatte einen sichern Geschmack. Bei Gelegenheit des Molière'schen „Bourgeois gentilhomme" vertheidigte er den Dichter mit Entschiedenheit gegenüber dem missbilligenden Ur-

theil des Hofs. Er liess sich gern das Neueste vorlesen, und Boileau hatte ihm mehr als einmal eine seiner Dichtungen vorzutragen.

Der Hof war doch trotz allem was man gegen die Höflinge und die entnervende Hofluft einwenden kann, der Sammelpunkt der feinsten Gesellschaft. Allerdings konnte er sich nur kurze Zeit auf der Höhe erhalten. Wie er früher ohne Bedeutung gewesen war, sollte er es auch bald wieder werden. Auch damals bot er der scharfen Kritik viele Blössen. Molière spottete mit Recht der lächerlichen Marquis im Vorzimmer des Königs. Aber dass er so ungestraft über dieselben und noch dazu in Gegenwart des Hofs lachen durfte, beweist doch gerade, dass sich die Mehrzahl nicht getroffen fühlte, dass der König dem Dichter Recht gab. Und wenn Molière in seinem „Don Juan" das Bild des vornehmen Wüstlings zeichnete, hatte er an andrer Stelle wieder ein begeistertes Lob für den Hof. In den „Femmes savantes" (IV. 3) vertheidigt der liebenswürdige Clitandre den Hof gegen die Angriffe des pedantischen Trissotin:

Bei aller Achtung, die ich Euch ja schulde,
Erlaubt mir doch, Herr Trissotin, zu sagen,
Dass Ihr weit besser thätet, wenn Ihr milder
Und freundlicher vom Hofe reden wolltet.
Beim Licht besehen, ist er nicht so dumm,
Wie Ihr gelehrte Herren es behauptet.
Man findet Einsicht dort und reiches Wissen,
Kann den Geschmack sich trefflich bei ihm bilden,
Und, ohne Euch zu schmeicheln, sag' ich kühn,
Sein Geist, ist er gleich weltlich, gilt doch mehr
Als alles dunkle Wissen der Pedanten.

In demselben Sinne heisst es in Boileau's vierter Satire (v. 11 ff.)

Da glaubt ein Geck, der weiter nichts zu thun hat,
Als müssig in der Stadt umherzulaufen,
Unwissenheit sei gleichbedeutend mit
Genie, und sei das schönste Privileg
Bei Hof . . . . .

Briefe und Memoiren aus jener Zeit lassen ersehen, mit welchem Eifer man in den gebildeten Kreisen alle neu erschienenen Werke der berühmten Schriftsteller las und sich mit ihnen

beschäftigte. Als die öffentlichen Aufführungen des „Tartuffe“ verboten wurden, sah sich Molière mit Einladungen bestürmt; überall wollte man das Stück von ihm selbst lesen hören. Frau von Sévigné erzählt in ihren Briefen von den philosophischen Debatten ihrer Gäste zu „Les Rochers“, ihrem Gut in der Bretagne. Da gab es eifrige Rede und Gegenrede, Frau von Sévigné aber hörte zu und unterhielt sich vortrefflich. Wollen wir einen Begriff von der Unterhaltung haben, wie man sie in den besten Salons jener Zeit fand, brauchen wir nur La Fontaine's „Discours à Mme de La Sablière“ zu lesen (Fables X, 1.). La Fontaine preist darin seine Gönnerin als eine Feindin jeglicher Lobhudelei. Sie verlange etwas anders, eine leichte gefällige Unterhaltung, bei der der Zufall hunderterlei Stoffe biete. Bei solchen Plaudereien berühre man die Wissenschaft, streife man die Ideale, aber man rede auch von jenen kleinen Nichtigkeiten des Lebens, die nicht fehlen dürften. Eine rege Unterhaltung müsse einem Blumenbeet gleichen, auf dem Flora ihre mannichfaltigsten Gaben ausbreite, und die Biene wisse aus jeder Blume Honig zu ziehen.

Was La Fontaine da sagt, gilt auch heute noch. Der moderne Salon datirt von damals seine Entstehung.

In solcher Mitte erwuchs denn auch jene feine heitere Geistesblüte, die uns an Frau von Sévigné so gefällt und die sie nicht allein auszeichnete. „Die Zeit wird nicht wiederkehren“, sagt Voltaire, „wo ein Herzog de La Rochefoucauld, der die „Maximen“ geschrieben, nach einer Unterredung mit einem Pascal oder Arnaud, ins Theater ging, um ein Corneille'sches Stück zu sehen*).“ Gewiss, äusserer Schliff und selbst Bildung des Geistes schliessen Herzensroheit nicht aus, und es wird Niemanden überraschen, wenn jene Zeit des Uebergangs Beispiele die Menge dafür aufweist. Aber es bildete sich doch ein Kern, um welchen sich die literarischen und künstlerischen Kreise gruppiren konnten. Unter den gegebenen Umständen war es so allein möglich, eine Tradition in Sachen des Geschmacks zu bewahren. Man hielt sich an feste Regeln, die nicht von Pedanten ausgeklügelt, sondern

*) Voltaire, Siècle de Louis XIV, ch. 32.

von einem Kreis gebildeter weltkundiger Menschen gefunden waren. Darin lag der Hauptgewinn, der sich aus diesem Verhältniss des Hofs zur Literatur ergab. Was der französischen Dichtung bis dahin noch gefehlt hatte, war der einheitliche Stil, der sich mit der individuellen Freiheit wohl verträgt; war die Feinheit des Ausdrucks, den nur einzelne Prosawerke erst aufwiesen, war, mit einem Wort, die Harmonie zwischen Form und Inhalt. Diese Eigenschaften fand sie nun unter dem Einfluss des Hofs. Denn es gab keinen bessern, feiner fühlenden Richter, als die Gesellschaft, welche Ludwig XIV. um sich versammelte. Der Hof wurde zu einer Art literarischen Areopags, und bei dieser Werthschätzung der geistigen Arbeit gewann auch die äussere Stellung der Schriftsteller. Die vornehmsten Herren und Damen behandelten die Koryphäen des Geistes nun auf dem Fuss geselliger Gleichheit. Man glaubt gewöhnlich, dass erst Voltaire diese Anerkennung für die Literatur erobert habe. Doch braucht man nur La Fontaine's vertrauliche Episteln an den Prinzen Conti, den Herzog von Vendôme, Turenne oder die Herzogin von Bouillon zu lesen, um zu erkennen, dass diese Annahme nicht ganz richtig ist.

Eine grosse Gefahr drohte freilich bei dieser Entwicklung. Auf die Dauer konnte der Hof die dominirende Stellung nicht behaupten, ohne die Literatur zu gefährden, sie einseitig zu machen. In der Atmosphäre des Hofs musste die Poesie doch sehr bald verkümmern. Grosse begeisternde Ideen erwachsen nun einmal nicht auf solchem Boden. Auch die Poesie muss stets von neuem zum Volk zurückkehren, um sich zu stärken. Wie Antäus neue Kraft aus der Berührung mit der Mutter Erde schöpfte, so darf auch die Dichtung von dem frisch pulsirenden Leben des Volkes nicht losgelöst werden, wenn sie nicht auf Abwege gerathen soll. Hört man doch auch in Deutschland öfters bedauern, dass Goethe's dichterische Arbeit unter dem Einfluss des Weimarer Hofs gestanden habe.

So war es denn ein Glück, dass sich neben dem Hof fast unbemerkt noch eine zweite Richterin, eine neue Macht in Sachen der Literatur erhob, „die Stadt", wie man damals kurzweg sagte. Mit diesem Namen bezeichnete man das gebildete Publikum von Paris, so weit es nicht schon zum Hof gehörte. Die

„Stadt“ war zu Ludwig's Zeit noch eng begrenzt. Sie umfasste höhere Beamte und Richter und einen Theil des wohlhabenden unabhängigen Mittelstands. Im Theater war die „Stadt“ auch durch die Parterrebesucher vertreten. Mit jedem Jahr drang die Theilnahme an der Literatur in weitere Kreise und es entwickelte sich rasch ein Publikum, dessen Urtheil von Gewicht war.

Darum empfahl bereits Boileau, der Präceptor des jungen Frankreich, das sich mit König Ludwig erhob, vor allem den Hof zu studiren, aber auch die Stadt nicht zu übersehen. Beide seien reich an Originalen, und die Schwächen und Leidenschaften der Menschen könnten dort in allen Abstufungen beobachtet werden.

Étudicz la cour et connaissez la ville!*)

Boileau sah in ihnen die Welt, wo die Dichter die nöthige Anregung zu suchen hätten. Noch stand die Stadt dem Hof nicht gleich mächtig gegenüber, aber sie gewann stetig an Einfluss, und ging zuletzt als Siegerin aus dem Wettkampf hervor. Schon Molière sagte, dass das Verständniss kein Vorrecht des Reichen sei. „Es hat keinen Einfluss auf den Geschmack, ob man einen halben Louisd'or oder nur fünfzehn Sous bezahlt**).“ Ludwig XIV. hätte in der letzten Zeit seiner Regierung bemerken können, dass ihm und seinem Hof die Herrschaft über die Literatur bereits entschlüpft war. Allein er liebte solche Klarheit nicht, und mag sich in dem Traum fortgewiegt haben, jederzeit auch in literarischen Fragen die letzte Instanz zu bilden Und doch erwies sich vom Beginn des 18. Jahrhunderts an die Gunst des Publikums bereits wünschenswerther für einen Autor, als das Wohlwollen des Königs. Denn der Kreis des gebildeten Mittelstands war schon so gross, dass ein Schriftsteller, der demselben gefiel, sicher dastand und nach keinem Gnadengehalt oder sonstiger Unterstützung von Seiten des Hofs zu fragen brauchte.

„Studirt den Hof und lernt die Stadt erkennen!“ ist somit ein für die Verhältnisse auch der klassischen Literatur charak-

*) Boileau A. P. III. 391.

**) Molière, la critique de l'école des femmes, sc. 6.

teristisches Mahnwort. Schon damals war die Centralisation im geistigen Leben Frankreichs so gross, dass die Provinz, die grosse Majorität der Nation, neben Paris nicht beachtet wurde. Mit Hochmuth sah man in der Hauptstadt schon damals auf alle herab, die ausserhalb der Bannmeile von Paris lebten, und die Provinz getraute sich kein selbständiges Urtheil mehr zu*). Es ist auch heute nicht anders. Der Sturm der Revolutionen hat den „Hof" hinweggerissen, hat durch das allgemeine Stimmrecht die Provinzen politisch selbständiger gemacht, aber auf dem Gebiet der Kunst und Literatur ist Paris auch heute noch unumschränkte Gebieterin und tyrannisirt Frankreich in launenhafter Weise.

In der ersten Zeit Ludwig's XIV. bestand zwischen den beiden Faktoren, dem „Hof" und „der Stadt", noch ein wohlthätiger Wetteifer um den Einfluss auf die Literatur. Der Gewinn, den die letztere daraus zog, war gross. Der Hof, welcher Feinheit und Anmuth verlangte, lehrte zugleich die Schönheit und Würde der Form, auf welche die Stadt weniger Werth legte. Aber diese gab dafür grosse Ideen, weiteren Blick, Liebe zur Wahrheit und Verständniss für dieselbe. Bei ihr lernten die Dichter den Menschen und die Tragödie seines Daseins besser kennen, als in der vornehmen Gesellschaft, die ihre wahre Empfindung stets hinter einer Maske verbergen musste, und so verdankte es der Dichter doch hauptsächlich der „Stadt", dem Volk, wenn seine Werke innerlicher und tiefer wurden.

Wir stehen hier vor einer Erscheinung, die nicht genug berücksichtigt wird. Der despotischste König des neueren Frankreich hat für die demokratische Umwandlung seines Lands so viel gethan, wie Ludwig XI., der finstere Tyrann, zwei Jahrhunderte früher für die Hebung der Städte und des Bürgerthums. Ludwig XIV. verlieh zwar dem dritten Stand als

---

*) In seiner 9. Epistel unterscheidet Boileau genau die drei Klassen seiner Leser, die Provinz, die Stadt, den Hof:

Sais-tu pourquoi mes vers sont lus dans les provinces,
Sont recherchés du peuple et reçus chez les princes?

Man bemerke die Abstufung: Die Provinz liest, das Volk, d. h. „die Stadt", sucht sich die guten Werke, hat ein Urtheil, der Hof lässt sie gnädig bei sich zu.

solchem keine politischen Rechte, aber indem er den Adel herabdrückte, brachte er die beiden Klassen einander näher. Indem er den Bürgerlichen die einflussreichsten Aemter in der Verwaltung anvertraute, schuf er eine neue mächtige Klasse, die Bureaukratie, die sich fortwährend aus dem Mittelstand rekrutirte. Indem er die Macht, den Reichthum und die Sicherheit seines Landes hob, beförderte er indirekt die politische Reife der Bürger. Der dritte Stand erzog sich selber. Zumal in Paris fühlte er bald seine Bedeutung und seine Kraft. Das Zusammenleben in der Grossstadt und der leichtere Erwerb gaben dem Bürger das Gefühl der Unabhängigkeit. Zunächst nahm die „Stadt" nur das Richteramt in der Literatur für sich in Anspruch; aber von da bis zur Forderung auch in der Politik ein Wort mitzureden, war es nicht weit. Ludwig XIV. war wirklich der grösste Revolutionär seines Landes; er beschleunigte die Umwälzung, die sich vorbereitete. Er ahnte es freilich nicht, aber Saint-Simon, der stolze Herzog, der es dem König nicht verzeihen konnte, dass er den Adel ruinirt hatte, sah schärfer, und nannte den „Roi soleil" verächtlich „le roi de la vile bourgeoisie."

Wusste Saint-Simon von der Idee, welche Ludwig einst beschäftigte und die ihn den entschiedensten Socialisten unserer Tage gleichstellt? Der Socialismus hat ja in der That grosse Verwandtschaft mit dem Despotismus, in so fern beide die individuelle Freiheit so viel als möglich beschränken. In einem Pamphlet, das im Herbst 1690 in Holland erschien, heisst es: „Unter dem Ministerium des Herrn Colbert berathschlagte man, ob sich der König nicht in den Besitz von allem Grund und Boden in Frankreich setzen, ob man denselben nicht als königliche Domaine erklären solle, um die Einkünfte daraus zu beziehen und sie an Leute zu verpachten, welche dem Hof genehm wären." Dass dies kein leeres Gerücht war, und der Pamphletist es nicht erfunden hatte, geht aus einer Aeusserung La Bruyère's hervor: „Die Behauptung, der Fürst sei absoluter Herr alles dessen, was seine Unterthanen besitzen, ist die Sprache der Schmeichelei, die Meinung eines Günstlings, der sie in seiner Todesstunde

widerrufen wird*)." In späteren Jahren kam Ludwig's Beichtvater, Le Tellier, auf diese Theorie zurück, um dem König eine neue Steuer, den Zehnten, zu empfehlen. Auch er versicherte Ludwig, dass er ja ohnehin Herr alles Besitzthums in Frankreich sei.

Man wundert sich öfters über die elementare Gewalt, mit der die philosophischen, liberalen, ja revolutionären Ideen im achtzehnten Jahrhundert hervorbrachen. Und doch hat diese Erscheinung nichts Ueberraschendes für den, der die socialen Wandlungen während des 17. Jahrhunderts aufmerksam verfolgt. Selbst in der klassischen Literatur herrschte der bürgerliche Geist bereits entschieden vor. Die aristokratische Form, in der sie zumeist auftrat, darf hierüber nicht täuschen. Boileau war ein moderner „Bourgeois", trotz seines Adelsdiploms und der häufigen Besuche, die er bei Hof machte. Nicht anders erscheint Racine. Wir werden sehen, wie diese Männer gut bürgerlichen Sinnes waren. Man braucht nur die Tragödien Racine's mit den Schauspielen zu vergleichen, welche vor der Fronde das Publikum unterhielten, um sogleich den Unterschied zu erkennen. Wir denken hier nicht an die Form und den dichterischen Geist, der sie belebt, sondern an die Anschauungen und Begriffe, die man in den Werken der beiden Epochen findet. Dass auch Molière die neue Zeit vertrat, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, so wie ja der Spott bekannt ist, mit dem La Fontaine von den Löwen und Bären, d. h. den Fürsten und Grossen, redete. Aber dieser moderne Geist, der eben der Geist des aufstrebenden dritten Standes war, zeigte sich nicht allein in den Werken der Koriphäen der Literatur; man findet ihn in allen Erscheinungen der Zeit, und nicht zum mindesten in den literarischen Arbeiten der aristokratischen Schriftsteller. Wie wäre denn auch eine klassische Literatur möglich gewesen, wenn sich die Dichtung nur an eine verschwindende Minorität gewandt hätte und nicht von den Gebildeten aller Klassen getragen worden

*) La Bruyère, Les caractères. „Du souverain." n° 27. Man vgl. ferner Ed. Fournier, la comédie de J. de La Bruyère. Paris, Dentu 1872. Th. II, S. 100—102.

wäre? Welch eine grosse Veränderung stattgefunden hatte, verrieth sich gleichfalls in der Weise, wie die Publicistik anwuchs und die literarische Kritik geübt wurde. Zeitungen können nur gedeihen, wo sich ein grosser Leserkreis findet, und literarische Kritik — die nicht mit gelehrter Zänkerei zu verwechseln ist — setzt nicht minder ein grosses und unterrichtetes Publikum voraus. Es war kein blosser Zufall, dass der Arzt Renaudot im Jahr 1631 die erste französische Zeitung ins Leben rief. Seine „Gazette de France" erschien allerdings nur einmal wöchentlich, und die Nachrichten fanden raschere Verbreitung durch das Publikum selbst, besonders durch geschäftige Müssiggänger und Neuigkeitskrämer, die sich beim Pont-Neuf, in dem Justizpalast, bei den Buchhändlern, mit besonderer Vorliebe aber in den Gärten des Palais-Cardinal (Royal) und der Tuilerien trafen. Fliegende Blätter, Broschüren, Pamphlete, die theils offen, theils geheim verkauft wurden, thaten das Uebrige. Die Fronde rief eine Fluth politischer Streitschriften und Satiren hervor, und weckte bei dem Volk mehr und mehr die Theilnahme an den Vorgängen im Staatsleben. Als dann Ludwig XIV. die öffentliche Behandlung der politischen Angelegenheiten nicht mehr duldete, wendete sich das Publikum mit um so grösserem Eifer der Literatur zu. Wir sehen dies an der Zahl der literarischen Fehden, an dem Interesse, das man den neugegründeten schöngeistigen Zeitschriften entgegen brachte. Auch in früherer Zeit hatte es genug Streit zwischen Dichtern wie zwischen Gelehrten gegeben, und die Gegner hatten sich mit herkömmlicher göttlicher Grobheit bekämpft. Die „Briefe" Balzac's waren kaum etwas anders als literarische Kritiken oder Aufsätze gewesen. Sein Streit mit Costar nahm unerquickliche Dimensionen an*), und mit welcher Erbitterung wegen des „Cid" gefochten wurde, bedarf keiner Erinnerung. Im Ganzen aber war die literarische Kritik früher noch schwach und äusserte sich selten. In der Epoche, die uns aber nun beschäftigt, änderte sich das schnell. Saint-Evremond, den man überhaupt als den ersten modernen Kritiker in Frankreich betrachten kann, begann

*) Siehe Th. I. S. 200 dieses Werkes.

mit seinen „Académiciens“, die 1650 veröffentlicht wurden, wenn sie auch schon einige Jahre zuvor entstanden waren. Bald erhob sich Boileau mit seiner Satire gegen die Dichterlinge der Zeit, und als Molière in den Kampf eintrat, wurde er allgemein. Hinüber und herüber flogen die Geschosse. Man bekämpfte sich mit Artikeln, Broschüren, Satiren, selbst mit Lustspielen auf der Bühne. Die Fehde gegen die Precieusen, gegen Molière, das literarische Duell zwischen Boileau einerseits, und Boursault, Cotin, Chapelain andrerseits zeigen uns, wie lebhaft man auch in weiteren Kreisen auf solche Vorgänge achtete. Es dauerte nicht lange und es fand sich ein besonderes Organ zur Besprechung der literarischen Interessen. Im Jahr 1672 begründete Donneau de Visé den „Mercure galant“, eine Revue, die alle vierzehn Tage erschien, Novellen, Gedichte, Räthsel und literarische Kritiken brachte und grossen Beifall fand.

Als sich das Jahrhundert seinem Ende zuneigte, und König Ludwig, des glänzenden Lebens müde, sich mehr und mehr in die Stille zurückzog, als er bigotten Einflüssen nachgab, und sein Hof grämlich und heuchlerisch wurde, verlor er den Zusammenhang mit der Literatur, ja mit den geistigen Strömungen in seinem Volk überhaupt, und der Sieg des bürgerlichen Geistes war damit entschieden.

Dritter Abschnitt.

Boileau-Despréaux.

Von den Männern, die durch ihre Werke, man könnte fast sagen in gemeinsamer Arbeit, die französische Literatur zur Höhe führten, nennen wir zuerst Boileau.

Er verdient diesen Ehrenplatz. Nicht etwa, dass er der grösste Dichter seiner Zeit gewesen wäre: es fehlte ihm überhaupt viel zu einem wahrhaften Dichter, aber er verdient diese Stellung wegen des grossen Einflusses, den er auf seine Zeitgenossen ausübte. Der Klarheit und Entschiedenheit, mit der er für die neue Richtung in der Literatur seines Landes eintrat, ist der rasche Sieg derselben zum grossen Theil zuzuschreiben.

Boileau erinnert in vieler Beziehung an Malherbe. Die Zeiten und die Verhältnisse, unter welchen beide Männer auftraten, hatten manche Aehnlichkeit mit einander. Der Beginn des Jahrhunderts brachte, Dank der klugen und festen Politik Heinrich's IV., nach langem Bürgerkrieg Beruhigung und Sicherheit, und gestattete wieder eine grössere Aufmerksamkeit auf die geistigen Bestrebungen. Wenn früher in dem Geschmack des Publikums ein unsicheres Schwanken bemerklich war, und keine der einander bekämpfenden literarischen Richtungen zur völligen Herrschaft gelangte, so wurde diese Unsicherheit mit einem Mal durch Malherbe beendigt. Doch siegte dieser nicht durch seine dichterische Begabung, die recht zweifelhaft war, sondern vorzüglich durch die Klarheit, mit der er die Bestrebungen seiner Zeitgenossen erkannte, und durch die Energie, mit der er diese Wünsche auf seinem Gebiet zu verwirklichen strebte.

Nicht anders erscheint das Auftreten Boileau's. Satirischen Geistes und von reformatorischen Ideen erfüllt, ahnte er freilich bei seinem ersten Auftreten nicht, wie weit ihn sein Eifer führen würde. Was ihn zunächst zu seinen Satiren und literarischen Kriegszügen veranlasste, war mehr das Ungestüm der

Jugend und der Hass, den ihm „seit seinem fünfzehnten Jahr jedes einfältige Buch“ erregte*). Bald aber wuchs in ihm das Verständniss der Lage, er fühlte seine Kraft und stellte sich demgemäss seine Aufgabe. Das Ziel, das er für sich erstrebte, war nicht gerade hoch. Aber er erreichte es, und darin liegt die Erklärung seines Einflusses und seiner Bedeutung.

Boileau rühmte sich einer Familie zu entstammen, die schon im 14. Jahrhundert in den Adelstand erhoben worden war. Die Boileaus waren deshalb doch immer gut bürgerlich geblieben, bürgerlich in den Gesinnungen, wie in den Beschäftigungen. Des Dichters Vater, Gilles (Aegidius) Boileau, war Greffier beim Pariser Parlament und mit fünfzehn Kindern gesegnet, von welchen Nicolas, der uns jetzt beschäftigen soll, das vorletzte war.

Nicolas Boileau war am 1. November 1636 zu Paris geboren. Er hatte das Unglück, seine Mutter zu verlieren, als er kaum ein und ein halbes Jahr alt war, und verlebte eine freudlose Kinderzeit, da er einer rohen und tyrannischen Magd zur Aufsicht übergeben wurde. Der Vater war ein ehrenhafter Mann, der aber durch seine Amtsgeschäfte abgehalten wurde, sich um seine Kinder viel zu bekümmern. Einer seiner Söhne, der gleich ihm Gilles hiess und als Dichter ziemlich bekannt war, verfasste später ein pietätloses Epigramm auf ihn, als Unterschrift seines Porträts:

Der Greffier, dessen Bild man hier erblickt,
Hat sechzig Jahr' in Arbeit hingebracht;
Trotzdem ist es ihm niemals recht geglückt,
Und seinen Kindern hat er nichts vermacht,
Als viele Ehre, aber wenig Gold,
Darob sein Sohn, der Advokat, ihm grollt**).

---

*) Satire IX. 279. Dort sagt er von der Satire:
C'est elle qui, m'ouvrant le chemin qu'il faut suivre,
M'inspira dès quinze ans la haine d'un sot livre.

**) Ce greffier dont tu vois l'image,
Travailla plus de soixante ans,
Et cependant à ses enfants
Il a laissé pour tout partage,
Beaucoup d'honneur, peu d'héritage,
Dont son fils, l'avocat, enrage.

In dankbarer Erinnerung gedachte dagegen Nicolas Boileau seines Vaters, und in seiner fünften Epistel setzte er ihm ein ehrendes Denkmal:

Mein Vater, der sich sechzig Jahre mühte,
Liess mir bei seinem Tod als einz'ge Erbschaft
Ein klein Vermögen und sein schönes Vorbild*).

Das Vermögen, das der Vater hinterliess, war indessen nicht so klein, als die Söhne sagten. Freilich ging es in viele Theile. Nicolas Boileau erbte zwölftausend Écus, d. h. sechsunddreissigtausend Livres, was nach heutigem Geld mindestens viermal so viel repräsentirt, und wir wissen, dass er ein Drittel seines Vermögens in Lyoner Rente anlegte, die ihm zwölf Procent einbrachte.

Der satirische Zug scheint übrigens im Charakter der ganzen Familie gelegen zu haben. Man findet ihn auch bei den Brüdern des Nicolas. Denn bevor sich der letztere zur Berühmtheit aufschwang, waren schon einige seiner Brüder durch ihren Witz bekannt geworden. Da war zunächst Pierre Boileau, der als Intendant im Dienst des Hofs stand und wegen seiner scharfen Antworten gefürchtet wurde. Oefters noch wird Gilles Boileau erwähnt, der Verfasser des oben angeführten Epigramms. Er hatte 1655 ein „Leben Epiktet's" geschrieben, dann die „Gemälde" des Cebes übersetzt und war 1659 in die Akademie gewählt worden. Er stand mit seinem jüngeren Bruder Nicolas immer auf gespanntem Fuss. Schon in seiner ersten Satire klagte dieser, dass der Bruder ihn in der Noth verleugne**). Auch später noch schnellte er ein scharfes Epigramm gegen ihn, in welchem er sagte, dass er zwar Gilles' gute Eigenschaften kenne, in ihm den guten Redner und angenehmen Dichter,

---

*) Boileau ép. 108—110:

Mon père, soixante ans au travail appliqué,
En mourant me laissa, pour rouler et pour vivre,
Un revenu léger et son exemple à suivre.

**) Satire I. 95 ff.

Enfin je ne saurois, pour faire un juste gain,
Aller bas et rampant fléchir sous Chapelain.
Cependant pour flatter ce rimeur tutélaire,
Le frère en un besoin va renier le frère.

nur nicht das warme Herz eines Bruders finde*). Die Missverständnisse zwischen ihnen wurden, scheint es, nie ganz ausgeglichen, und der steigende Ruhm des jüngern Bruders erregte immer die Eifersucht des ältern.

Ein dritter Bruder, Jacques, der nur ein Jahr älter war als Nicolas, hatte sich der kirchlichen Laufbahn gewidmet und wurde Domherr bei der Sainte-Chapelle in Paris. Diese Stellung hinderte ihn nicht, lascive Gedichte zu schreiben. Da er sie in lateinischer Sprache verfasste, glaubte er kein Aergerniss damit zu geben.

Auch Nicolas war für die Kirche bestimmt. Er hatte in seiner Jugend eine schwere Krankheit mit Mühe überstanden. Man habe ihn, heisst es, wegen eines Steinleidens operirt, aber ohne besonderes Glück und er habe Zeit seines Lebens an den Folgen der Operation gelitten. Er war still und zurückhaltend, und man hielt ihn in der Familie für gutmüthig, aber unbedeutend. Schon 1647 erhielt er, im Alter von elf Jahren, eine Pfründe in Saint-Paterne. Seine Studien setzte er im Collége d'Harcourt fort, besuchte 1652 die Sorbonne, ging aber, da ihm die Theologie missfiel, zur Rechtswissenschaft über. Ehrlich wie er war, erstattete er darum, sobald er selbständig wurde, den vollen Betrag, den ihm die Pfründe eingebracht hatte, zurück. Im Jahr 1656 wurde er in die Liste der Advokaten eingetragen. Das war damals sehr leicht zu erhalten, wie es auch heute in Frankreich noch nicht schwer ist. Die jungen Rechtsbeflissenen mussten damals nach einem Studium von zwei bis drei Jahren zunächst die Würde eines Licentiaten der Rechte erwerben, und dazu ge-

*) Boileau, Oeuvres t. III, Epigramme n° 4 (éd. Gidel):

De mon frère, il est vrai, les écrits sont vantés;
Il a cent belles qualités,
Mais il n'a point pour moi d'affection sincère.
En lui se trouve un excellent auteur,
Un poëte agréable, un très-bon orateur:
Mais je n'y trouve point de frère.

Gilles Boileau starb 1669, 38 Jahre alt. In der Ausgabe seiner Werke vom J. 1674 strich Nicolas Boileau die oben angeführten harten Verse der Satire, besorgte auch eine Ausgabe der Werke seines Bruders, die er mit überschwenglichen Worten pries. Aber gerade diese Uebertreibung lässt darauf schliessen, dass auch er etwas zu sühnen hatte.

hörte an manchen Orten wenigstens mehr Geld als Weisheit. Die Rechtsfakultät der guten Stadt Orléans erwies sich in dieser Hinsicht als besonders nachsichtig. Charles Perrault erzählt in seinen Memoiren, wie er sein Examen daselbst ablegte. Bei Nachtzeit in Orléans angekommen, eilte er sogleich zur Hohen Schule, weckte die Doktoren und unterzog sich der Prüfung. Obwohl er nichts wusste, antwortete er keck auf jede Frage und schon nach wenigen Minuten wurde er für reif erklärt. Dass Perrault nicht gar zu sehr übertrieben hat, beweist die Stelle einer Schmähschrift gegen Molière, in der es heisst:

Sein Vater hörte, dass in Orléans
Ein jeder Esel sich für blanke Batzen
Die Doktorwürde kurzweg kaufen könne,
Und schickte darum auch den seinen hin*).

Auch Boileau's juristische Kenntnisse mögen nicht gross gewesen sein, da ihm die Rechtswissenschaft so wenig wie die Theologie behagte. Um sich indessen praktisch auszubilden, trat er in die Kanzlei seines Schwagers Dongois, der Greffier war, wie Boileau's Vater. Als Dongois ihm eines Tages ein Aktenstück diktirte, bemerkte er, als er zu Ende gekommen war, dass sein Schreiber schlief und kaum ein paar Zeilen geschrieben hatte. Racine bestätigte die Wahrheit der Geschichte in einem Brief an Boileau (6. August 1693). Der junge Advokat wurde entlassen, und der Vater machte sich Sorgen über die Zukunft seines Sohnes. Nicolas galt in der Familie als ein Träumer und unpraktischer Mensch, der sich nur mit brotlosen Künsten abgebe. Wenn die älteren Brüder dichteten und Bücher schrieben, so wussten sie daneben doch auch Geld zu verdienen. Nicolas aber schien dazu gar keine Anlage zu haben. Er studirte nur immer die griechischen und lateinischen Autoren, und dichtete Epigramme, Räthsel, Trinklieder, die alle herzlich schwach waren. Auch ein kaltes Liebesgedicht, so wie ein phrasenhaftes Kriegslied gegen England sind von ihm aus jener Zeit erhalten. Der Vater hatte Recht,

*) Charles Perrault, Mémoires, p. 2—4. — Élomire hypocondre par Boulanger de Chalussay. Paris, chez Sercy 1670 (IV. 2).

dass er von seinem Sohn eine bestimmte Thätigkeit verlangte. Boileau erzählt das selbst in seiner fünften Epistel:

Bald aber strebte ich nach höher'm Ziel.
Und ich, der Sohn, der Bruder und Cousin,
Der Schwager eines Greffiers, der ich doch
Mit Akten mich der Welt konnt' nützlich machen,
Ich trieb mich, fern von dem Gerichtspalast,
Auf dem Parnass umher. Ein junger Dichter
Erhob sich aus dem Staube der Kanzlei,
Wie die Familie mit Entsetzen sah;
Ja er verschlief, der festen Ordnung spottend,
Im Haus des Greffiers oft den halben Tag! *).

Der Vater starb im Jahr 1657 und Nicolas hielt sich fortan nicht mehr für verpflichtet, in dem ihm unangenehmen Stand zu verharren. Er gab Rechtswissenschaft und Advokatur auf, um ganz frei zu sein, sich nur seinen Lieblingsstudien zu widmen und seiner poetischen Neigung zu folgen. Zum Leben hatte er genug, und der Hoffnung auf Gewinn und Reichthum, den ihm die „Chicane" hätte bringen können, entsagte er willig.

Da galt's auf jeden Reichthum zu verzichten,
Und ohne Kummer lernt' ich ihn entbehren.
Vor allem scheut' ich nied're Sklaverei,
Und nur der Wahrheit galt mein emsig Streben**).

Mehrere der Brüder wohnten damals zusammen in einem Haus in der Nähe des Justizpalasts. Jerôme Boileau, der älteste von ihnen, wohnte erträglich gut, Gilles war im vierten Stock einquartirt, und

---

*) Boileau, Epître V. 111 ff.:
Mais bientôt amoureux d'un plus noble métier,
Fils, frère, oncle, cousin, beau-frère de greffier,
Pouvant charger mon bras d'une utile liasse,
J'allai loin du palais errer sur le Parnasse.
La famille en pâlit, et vit en frémissant
Dans la poudre du greffe un poëte naissant:
On vit avec horreur une muse éffrénée
Dormir chez un greffier la grasse matinée.

**) Epître V. 119 ff.:
Dès lors à la richesse il fallut renoncer:
Ne pouvant l'acquérir, j'appris à m'en passer;
Et surtout, redoutant la basse servitude,
La libre vérité fut toute mon étude.

in einem elenden Dachzimmerchen hauste Nicolas. Wie wenig wohl er sich dort fühlte, sehen wir aus seiner sechsten Satire. Er klagt dort über die allnächtliche Katzenmusik, über die Ratten und Mäuse, die sich in Schaaren bei ihm herumtreiben, und meint, Paris sei nur für die Reichen angenehm. Ihm aber habe das Schicksal jedes Heim versagt*). Sobald er es konnte, trennte er sich von seinen Brüdern, und um sich von ihnen, die auch literarisch thätig waren, zu unterscheiden, fügte er seinem väterlichen Namen einen zweiten bei und nannte sich Boileau-Despréaux. Warum er gerade diesen Namen wählte, ist nicht klar, vielleicht nach einem kleinen Besitzthum, das ihm bei der Erbtheilung zugefallen war. Jedenfalls wurde er im 17. und 18. Jahrhundert zumeist mit diesem angenommenen Namen bezeichnet.

Im Jahre 1660 cirkulirte von ihm das erste grössere Gedicht, eine Satire, in der er sich mit jugendlicher Unerfahrenheit, aber mit Eifer und Muth über die Verderbtheit seiner Zeit aussprach. Später trennte er die letzte Hälfte der Satire ab, um aus ihr eine selbständige, die jetzige sechste zu formen. Den ersten Theil aber änderte er völlig um, bevor er ihn drucken liess, so dass es die späteren Herausgeber viele Mühe kostete, aus alten im Ausland und ohne Erlaubniss des Dichters gefertigten Abdrücken die ursprüngliche Fassung der Satire wieder zu finden. Erst im Jahr 1663 liess Boileau eine neue Satire folgen. Dieselbe wird jetzt als die siebente bezeichnet und enthält die Frage des Dichters an seine Muse, ob er der Satire treu bleiben solle? Er hatte bereits erfahren, welche Unannehmlichkeiten des Kritikers harren, allein er kommt in diesem Gedicht doch zum Schluss, dass er seiner Natur folgen und seinem Talent treu bleiben müsse.

Schon diese ersten Satiren lenkten die Aufmerksamkeit des Publikums auf Boileau. Andere Satiren, die gleichzeitig mit den seinen erschienen, standen an literarischem Werth weit unter

---

*) Boileau, Sat. VI. 125 u. 126:

Mais moi, grâce au destin, qui n'ai ni feu ni lieu,
Je me loge où je puis et comme il plaît à Dieu.

ihnen, so schwach auch heute die Sprache dieser ersten Boileauschen Gedichte erscheinen mag*).

Wieder verstrich ein Jahr, bevor man von einer neuen Satire hörte. Im Jahr 1664 und 1665 entstanden vier Satiren, die theils literarische Fragen behandelten, theils Sittenbilder boten. Zu derselben Zeit (1665) schrieb Boileau den „Discours au Roi", der heute den Satiren gewissermassen als Einleitung vorausgestellt ist. Die beste seiner Satiren, die neunte, dichtete Boileau 1667, als er sich wegen seiner scharfen literarischen Urtheile rechtfertigen wollte. Andere Gedichte satirischer Art, die viele Jahre später erschienen, sind schwach und verdienen wenig Beachtung**).

Boileau liess übrigens seine Satiren lange Zeit nicht drucken. Sie cirkulirten nur in Handschriften, was ihren Reiz vielleicht noch erhöhte. Erst als 1665 in Rouen gegen seinen Willen und ohne sein Wissen eine Sammlung seiner Satiren in entstellter Form erschien, entschloss er sich, selbst eine Ausgabe derselben zu veranstalten, arbeitete sie aber zuvor noch einmal um, und milderte ihre Schärfe.

Gerade in der Zeit, da Boileau seine ersten satirischen Gedichte schrieb, trat auch Molière mit seinen ersten bedeutsamen Lustspielen auf, und erntete eben so viel Bewunderung wie

---

*) Unter den Satiren jener Zeit sei Furetière's „Voyage de Mercure" erwähnt, worin er die verschiedenen Stände der Gesellschaft, besonders die schlechten Dichter geisselt. Von Préfontaine erschienen 1661 die „Amours d'Alciperan et de Ragipte", 1662 der „Chevalier de Gaillardise". Später (1671) veröffentlichte derselbe eine Sammlung seiner satirischen Schriften, „Recueil de diverses pièces comiques, galantes et amoureuses". Darin ist die Satire „le poëte extravagant" noch am ersten bemerkenswerth.

**) Zur besseren Uebersicht folgt hier die Liste der Satiren, nach der Zeit ihrer Entstehung:

Ins Jahr 1660 fiel sat. I (resp. I u. VI),
„ „ 1663 „ „ VII,
„ „ 1664 „ „ II u. IV,
„ „ 1665 „ der Discours au Roy, sat. III u. V,
„ „ 1667 „ sat. VIII, IX,
„ „ 1692 „ „ X,
„ „ 1700 „ „ XI,
„ „ 1705 „ „ XII.

hämischen Tadel. Boileau aber stellte sich entschieden auf seine Seite. Die Jugend jubelte Molière zu, und ahnte in ihm den Führer, der sie auf neue und grosse Gebiete leiten würde. So hatte sich schon La Fontaine in einem Brief an seinen Freund Maucroix in Rom ausgesprochen, als er ihm von der Aufführung der „Fâcheux" erzählte. „Das ist mein Mann!" rief er aus, und er erinnerte seinen Freund daran, wie sie gemeinsam schon früher des Lustspieldichters Lob gesungen hätten:

Weisst Du noch, wie wir vor Jahren
Einig in dem Urtheil waren,
Dass uns in den fränk'schen Landen
Endlich ein Terenz erstanden?
— — — — — — — — —
Ja wir ändern die Methode,
Jodelet ist nicht mehr in Mode.
Die Parole ist jetzt neu:
Immer der Natur getreu!*)

Was La Fontaine in einem Privatbrief gesagt hatte, wagte Boileau öffentlich auszusprechen. Ende 1662 liess Molière seine „École des femmes" zum ersten Mal aufführen, und erregte mit ihr einen Sturm der Entrüstung in der precieusen Gesellschaft. Den Dichter zu ermuthigen und über die Angriffe zu trösten, welchen er sich ausgesetzt sah, begrüsste ihn Boileau zur Jahreswende mit ein paar freundlichen, in ihrer Einfachheit schönen Strophen, deren erste in freier Uebersetzung lautet:

*) La Fontaine, Lettre à M. de Maucroix, 22 août 1661. Darin heisst es:

C'est un ouvrage de Molière.
Cet écrivain, par sa manière,
Charme à présent toute la cour.
De la façon que son nom court,
Il doit être par-delà Rome:
J'en suis ravi, car c'est mon homme.
Te souvient-il bien qu'autrefois
Nous avons conclu d'une voix
Qu'il allait ramener en France
Le bon goût et l'air de Térence?
— — — — — — — — — —
Nous avons changé de méthode,
Jodelet n'est plus à la mode
Et maintenant il ne faut pas
Quitter la nature d'un pas.

Mögen sie dein Werk begeifern,
Neidisch sich darob ereifern,
Muth! sie sind nicht stark genung!
Die Jahrhunderte vergehen,
Dein Gedicht wird fortbestehen,
Reizvoll, schön und ewig jung*).

Das Gedicht gab die Veranlassung zu einem persönlichen Verkehr zwischen den beiden Männern, deren Charakter zwar grundverschieden war, die aber in der Freude an der Poesie und im Streben nach Wahrheit und Einfachheit einander glichen. Boileau widmete dem Dichter der „Précieuses ridicules", der „École des maris" und der „École des femmes" bald darauf seine zweite Satire, die von dem Reim handelte und in der er nochmals seine Begeisterung für Molière „den Liebling Apollo's" aussprach. Aus der Bekanntschaft wurde ein Freundschaftsbund, dem sich bald auch La Fontaine und Racine anschlossen.

Vier in ihrem Wesen so verschiedene Männer, die in ihren Werken den Geist der Nation zu vollendetem Ausdruck gebracht haben, vereinten sich da zu gemeinsamem Streben. Man gedenkt bei diesem Verhältniss gern der innigen Freundschaft, welche Goethe und Schiller mit einander verband, und nicht minder segensreiche Folgen für die deutsche Literatur aufzuweisen hatte.

Ein schönes Denkmal der Harmonie zwischen den vier Dichtern findet sich in La Fontaine's Roman „Psyché" (1669). In der Einleitung erzählt der Verfasser: „Vier Freunde, die sich auf dem Parnass hatten kennen lernen, bildeten eine Art Gesellschaft, die ich Akademie nennen würde, wenn sie mehr Theilnehmer gehabt und die Musen eben so wie das Vergnügen berücksichtigt hätte. Vor allem hatten sie jede geregelte Conversation und alles, was nach akademischem Vortrag schmeckte, verbannt. Wenn sie bei ihren Zusammenkünften genug von ihren

*) Boileau, Stances à Molière:
En vain mille jaloux esprits,
Molière, osent avec mépris
Censurer ton plus bel ouvrage:
Sa charmante naiveté
S'en va pour jamais d'âge en âge
Divertir la postérité.

Vergnügungen gesprochen hatten, und der Zufall sie auf eine wissenschaftliche oder literarische Frage führte, benützten sie allerdings die Gelegenheit darüber zu reden. Nie aber hielten sie sich zu lang bei einem Gegenstand auf, sondern flogen von einem zum andern, wie die Bienen, welche mannichfache Blumen auf ihrem Wege finden. Neid, Missgunst und Kabale fanden bei ihnen keine Stätte. Sie verehrten die Werke der Alten, zollten den Dichtungen der Modernen das schuldige Lob, sprachen von ihren eignen Arbeiten mit Bescheidenheit und theilten einander aufrichtig ihre Ansichten mit, wenn einer von ihnen in die Krankheit des Jahrhunderts verfiel und ein Buch verfasste, was freilich selten vorkam."

„Polyphile, wie ich einen der Freunde nennen will, litt an dieser Krankheit am meisten. Die Schicksale der Psyche schienen ihm geeignet, in einer Erzählung gefällig behandelt zu werden. Lange Zeit arbeitete er daran, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen; endlich aber berichtete er den drei Freunden von seinem Plan, nicht um sie zu fragen, ob er überhaupt damit fortfahren solle, sondern um ihren Rath zu hören, wie er weiter zu arbeiten habe. Jeder sprach nun seine Ansicht aus, Polyphile aber nahm davon nur, was ihm gefiel. Als das Werk fertig war, bat er seine Freunde um eine Zusammenkunft an einem bestimmten Tag, damit er es ihnen vorlese. Acanthe schlug wie gewöhnlich, einen Spaziergang ausserhalb der Stadt vor, nach einem entlegenen Punkt, wohin wenig Menschen kämen. Dort würden sie nicht gestört, und könnten bei geringerem Lärmen mit grösserem Vergnügen zuhören. Acanthe liebte die Gärten, Blumen und schattigen Plätze über alles. Polyphile glich ihm in diesem Punkt, nur liebte er, wie man wohl sagen darf, alle guten Dinge. Die Leidenschaften, die ihre Herzen sehnsüchtig stimmten, fanden auch in ihren Dichtungen Ausdruck und bildeten einen Hauptcharakterzug derselben. Beide Männer neigten zur Lyrik, aber sie unterschieden sich dadurch, dass Acanthe in seinen Gedichten rührender, Polyphile dagegen farbenreicher war. Von den beiden andern Freunden, die ich Ariste und Gélaste nennen will, war der erste ernsthaft, ohne beschwerlich zu sein, der zweite sehr heiter."

Die vier Freunde waren, wie man leicht erräth, La Fontaine, Racine, Boileau und Molière. La Fontaine bezeichnete sich selbst mit dem Namen Polyphile, „der Vielliebende"; „Acanthe" ist Racine, der scharfen und satirischen Geistes war und deshalb nach dem scharf geschnittenen und spitzen Blatt der Acanthuspflanze bezeichnet wurde.

Boileau, der mit seinem ruhigen Verstand den richtigen Weg erkannte und auch in der Dichtung auf die sorgfältigste Beobachtung der Wahrheit drang, wurde von La Fontaine Ariste, „der Beste" genannt, während Molière, der Verfasser so vieler lustigen Stücke, als Gélaste, d. h. der Spötter, der Lacher erscheint, mochte er in Wahrheit auch noch so trübselig gestimmt sein.

La Fontaine aber fährt in der Erzählung fort und berichtet ausführlich von dem schönen Ausflug, den die Freunde nach Versailles machten, von der Lektüre des Romans und der Diskussion, die sich daran knüpfte. Gélaste rieth dem Verfasser, den pathetischen Ton zu mildern; Ariste meinte, es sei gut, wenn jeder seinem Genius folge. Von dem besondern Fall ging die Unterhaltung bald auf eine allgemeine Frage über, und in einem geistvoll geführten scherzhaften Kampf stritten Ariste und Gélaste darüber, ob die ernste oder die heitere Dichtung vorzuziehen sei.

Aehnliche Ausflüge fanden öfters statt, und man sah sich mehrmals in der Woche. Gewöhnlich traf man sich bei Boileau, der im Faubourg Saint-Germain wohnte. An die vier Dichter schloss sich ein weiterer Kreis von Bekannten an, die gegen die herrschende Richtung in der Literatur Front machten. Unter ihnen sind besonders Chapelle und Furetière zu nennen*). Von beiden werden wir noch zu reden haben. Furetière machte sich später durch sein Wörterbuch, mit dem er der Akademie zuvorkam, und seinen „Roman bourgeois" bekannt. Der Musiker Lulli, der mit Molière öfters gemeinsam für die Feste des Königs zu arbeiten hatte, kam auch, so wie eine Schaar junger vor-

*) Ueber Chapelle siehe den Abschnitt II „Epos und Drama". Auch wird von ihm bei der Besprechung Molière's im 4. Band noch die Rede sein. Ueber Furetière siehe weiter unten im Abschnitt VI „die Erzählungsliteratur".

nehmer Edelleute, welche ihr Vergnügen ausserhalb ihrer Kreise suchten, die Schauspielerinnen umschwärmten und mit den Dichtern und Schauspielern zechten. Eine fröhliche Gesellschaft fand sich da zusammen, und ein Treiben entfaltete sich, das an das Leben der jungen deutschen Kraftgenies während der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts erinnert.

Man irrt, wenn man sich die Menschen des 17. Jahrhunderts immer nur steif und abgemessen, in der Allongeperücke vorstellt; sie waren so frisch und lebensfroh, wie die Menschen irgend einer andern Zeit. Die jungen Poeten trieben es manchmal ein wenig bunt, wie dies ein Brief Racine's an La Fontaine beweist. Racine erinnert darin seinen Freund an ihr früheres Leben und wie er früher „mit ihm und den andern Wölfen" Wolf gewesen sei. Das war noch vor der Bekanntschaft mit Boileau gewesen, und wir dürfen annehmen, dass die beiden auch noch später mit den Wölfen nach Wolfsart gelebt haben. In übermüthiger Laune hielten die Freunde Gericht über die Führer der süsslich-faden Modeliteratur, und mehr als eine bissige Satire entstand bei dieser Gelegenheit. In diesem Kreis soll Racine die erste Idee zu seinen „Plaideurs" gefunden und Furetière mit Boileau und anderen die Parodie „Chapelain décoiffé" verfasst haben*). Zu jener Zeit entstand auch Boileau's witziger Dialog „les héros de roman", der sich hauptsächlich gegen die Scudéry'sche Manier richtete. Merkwürdig ist es dabei, dass nicht Boileau, sondern Racine sich als der schärfste Spötter enthüllte.

Die erste Epoche in Boileau's dichterischer Thätigkeit, die Zeit der Satiren, umfasste die Jahre 1660—1669. Dann folgte eine Periode ruhiger Abklärung. Freilich lesen wir noch im Jahr 1671 in einem Brief der Sévigné die Klage, dass ihr Sohn mit Racine und Boileau zusammen ein tolles Leben führe. „Dein Bruder ist in Saint-Germain in der Gesellschaft der Ninon und einer Schauspielerin, und überdies mit Despréaux", schreibt sie

---

*) „Le Chapelain décoiffé" ist eine Parodie der berühmten Scene im „Cid" zwischen Don Diègue und Don Gormas. Chapelain und La Serre streiten um die Pension, die der erstere erobert hat. La Serre reisst schliesslich seinem Gegner die Perrücke vom Kopf.

ihrer Tochter, und bald darauf meldet sie halb entsetzt, halb ergötzt von feinen Soupers, wahrhaften „diableries“*).

Trotz dieser gewichtigen Zeugnisse möchten wir darauf hinweisen, dass selbst die Jugendwerke Boileau's keine Spuren eines leidenschaftlichen ausschweifenden Lebens aufweisen. Aus den Satiren Mathurin Régnier's, den Possen Molière's, oder, um Neuere zu nennen, aus den Poesien Byron's und Musset's, erkennt man die wilde Lebenslust, welche die Dichter selbst beseelte, und auch bei Boileau hätte sich die überschäumende Kraft wenigstens in einigen gelegentlich hingestreuten Worten offenbart, wenn sie wirklich vorhanden gewesen wäre. Jedenfalls entwickelte sich in ihm frühzeitig der Philosoph und Moralist. In anmuthigen Versen sprach er sich selbst über diese Wandlung aus. In der fünften Epistel an seinen Freund Guilleragues fragt er, ob er sich noch ferner der Satire widmen solle:

Einst sah man mich darin mit Kraft bestehn,
Und ohne wilden Kampf ging es nicht ab.
Es war die Zeit, da ich, noch jung und heftig,
Den Ruhm der weisen Mässigung nicht suchte,
Da dunkel noch das Haar die Schläfe kränzte.
Jetzt aber, da das Alter mich gereift,
Und ich das neunte Lustrum bald beginne,
Zieh ich ruhmvollem Streit die Ruhe vor,
Und lass' mir friedlichen Genuss behagen,
— — — — — — — — — — — — —
So wie mein Lenz, schwand auch mein Aerger hin.
Nicht fühl' ich mehr den Groll der ersten Jugend,
Und lass die Scribler nach Belieben reimen**).

*) Mme de Sévigné, Briefe vom 18. März und 1. April 1671.

**) Boileau, Epître V. 7:

Jadis, non sans tumulte, on m'y vit éclater,
Quand mon esprit plus jeune, et prompt à s'irriter,
Aspiroit moins au nom de discret et de sage;
Que mes cheveux plus noirs ombrageoient mon visage.
Maintenant que le temps a mûri mes désirs,
Que mon âge, amoureux de plus sages plaisirs,
Bientôt s'en va frapper à son neuvième lustre,
J'aime mieux mon repos qu'un embarras illustre.
— — — — — — — — — — — — — —
Ainsi que mes beaux jours mes chagrins sont passés;
Je ne sens plus l'aigreur de ma bile première
Et laisse aux froids rimeurs une libre carrière.

Als Boileau diese Verse schrieb, stand er im 40. Lebensjahr, wie er selbst sagt, und damit begann für ihn die Zeit der Reife, die Epoche seiner glücklichsten und grössten Thätigkeit. Sie umfasste etwa die Jahre 1669 — 1677. In ihr entstanden die „Epîtres", die „Art Poétique" und der „Lutrin", drei der Gattung nach grundverschiedene, in ihrem Werth aber gleich stehende Dichtungen: Boileau zeigte sich in ihnen nicht allein als der Meister der Sprache, er enthüllte auch in den „Episteln" und der „Poetik" einen überraschenden Reichthum von edlen und feinen Gedanken, eine geläuterte Weltanschauung. Gleich die erste Epistel beweist den Fortschritt des Dichters. Auf Anregung des Ministers Colbert richtete er sie nach dem Abschluss des Aachener Friedens an König Ludwig, und hatte den Muth, demselben darin zu sagen, dass die Grösse eines Monarchen nicht nach der Grösse seiner Eroberungen gemessen werde. Ludwig beherzigte den Rath zwar nicht, aber er nahm ihn auch nicht übel. Er liess sich den Dichter durch Colbert vorstellen und zog ihn an den Hof, wo Racine schon seit längerer Zeit gern gesehen war. So wie dieser, wusste sich auch Boileau auf dem glatten Boden sicher zu bewegen und mit den vornehmsten Herren auf dem Fuss der Unabhängigkeit zu verkehren, ohne sich zu überheben. Selbst dem König gegenüber wagte er seine Meinung zu behaupten, wie mehrere Anekdoten versichern. Es heisst u. a., dass ihm der König eines Tags ein Gedicht zur Beurtheilung vorlegte. Die Sache war schwierig, denn König Ludwig hatte die Verse selbst gefertigt. Boileau las sie und sagte mit ehrerbietigem Ton: „Ew. Majestät kann alles, was sie will. Ew. Majestät wollte schlechte Verse machen, und auch das ist ihr gelungen." Verbürgen wollen wir die Antwort des Dichters nicht, aber dass sie ihm von den Anekdotenjägern des Hofs in den Mund gelegt werden konnte, ist schon bezeichnend genug.

Gleich in der ersten Zeit nach seiner Einführung bei Hof durfte er dem König einen Theil des „Lutrin", sowie die erste Epistel vorlesen. Ludwig bezeugte ihm seine Zufriedenheit und bewilligte ihm ein Ehrengehalt von zweitausend Livres jährlich, das er ihm später, 1674, als eine Gesammtausgabe der Werke erschien, noch beträchtlich erhöhte.

Die einzelnen Episteln erschienen in langen Zwischenräumen*), in welchen sich Boileau mit der Komposition seiner zwei grossen Gedichte, der „Art Poétique“ und des „Lutrin“ beschäftigte.

Die „Art Poétique“ ist ein Lehrgedicht, das in 4 Gesängen eine Theorie der Dichtkunst zu geben unternimmt, und in den Jahren 1669—1674 in langsamer, sorglich feilender Arbeit von Boileau verfasst wurde. Wenn der Dichter früher, in seinen Satiren zumal, gegen die Poetaster aufgetreten war, so hatten diese unter anderem erwidert, dass eine abfällige Kritik leicht sei; der Recensent möge es besser machen und derlei mehr. Es ist das alte Lied, das nicht hübscher wird, weil es abgeleiert ist. Boileau dichtete als Antwort seine „Art Poétique“, durch die er bewies, dass er es wirklich besser machen konnte. Er stellte darin eine Theorie auf, die für seine Zeit einen grossen Fortschritt bedeutete, und gab zugleich ein treffliches Muster.

Welchen Eindruck die „Art Poétique“ auf ihre Leser machte, beweist u. a. der Brief der Frau von Sévigné vom 15. Januar 1674. Die Marquise, die doch allen Grund hatte, dem Dichter gram zu sein, schrieb ihrer Tochter: „Letzten Samstag speiste ich bei M. de Pompone; nach Tisch las man die Poetik von Despréaux, die ihn durch die Vollendung ihrer Verse entzückte, hinriss, wahrhaft begeisterte.“

Fast gleichzeitig mit der „Art Poétique“ veröffentlichte Boileau den „Lutrin“ und die Uebersetzung einer Schrift des Longinus „über das Erhabene“. Das erstgenannte Gedicht, das die komische Fehde eines Klosterabts mit seinem Kantor erzählt, zog dem Dichter wiederum heftige Anfeindungen zu.

---

*) Die „Epîtres“ erschienen in nachstehender Reihenfolge:

1666	erschien	Ep.	II,
1669	„	„	I,
1670	„	„	III,
1672	„	„	IV,
1673	„	„	IX,
1676	„	„	V, VI,
1677	„	„	VII u. VIII,
1694	„	„	X,
1695	„	„	XI, XII.

Die Mönche wurden in dem heroisch-komischen Epos mit wenig Ehrerbietung behandelt, und das genügte, um Boileau jansenistischer Gesinnungen, ja selbst der Gottlosigkeit zu verdächtigen, und solche Beschuldigungen waren gefährlich in jener Zeit.

Boileau schwieg auf die hämischen Anklagen. Er stand fest in der Gunst des Königs und fürchtete darum seine Gegner nicht. Gerade damals trug ihm die Gesammtausgabe seiner Werke jene Erhöhung der Pension ein, von der wir schon gesprochen haben. Und drei Jahre später (1677) wurde er gleichzeitig mit Racine zum Historiographen von Frankreich ernannt, was ihm ein weiteres Einkommen von jährlich 2000 Livres sicherte. König Ludwig wollte die Geschichte seiner Regierung durch berufene Schriftsteller, die wo möglich Augenzeugen seiner Thaten sein sollten, schreiben lassen. Die beiden neuen Historiographen nahmen es mit ihrer Aufgabe ernst, vertieften sich in historische Studien und begleiteten den König sogar in's Feld, als „Special-Berichterstatter", wie wir heute sagen würden. Boileau folgte dem Hauptquartier 1678 nach Holland, 1681 in das Elsass, und Racine begleitete den König noch öfters. Dass die beiden Dichter sich auf's Pferd schwangen und zu Feld zogen, erregte damals unter der militärischen Begleitung des Königs grosse Heiterkeit. So fand man es naiv, dass einer von ihnen dem König bemerkte, er finde die Tapferkeit der Soldaten durchaus nicht erstaunlich. Die armen Teufel hätten ja ein so schlechtes Leben, dass ihnen der Tod als eine Erlösung gelten müsse. Im Uebrigen hatten weder Boileau noch Racine ein Ergebniss ihrer Kriegszüge und historischen Studien aufzuweisen, wenn man von zwei unbedeutenden Aufsätzen des letztern absieht. Die Ursache dieses Verstummens lag wenigstens zum Theil an der Kränklichkeit Boileau's, der an Asthma litt und eine Zeitlang ganz die Stimme verlor. Er hatte sich ein Landhaus in Auteuil gekauft, wohin er sich öfters zurückzog. Auch hatte er ein Zimmer in dem Kloster Notre Dame in Paris*). Sein Ansehen stieg trotzdem

*) In seinem Brief an Racine vom 2. Sept. 1687 spricht Boileau von seiner Wohnung im Kloster und Racine's Brief vom 3. April 1691 ist dorthin adressirt.

mit jedem Jahr, vielleicht gerade weil er sich vom Kampfplatz zurückgezogen hatte. Die Akademie, deren Mitglieder er zum Theil höchst unglimpflich behandelt hatte, sah sich 1684 endlich bewogen, ihm ihre Pforten zu öffnen. Doch zeigte er wenig Eifer für die Arbeiten der erlauchten Gesellschaft und liess sich selten in ihren Sitzungen blicken. Ueberhaupt nöthigte ihn sein Gesundheitszustand zu grosser Vorsicht. Vergebens suchte er Heilung in den Bädern von Bourbon, und wachsender Missmuth bemächtigte sich seines Geistes. Sein poetisches Talent flackerte zwar noch von Zeit zu Zeit auf; er dichtete noch einige Satiren und Episteln, auch eine Ode auf die Eroberung von Namur (1695), allein wirklichen Werth haben diese Werke nicht mehr. Noch einmal sah sich Boileau in eine heftige Debatte verwickelt, in den Streit, der um jene Zeit zwischen den Vertheidigern der alten griechischen und römischen Literatur und den Verehrern der modernen Dichtung ausbrach. Wir werden dieser literarischen Fehde später eine besondere Besprechung widmen, und bemerken darum hier nur, dass Boileau keinen Augenblick zweifelte, auf welche Seite er gehöre. Ja er stand an der Spitze der unbedingten Lobredner des Alterthums und setzte sich damit heftiger Widerrede aus.

In den letzten Jahren seines Lebens stand Boileau ziemlich vereinsamt da, so hohe Anerkennung man ihm auch zollte. Seine Freunde sanken fast alle vor ihm in das Grab. Molière war schon lang geschieden. La Fontaine starb 1695 und Racine folgte ihm 1699. Der Verlust dieses letztern erschütterte Boileau besonders, denn mit ihm war er seit der ersten Begegnung in ungetrübter Freundschaft verbunden geblieben. Der Briefwechsel der beiden Männer ist zwar nur zum Theil erhalten, und enthält nicht viel Anregendes, wie man es doch in der Correspondenz zweier hervorragenden Männer erwarten sollte. Aber wir sehen doch aus den Briefen, in wie regem Verkehr die beiden Männer miteinander standen, wie sie ihre literarischen Arbeiten einander zur Prüfung mittheilten und wie Boileau seine Freundschaft auf die Familie Racine's übertrug.

Für den Verlust Racine's fand er einen kleinen Ersatz in der bewundernden Verehrung, die ihm Claude Brossette, ein Ad-

vokat aus Lyon, in den folgenden Jahren widmete*). Brossette war ein begeisterter Freund der Literatur, und er besuchte Boileau 1698, um ihm in jugendlicher Begeisterung zu huldigen. In seiner 9. Satire hatte Boileau zu seinem Genius gesagt:

> In deiner Eitelkeit hoffst du vielleicht
> Unsterblich noch, so wie Horaz, zu leben,
> Und wähnst mit unverständlichen Gedichten
> Die künftigen Gelehrten recht zu quälen **).

Von dieser Bemerkung betroffen, fasste Brossette den Plan, zu den Werken Boileau's einen Commentar zu schreiben, um den künftigen Geschlechtern das Verständniss des Dichters zu erleichtern. Er wandte sich direkt an Boileau, und erbat dessen Unterstützung. Boileau sagte sie ihm bereitwillig zu, und so entspann sich ein reger Briefwechsel zwischen ihnen, der vom Jahr 1700 bis zum Tod Boileau's dauerte. So oft Brossette in den Werken, besonders in den Satiren und Episteln, eine Stelle fand, die ihm durch irgend welche Anspielung dunkel schien, wandte er sich um Aufklärung an den Dichter. Die Ausgabe, die er 1716 in zwei Quartbänden veröffentlichte, ist darum für die Erklärung der Boileau'schen Dichtungen sehr wichtig.

Je fester indessen Boileau's Ruhm gegründet schien, desto empfindlicher wurde er gegen jede Kritik. Unter anderem hatte das „Journal de Trévoux", eine von den Jesuiten im Städtchen Trévoux seit 1701 herausgegebene kritische Zeitschrift, eine Besprechung der neuesten in Holland erschienenen Ausgabe der Boileau'schen Werke gebracht und sich dabei die Bemerkung erlaubt, dass dieselben öfters nur eine Nachahmung lateinischer Gedichte seien. Nur die zehnte Satire, gegen die Frauen, und die zwölfte Epistel, über die Liebe zu Gott, seien ganz

---

*) Claude Brossette, seigneur de Varennes-Rappetour, geb. zu Lyon 1671, gestorben daselbst 1743.

**) Boileau, Sat. IX. v. 61—64:

> Vous vous flattez peut-être en votre vanité,
> D'aller comme un Horace à l'immortalité:
> Et déjà vous croyez dans vos rimes obscures,
> Aux Saumaises futurs préparer des tortures.

ohne jedes Vorbild gearbeitet*). Die Bosheit der Kritik lag darin, dass gerade die zwei schwächsten Gedichte als original genannt wurden. Boileau fühlte sich beleidigt und antwortete mit einem schwachen Epigramm, in dem er drohte, wieder zu den Waffen der Satire zu greifen. Die Herren von Trévoux antworteten ihm, sie hätten ihn durchaus nicht wegen seiner Nachahmung der grossen Dichter tadeln wollen, sondern hätten nur ihr Bedauern ausgesprochen, dass Horaz nicht auch ein Gedicht über die Liebe zu Gott geschrieben habe.

Eine empfindlichere Kränkung widerfuhr dem Dichter von Seiten des Königs. Er hatte seine zwölfte Satire nach langem Feilen zu Ende gebracht und las sie gerne seinen Freunden vor. Die Nachricht verbreitete sich, er bekämpfe darin hauptsächlich die Jesuiten, und, wie schon früher, beschuldigte man ihn des Jansenismus. König Ludwig liess sich von seinem Beichtvater Le Tellier bestimmen, die Veröffentlichung der Satire zu untersagen.

Boileau war nie verheirathet gewesen und schlug zuletzt seinen ständigen Wohnsitz im Kloster Notre Dame (heute Saint Germain des Prés) auf. Dort starb er am 13. März 1711 in seinem 75. Lebensjahr.

Betrachten wir Boileau's dichterische Thätigkeit, zunächst auf dem Gebiet der Satire, genauer, tritt uns gleich die merkwürdige Thatsache entgegen, dass Boileau zwar der bekannteste aller französischen Satiriker ist, aber durchaus nicht als der bedeutendste unter ihnen gelten kann. Seine Satiren sind doch, wenn wir von den drei letzten absehen, nur Jugendwerke und unreif. Seine Freunde La Fontaine, Molière, Racine hatten schärferen Witz als er. Sein Vorgänger Régnier besass weit grössere satirische Kraft, und auch die Satiren Voltaire's sind schneidiger. Boileau ahmte seine lateinischen Vorbilder nach; Horaz,

---

*) Journal de Trévaux (eigentlich: Mémoires pour servir à l'histoire des sciences et des arts, recueillis par l'ordre de S. A. S. Mgr. le prince souverain de Dombes) Sept. 1703.

Persius und Juvenal waren seine Lehrer. Die französische Satire der früheren Jahrhunderte, die beissenden Fabliaux des Mittelalters waren ihm so fremd wie die zornglühenden „Tragiques" d'Aubigné's. Von allen französischen Satirikern war ihm nur Mathurin Régnier bekannt, weil sich dieser zuerst in der Nachbildung der lateinischen Satire versucht hatte.

Was Boileau zu dieser letzteren hinzog, war die Bewunderung für die Schönheit ihrer Sprache und Ausführung. Es war aber auch, ihm selbst vielleicht unbewusst, das Gefühl, dass die politischen und socialen Verhältnisse Frankreichs damals in vieler Hinsicht jenen der Augusteischen Zeit glichen. Boileau stand den lateinischen Satirikern näher, als seinem Landsmann d'Aubigné. Seit der Unterdrückung der Fronde fand die politische Satire keinen Platz mehr in Frankreich, wie sie auch in der römischen Kaiserzeit unmöglich geworden war. Sie muss verstummen, wenn ihr die Freiheit fehlt.

In seiner ersten Satire griff Boileau allerdings etwas auf das politische Gebiet hinüber. Er sprach von einem Pedanten, den die Laune des Schicksals zum Herzog und Pair erhoben habe. Er rief zürnend, dass das Laster in Paris herrsche und mit Mitra und Bischofsstab geschmückt einherschreite. Aber wenn man in diesen Ausfällen, die doch im Grund nur persönlich waren und das System unangetastet liessen, wirklich Reste einer politischen Satire erblicken will, so ist es doch klar, dass Boileau sich sehr bald von der Unmöglichkeit überzeugte, in dieser Art fortzufahren. Er selbst war durchaus nicht zum politischen Kampf geeignet. Dazu fehlte ihm die Leidenschaft und der politische Sinn. Ein Mann, der mit der despotischen Regierung seines Landes einverstanden ist, dem die socialen Verhältnisse passend und angenehm erscheinen, ist zu nichts weniger als zur politischen Satire geschaffen.

Boileau beschränkte sich darum auf die literarische Satire und die Zeichnung von Sittenbildern. Aber auch in diesen beiden Gattungen gelang es ihm nicht, sich über eine bescheidene Höhe aufzuschwingen. In seinen literarischen Satiren hat er fast nur persönliche Angriffe; man sieht nirgends, dass es ihm um ein grosses Princip zu thun ist. Und doch gab es wichtige literari-

sche und ästhetische Fragen, die eine entschiedene Antwort verdient hätten. Molière begründete damals das moderne Lustspiel; er drang auf grössere Natürlichkeit im Vortrag der Tragödie; er kämpfte gegen das precieuse Wesen und die Pedanterie, wie er sich für die Freiheit der Familie und religiöse Toleranz erhob. Diese und andere Punkte wurden gewiss von den Freunden oft und ernstlich besprochen. Aber in seinen Satiren hielt sich Boileau fern von ihnen. Offen war er auf Molière's Seite getreten, aber er hatte doch die Bedeutung des Kampfes, den dieser begonnen, noch nicht erfasst. Bald zeigte sich auch in der Behandlung der Tragödie eine neue Manier, die von Racine eingeführt und von andern heftig bekämpft wurde. Auch darüber fand Boileau nur gelegentlich ein paar Worte, die fast nur kleinliche persönliche Sticheleien enthielten. Und doch darf die literarische Satire den gewichtigsten literarischen Kämpfen nicht fremd gegenüber stehen, wenn sie überhaupt ihren Charakter bewahren will. Boileau kämpfte mit Vorliebe gegen Chapelain, Scudéry und Quinault, die nicht ohne Einfluss waren und auch eine bestimmte Richtung vertraten. Doch muss man bedenken, dass Chapelain und Scudéry in ihrer Ohnmacht als Dichter schon erkannt waren. Hätte Boileau also, wie in der vierten Satire, sich darauf beschränkt, auf Chapelain einmal hinzudeuten, um zu beweisen, dass jeder Mensch eine Dosis Narrheit in sich trage, so wäre es genug gewesen.

Chapelain will dichten, darin liegt sein Wahnwitz*).

Immer aber auf ihn zurückzukommen, bewies nicht einmal grossen Muth, und noch weniger gerechtfertigt erscheinen uns die Angriffe auf eine Reihe unbedeutender Autoren, die nicht die mindeste Geltung bei dem Publikum hatten. Er fühlte das selbst, als er sich fragte:

Was thaten dir Perrin, Bardin, Hainault
Und Colletet, Pelletier, Titreville, Quinault,
Dass du mit ihren Namen hundertmal
So boshaft deine Verse füllen musst?**)

*) Boileau, Sat. IV, 90: „Chapelain veut rimer et c'est là sa folie".

**) Boileau, Sat. IX. 96:
Que vous ont fait Perrin, Bardin, Pradon, Hainault,
Colletet, Pelletier, Titreville, Quinault,

Ernsteren Inhalts sind nur die zweite und die neunte Satire. In jener handelte er von dem Reim und der Sorgfalt, die derselbe verlangt, in dieser betonte er die Berechtigung der Satire. In beiden sieht man denn auch bereits festere ästhetische Grundsätze keimen, so z. B. wenn sie sich gegen die zahlreichen, aller Poesie baren Epopöen oder gegen die ins Unendliche ausgesponnenen Romane wenden. Zu einem höheren Standpunkt erhebt sich Boileau, wenn er die Satire vertheidigt, und ausführt, dass auch die böswilligste Kritik einem wahrhaft guten Werk auf die Dauer nicht schaden könne. Er erinnert dabei an Corneille's „Cid", der trotz aller Anfeindungen seinen Ruhm behauptet habe.

Umsonst bekämpft den Cid selbst ein Minister,
Begeistert wie Chimene, blickt Paris
Auf Don Rodrigo. Die Akademie
Mag ihn nur immer strenge kritisiren,
Das Volk bewahrt ihm allzeit seine Liebe*).

Die neunte Satire gilt mit Reht als die beste. Sie ist als ein Zwiegespräch zwischen Boileau c und seinem Geist aufzufassen eine Fiktion, der freilich die Klarheit mangelt und die den Eindruck des ganzen Gedichts wesentlich abschwächt.

Nicht viel besser gelangen dem Dichter die Sittenbilder, die er in einigen anderen Satiren zeichnete. Boileau kannte die Welt noch zu wenig und hatte von Natur aus nicht jene Gabe scharfer Beobachtung, welche diese Art der Satire verlangt. Seine Lehrmeisterin war nicht die Welt, sondern die Bibliothek, und seine Satiren sind Nachbildungen der horazischen Satiren, deren psychologische Feinheit und anmuthigen Humor sie jedoch nicht erreichen. Noch viel weniger kam er Juvenal an

---

Dont les noms en cent lieux, placés comme en leurs niches,
Vont de vos vers malins remplir les hémistiches?

*) Boileau, Sat. IX. 230—234:

En vain contre le Cid un ministre se ligue,
Tout Paris pour Chimène a les yeux de Rodrigue.
L'académie en corps a beau le censurer:
Le public révolté s'obstine à l'admirer.

Kraft und Schärfe gleich. Neben den Lateinern aber fand Boileau, wie schon gesagt, noch bei Mathurin Régnier Anregung. Ihn übertraf er natürlich in der Form, war doch ein halbes Jahrhundert fortschreitender Entwicklung verstrichen, seitdem Régnier seine Satiren geschrieben hatte. Boileau war den Anforderungen der Zeit entsprechend zurückhaltender, vorsichtiger. Aber Régnier's Sittenbilder sind ursprünglich, greifbar lebendig. Bei ihm fühlt man immer, dass er aus Erfahrung spricht, dass er in der Welt herumgeworfen worden ist und die Menschen hat kennen lernen.

Deutlich wie bei Corneille kann man auch bei Boileau die langsame aber stetige Entwicklung beobachten. Die Sprache seiner Satiren erhob sich zwar damals bereits über das Niveau des Gewöhnlichen, aber sie erscheint uns heute doch oft nachlässig, weitschweifig und gedehnt. Boileau beherrschte sie noch nicht so wie später. Er selbst hat durch die steigende Korrektheit und Feinheit seiner Diktion gelehrt, einen strengen Massstab anzulegen und so dürfen wir dies auch bei ihm thun. Hat er doch selbst bescheiden genug von sich und seinen Satiren geurtheilt. Er sagte in der 7. Satire:

> Satir'sche Prosa kleid' ich oft in Verse,
> Darin liegt meine Kraft, wenn überhaupt
> Ich Kraft besitze*).

Die „Episteln" bilden eine ganz natürliche Fortsetzung der Satiren, lassen aber einen bedeutenden Fortschritt erkennen. Mehr als eine Epistel enthält noch satirische Abschweifungen. Nehmen wir z. B. die sechste Epistel, in der Boileau sein friedliches Leben in Haut-Isle, einem stillen Ort einige Meilen nordwestlich von Paris, beschreibt. Sein Neffe Dongois hatte dort eine kleine Besitzung, und Boileau verbrachte daselbst einen Theil des Sommers 1677. In der letzten Hälfte seiner Epistel schildert er, im Gegensatz zu den Freuden des Landlebens, die Unruhe und die Mühseligkeiten, die seiner in Paris warten. Diese Ausführungen

---

*) Boileau, Sat. VII. 61 u. 62:

> Souvent j'habille en vers une maligne prose,
> C'est par là que je vaux si je vaux quelque chose.

bilden fast eine Satire für sich. In der fünften Epistel behandelt er sogar die Frage, ob er sich noch ferner der Satire widmen solle, und so wenig glaubte er seine Weise geändert zu haben, dass er sich in einem Dankgedicht an den König noch geradezu als Satiriker bezeichnete*).

Trotz des satirischen Tons, den sie manchmal anschlagen, unterscheiden sich die Episteln doch wesentlich von ihren Vorgängerinnen, den Satiren. Sie behandeln andre Fragen, ethische Probleme, und bieten schon darum ein höheres Interesse. Während die Satiren fast immer dasselbe Thema variiren und monoton werden, sind die Ausführungen der Episteln mannichfaltigen Inhalts. Sie haben Geist, sind frisch und lebendig und erfreuen durch die Schönheit der Form.

Der ersten und zweiten Epistel haben wir schon Erwähnung gethan. Wie die erste sich an König Ludwig wandte, so enthielt auch die vierte eine Huldigung für ihn, denn sie feierte in pomphaften Worten eine Kriegsthat der französischen Armee, einen Rheinübergang, dessen Bedeutung in den Berichten allerdings sehr übertrieben worden war. Andre Episteln behandeln ästhetische oder literarische Fragen. So spricht die fünfte von der Selbsterkenntniss. An seinen Freund Guilleragues sich wendend, sagt Boileau, dass er fortan nur nach Weisheit und philosophischer Genügsamkeit strebe:

Als Philosoph nur der Vernunft gehorchend,
Bekämpf' ich künftig nur die eignen Fehler.
Den Irrthum flieh ich, will mich selbst erkennen,
Das ist das einz'ge Ziel, nach dem ich strebe.

Er hat die Nichtigkeit des Ehrgeizes erkannt, und sieht ein, dass nur der reich zu nennen ist, der keine Bedürfnisse hat.

---

*) Boileau, Ep. VIII. 34:

— — — Nous autres satiriques,
Propres à relever les sottises du temps,
Nous sommes un peu nés pour être mécontents.

Man vergleiche damit „Art Poétique" IV. 223:

Pour moi, qui, jusqu'ici nourri dans la satire,
N'ose encor manier la trompette et la lyre ...

Wir selbst sind uns'res Unglücks leid'ge Schmiede,
Und keine Stunde findet uns gesammelt.
— — — — — — — — — — — —
Nur der ist reich, der sich begnügen kann*).

Am schönsten sind die 7. und die 9. Epistel. In ihnen erhebt sich Boileau zu wahrer Kraft und offenbart eine geistige Höhe, die man früher nicht bei ihm bemerkte. Die 7. Epistel ist berühmt, weil sie an eine schwere Kränkung Racine's anknüpfte und dem Freunde Muth und Trost zusprach. Anfangs Januar 1677 hatte Racine seine „Phèdre" im Hôtel de Bourgogne aufführen lassen, und eine feindliche Kabale hatte der Dichtung eine mehr als kalte Aufnahme bereitet. Racine sprach darum seinen Entschluss aus, sich jeder weiteren Thätigkeit für die Bühne zu enthalten. Gegen dieses Vorhaben erhob sich Boileau in seiner 7. Epistel, die nicht allein eine öffentliche Genugthuung für Racine war, die auch dem Publikum sagte, was es dem gekränkten Dichter schuldete. Von dem besonderen Fall ausgehend, erhob er sich zu einer allgemeinen Betrachtung und führte aus, dass einem begabten Dichter die Feindseligkeit der Widersacher nur Nutzen bringe. Wohl sei es wahr, dass echte Grösse immer Neider und Kritiker finde:

So oft ein gottbegnadeter Poet
Besondre Bahnen einzuschlagen findet,
Die vom Alltäglichen ihn fernab führen,
Alsbald erhebt sich hundertfach Geschrei
Und wüstes Zetern schwächlicher Rivalen**).

---

*) Boileau, Ep. V, 23 ff.:
Ainsi donc, philosophe à la raison soumis,
Mes défauts désormais sont mes seuls ennemis:
C'est l'erreur que je fuis; c'est la vertu que j'aime.
Je songe à me connoître et me cherche en moi-même.
C'est là l'unique étude où je veux m'attacher.
Ibid. v. 51 ff.:
De nos propres malheurs auteurs infortunés,
Nous sommes loins de nous à toute heure entraînés.
— — — — — — — — — — — — — —
Qui vit content de rien possède toute chose.

**) Boileau, Ep. VII, 9 ff.:
Sitôt que d'Apollon un génie inspiré
Trouve loin du vulgaire un chemin ignoré,
En cent lieux contre lui les cabales s'amassent:
Ses rivaux obscurcis autour de lui croassent.

Die Beispiele lagen nahe genug. Molière hatte bittere Erfahrungen gemacht, und auch Racine konnten sie nicht erspart bleiben. Nur wenn der Mensch die Augen zum ewigen Schlaf geschlossen hat, lernt man ihn würdigen und seinen vollen Werth schätzen:

Bevor Molière für immer sank ins Grab,
Und ihm ein bischen Erde ward vergönnt,
Verspotteten die Thoren seine Werke,
Die besten selbst, die heute hoch gerühmt.
— — — — — — — — — — — —
Doch kaum hat ihn mit strenger Hand die Parze
Gerissen aus der Welt der Lebenden,
Erkennt man seinen hohen Dichterwerth.
Das heit're Lustspiel fiel mit ihm zugleich,
Vergebens hofft's sich wieder zu erholen
Und auf dem Soccus kann sich's nicht mehr halten*).

Darum aber soll man den Muth nicht sinken lassen; wer ausharrt, wird selbst aus den Anfeindungen der Gegner neue Kraft zu schöpfen wissen:

Im Frieden stumpft sich ein Talent bald ab,
Und nur die Neider treiben das Genie
Zum Gipfel seiner Kunst emporzusteigen.
Wenn sie den Dichtergenius schwächen wollen,
So wächst er nur und schwingt sich auf zum Licht.
Den Kritikern des Cid verdankt man Cinna.
Und wenn du Burrhus so vollkommen schufst,
Verdankst du dies den Tadlern deines Pyrrhus**).

---

*) Boileau, Ep. VII 19 ff.:

Avant qu'un peu de terre, obtenu par prière,
Pour jamais sous la tombe eût enfermé Molière,
Mille de ces beaux traits, aujourd'hui si vantés,
Furent des sots esprits à nos yeux rebutés.
— — — — — — — — — — — —
Mais, sitôt que d'un trait de ses fatales mains,
La Parque l'eût rayé du nombre des humains,
On reconnut le prix de sa muse éclipsée.
L'aimable comédie, avec lui terrassée,
En vain d'un coup si rude espéra revenir,
Et sur ses brodequins ne put plus se tenir.

**) Boileau, Ep. VII 48:

Le mérite en repos s'endort dans la paresse:
Mais par les envieux un génie excité

Wer sich durch den Tadel der Neider zu grösserer Anstrengung treiben lässt, kann aller Gegner spotten, und Boileau verkündigt darum seinem Freund mit prophetischem Geist, dass die Nachwelt ihn einst als einen der besten Söhne Frankreichs ehren werde.

Die 9. Epistel, welche an den Sohn Colbert's, den Marquis de Seignelay, gerichtet ist, zeigt den Dichter auf der Höhe seiner Kraft. Er dichtete sie im Jahre 1673, zu einer Zeit, als er schon mit seiner „Poetik" beschäftigt war, und die Epistel athmet denselben Geist, dieselbe Reinheit des Gedankens, wie jene. Sie gipfelt in dem Satz, dass nur das Wahre auch schön und liebenswerth sei*).

Eine ganz moderne Schule in Frankreich, die sich die naturalistische nennt, hat ebenfalls die Wahrheit auf ihr Panier geschrieben. Dass zwischen dem, was Boileau unter Wahrheit verstand, und dem, was Zola und Genossen unter diesem Wort begreifen, ein himmelweiter Unterschied besteht, braucht nicht erst betont zu werden. Wenn Boileau vor allem und überall Wahrheit verlangte, so dachte er nicht daran, die Erfüllung dieser Forderung in der eingehenden Schilderung der alltäglichen Vorkommnisse des Lebens zu suchen. Er wollte nur, dass die Gesetze der Wahrscheinlichkeit und die Forderungen der Logik auch in den Dichtungen beachtet würden. Was ewig wahr und schön und gut ist, soll nicht durch Sophisterei verunglimpft, aber ebenso wenig das Laster als Tugend gepriesen werden. Solche Verdrehung der Begriffe zu vertheidigen, blieb der fran-

---

Au comble de son art est mille fois monté.
Plus on veut l'affaiblir, plus il croît et s'élance.
Au Cid persécuté Cinna doit sa naissance,
Et peut-être ta plume aux censeurs de Pyrrhus
Doit les plus nobles traits dont tu peignis Burrhus.

Sainte-Beuve nennt dieses Gedicht etwas überschwänglich den schönsten und reinsten Triumph des Gerechtigkeitsgefühls, ein Meisterwerk kritischer Poesie, abwechselnd glänzend, ermuthigend, harmonisch, rührend und brüderlich (Causeries du lundi VI p. 411).

*) Boileau, Ep. IX, 43:

Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable.

zösischen Literatur unserer Zeit vorbehalten. In Schauspielen, wie „die Kameliendame“ oder „die Prinzessin von Bagdad“, hätte Boileau die Wahrheit nicht gefunden, so getreu darin auch manche Scenen nach dem wirklichen Leben kopirt sind *). In demselben Sinn verlangt er von dem Dichter wie von jedem Menschen, dass er sich selbst getreu bleibe. Auch das heisst wahr sein, wenn wir nach unsern Gaben arbeiten und nicht mit Talenten glänzen wollen, die uns die Natur versagt hat**). Von dieser richtigen Erkenntniss geleitet, hat sich Boileau selbst beschränkt. Er war sich der Grenzen seines Talentes wohl bewusst, und glaubte nicht, wie so viele, seinen Beruf verfehlt zu haben, unternahm es auch nie als Dramatiker oder Lyriker aufzutreten. Er verstand, dass seine Aufgabe mehr kritisch und belehrend war. Er selbst fragt einmal spöttisch, ob er nach dem Vorbild Malherbe's hochtrabende Oden dichten, ob er an seinen Schreibtisch gefesselt im Geist sich in den Schatten der Buchen versetzen solle, um schwächliche Idyllen zu schreiben?***).

Die poetische Epistel hat nur ein kleines Gebiet, auf dem sie sich bewegt. Sie gestattet keinen enthusiastischen Schwung, keine lyrische Begeisterung. Sie wird durch die feine Plauderei charakterisirt, die je nach dem Gegenstand, den sie behandelt, bald ernster, bald heiterer, immer aber in anmuthig gefälliger Form auftreten soll. Auch in dieser Gattung erreichte Boileau nicht immer die weltmännische Gewandtheit und Leichtigkeit seines Vorbildes Horaz. Wie im Leben, verfiel er auch in seinen Gedichten zuweilen in den Magisterton. Allein wenn er sich

---

*) Einen energischen Protest gegen diese falsche Kunst erhebt Boileau in seiner Art Poétique IV, 93—96:

Je ne puis estimer ces dangereux auteurs,
Qui de l'honneur en vers infames déserteurs,
Trahissant la vertu sur un papier coupable,
Aux yeux de leurs lecteurs rendent le vice aimable.

**) Boileau, Ep. IX, 87:

Un esprit né chagrin plaît par son chagrin même,
Chacun pris dans son air est agréable en soi.
Ce n'est que l'air d'autrui qui peut déplaire en moi.

***) Boileau, Sat. IX, 257 ff.

auch hier und da verirrte, fand er sich doch immer wieder auf den richtigen Weg zurück, weil er seiner Natur getreu blieb und ihrer Stimme, wie er gelehrt hatte, folgte*).

Boileau stand nun auf der Höhe seines Lebens und war im Vollbesitz seiner Kraft. Sein Wort war geachtet, sein Urtheil wog schwer. So gerüstet trat er im Jahr 1674 mit seiner „Art Poétique" hervor. Er war damals 38 Jahre alt. Die Möglichkeit, eine Theorie der Dichtkunst in dichterischer Form zu entwickeln, war von Boileau und seinen Freunden öfters ernstlich besprochen worden. Manche hatten sie bezweifelt und Boileau wollte nun den Beweis dafür beibringen.

Versetzen wir uns einen Augenblick in jene Zeit, die ein so reges literarisches Leben aufzuweisen hatte; in jene Zeit, in der Molière's Meisterwerke noch den Reiz der Neuheit hatten, Racine seine blendenden Tragödien schuf, La Fontaine sein geniales Erzählertalent bekundete, der Roman neue Wege einschlug und die Beredsamkeit zu klassischer Höhe aufstieg. In diesem arbeitsamen Treiben, diesem erfolgreichen beglückenden Schaffen erschien Boileau als einer der Führer. Er leitete seine Freunde auf die Bahn, die er für die richtige erachtete, und wusste sie darauf festzuhalten. Das klassische Alterthum der Griechen und Römer, die grosse Poesie Athens schwebte ihm als einziges Muster vor. Jene stille Hoheit, welche die griechische Skulptur und Architektur aufweisen, und die ebenso in den Werken der griechischen Dichter lebt, jener Reiz der schönen Form, der wohllautenden Sprache, kurz, jene Harmonie des ganzen Menschen, wie sie uns von der Tradition in den grie-

---

*) Folgendes ist die Reihenfolge der Episteln. Boileau schrieb

Epître	II	im Jahr	1666,
„	I	„ „	1667,
„	III	„ „	1670,
„	IV	„ „	1672,
„	IX	„ „	1673,
„	V u. VI	„ „	1676,
„	VII u. VIII	„ „	1677,
„	X	„ „	1693,
„	XI	„ „	1694,
„	XII	„ „	1695.

chischen Helden und Weisen gezeigt wird, sie sollte auch in die moderne Welt übertragen, in der Dichtung wieder lebendig werden.

So erfasste Boileau seine Aufgabe; so stellte er sie seinen Freunden vor, und die klassische französische Literatur folgte diesem Impuls. Sie hat vielfach geirrt, aber ihr Ziel war gross.

Um seine Ideen über die Dichtkunst in einem grossen Werk gewissermassen als ein Vermächtniss für die späteren Geschlechter niederzulegen, schrieb Boileau sein Gedicht „De l'art poétique", an dessen vier Büchern, die im Ganzen etwa 1100 Verse zählen, er mehrere Jahre mit unermüdlicher Sorgfalt arbeitete. Sein Vorbild war auch hier Horaz. Doch ahmte er ihn keineswegs sklavisch nach, sondern nahm nur einzelne Ideen aus dessen „Ars poetica" in sein Gedicht herüber. Auch Ronsard hatte, so wie Tasso, Regeln für die Dichter aufgestellt, doch nur in Prosa, und Boileau's Werk hat mit diesen Schriften so wenig wie mit des Paters Vida „Poetik" irgend welchen Zusammenhang*). Im 16. Jahrhundert hatte ein Edelmann aus der Normandie, Jean Vauquelin de La Fresnaye, eine „Art Poétique" gedichtet, welche Boileau wohl bekannt war, die er aber auch nicht beachtete. Vauquelin war von andern Grundsätzen ausgegangen, hatte sich gegen das Vorherrschen des antiken Heidenthums ausgesprochen, und den modernen Dichtern die Bearbeitung christlicher Stoffe, biblischer Geschichten und Heiligenlegenden empfohlen. Ueberhaupt war Vauquelin de La Fresnaye in seinem Wesen von Boileau so verschieden, dass von seiner Einwirkung auf diesen nicht die Rede sein kann.

So bleibt doch nur das Horazische Gedicht, das man mit der Poetik Boileau's vergleichen kann. In ihm fand der Dichter eine ihm vertraute Welt, entsprechende Ideen, verwandten Geschmack. Darauf beschränkt sich die Aehnlichkeit seiner Poetik mit der des Horaz, wenn man von fünfzig oder sechzig Versen absieht, die der Dichter dem lateinischen Vorbild entlehnt hat.

---

*) Ronsard, Abrégé de l'art poétique. — Tasso hatte im Alter von 20 Jahren zu Padua eine Abhandlung über Poetik geschrieben, in der er mit sich selbst über die Weise beräth, die er bei seinem Epos anwenden müsse. — Marco Girolamo Vida (1480–1566) dichtete in lateinischer Sprache „De Arte poetica".

Horaz dachte an nichts weniger als an eine erschöpfende Behandlung der dichterischen Regeln; seine „Ars poetica“ ist eine poetische Epistel, in der er von allerlei Fragen der Dichtkunst redet, in leichter Plauderei und sprunghaft, wie es ihm die Laune eingibt. Schon dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von der Poetik Boileau's, welche die ganze Dichtkunst systematisch besprechen will.

Suchen wir uns nun die Hauptideen der „Art Poétique“ klar zu machen.

Der erste Gesang enthält zunächst allgemeine Lehren für den jungen Dichter. Boileau warnt einen jeden, den dornigen Pfad, der auf den Parnass führt, zu betreten, wenn er nicht ein ausgesprochenes Talent für die Poesie besitze. Wiederum betont er, was er schon in der 9. Epistel gesagt hat, dass der Mensch seine Gaben prüfen solle, damit er nicht an einer falsch gewählten Aufgabe scheitere. Eindringlich empfiehlt er allen Dichtern die Achtung vor dem gesunden Menschenverstand. Niemals dürfe das Feuer der Begeisterung oder der lyrische Schwung die Klarheit der Rede beeinträchtigen. „Le bon sens!“ das ist Boileau's grosse Forderung. „Aimez donc la raison!“ ruft er aus, und indem er dies Gebot fast an erster Stelle gibt, enthüllt er die Nüchternheit seiner Natur, so richtig sein Rath auch sein mag*). Dabei dringt er auf Masshalten, warnt vor jeder Ueberschwänglichkeit und Weitschweifigkeit. Dann aber wendet er sich mit besonderem Ernst an die Dichter und gebietet ihnen Heilighaltung der Muttersprache, Scheu vor jeder Gemeinheit. Was er darüber sagt, wird immer Geltung haben.

Was ihr auch schreibt, vermeidet das Gemeine!
— — — — — — — — — — — — — —
In jeder Dichtung haltet hoch die Sprache,
Selbst in der Leidenschaft sei sie euch heilig**).

*) Boileau, A. P. I, 27:
Quelque sujet qu'on traite, ou plaisant ou sublime
Que toujours le bon sens s'accorde avec la rime!

**) A. P. I, 79:
Quoi que vous écriviez, évitez la bassesse!
— — — — — — — — — — — —

Die religiöse Achtung vor der Muttersprache, die über hundert Jahre zuvor Joachim du Bellay in seiner „Illustration de la langue françoise“ empfohlen, die Malherbe und Balzac gefordert hatten, fand auch in Boileau einen energischen Fürsprecher. Er brachte zum allgemeinen Bewusstsein, was früher Einzelne empfunden, die meisten aber unbeachtet gelassen hatten, dass die Sprache ein heiliges Gut ist, welches höchste Schonung und Rücksicht verlangt. Boileau trug wesentlich dazu bei, diese religiöse Werthschätzung der Sprache allgemein zu machen und in ihr liegt mit ein Grund für die lange Herrschaft der klassischen Literatur.

Auf dieses Gebot, die Sprache hoch und heilig zu halten, gründet Boileau eine Reihe weiterer Vorschriften. Er wiederholt die alten Gesetze Malherbe's in Bezug auf die Verskunst, und dringt auf Klarheit des Gedankens, ohne welche es keinen guten Stil gibt*). Und weiter empfiehlt er sorgfältige Arbeit, unablässiges Feilen und strenge Selbstkritik**). Dabei zeigte er durch sein Beispiel, dass er nicht blos in der Theorie solche Anforderungen stellte. Vor allem möge sich der Dichter glücklich schätzen, wenn ein aufrichtiger Freund auf die Fehler des Werkes hinweise. Nur der Unwissende sei immer bereit sich zu bewundern, und ein Dummkopf finde immer einen grösseren Dummkopf, der ihm huldige***).

---

v. 156: Surtout qu'en vos écrits la langue revérée
Dans vos plus grands excès vous soit toujours sacrée!

Man vergleiche damit die weitere Stelle I, 111:

Le vers le mieux rempli, la plus noble pensée
Ne peut plaire à l'esprit quand l'oreille est blessée.

*) A. P. I, 150:

Avant donc que d'écrire apprenez à penser.
— — — — — — — — — — — — —
Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement.

**) A. P. I, 173:

Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage,
Polissez-le sans cesse et le repolissez;
Ajoutez quelquefois et souvent effacez.

***) A. P. I, 184:

Soyez-vous à vous-même un sévère critique,
L'ignorance toujours est prête à s'admirer.
— — — — — — — — — — —

v. 232: Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire.

Die lange Reihe allgemeiner Lehren, die Boileau entwickelt, droht monoton zu werden, und er flicht daher in den ersten Gesang eine kurze Geschichte der französischen Dichtung ein, eine Folge von Notizen, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen und nur beweisen, wie fremd Boileau der älteren Literatur seines Landes gegenüber stand.

Der zweite Gesang behandelt die kleineren Gattungen der Dichtkunst, zunächst die Idylle, die damals noch eine wichtige Rolle spielte, dann die Elegie, bei der Boileau wieder seinen Ruf nach Wahrheit erhebt. Er verdammt die Dichter, die nur hohle Phrasen drehen, ohne jegliche Leidenschaft stets von ihrem Liebeskummer reden, dabei aber ganz behaglich leben und gesund sind — „deren Trauer künstlich ist, und die gesetzten Sinnes närrisch sind“ *). Im weiteren Verlauf findet sich dann eine gute Charakteristik der Ode und ein Preis des Sonnets, das ein langes Gedicht aufwiege, wenn es tadellos sei **). Nach Erwähnung des Epigramms kommt Boileau zur Besprechung und Verurtheilung der Pointen, der gesuchten Witzworte, der abgeschmackten Vergleichungen und Bilder; dann geht er auf das Rondeau und die Ballade über, zwei ältere Dichtungsformen, die seit Malherbe vernachlässigt wurden, und behandelt schliesslich das Madrigal, das Vaudeville und die Satire, wobei er sich selbst bescheiden genug unter den satirischen Dichtern nicht mitnennt. Bei dieser Aufzählung der Gattungen hat er die Fabel gänzlich übergangen, was man vielfach getadelt hat. Niedrige Eifersucht gegen La Fontaine darf man nicht als Motiv seines Schweigens annehmen. Ueber solchen Verdacht ist sein Charakter erhaben, und er warnt selbst vor solch kleinlichen Regungen ***). Um aber sein Schweigen

---

*) A. P. II, 47:

Qui s'affligent par art, et fous de sens rassis,
S'érigent, pour rimer, en amoureux transis.

**) A. P. II, 94:

Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme.

***) A. P. IV, 111:

Fuyez surtout, fuyez ces basses jalousies,
— — — — — — — — — — — —
C'est un vice qui suit la médiocrité.

zu erklären, hat man darauf hingewiesen, dass erst vier Bücher der Fabeln La Fontaine's erschienen waren, als Boileau seine Poetik veröffentlichte. Aber auch diese Bemerkung macht das Versehen Boileau's nicht verständlicher. Jene ersten Bücher enthalten der gelungenen Fabeln genug, und ohnehin war die Fabel in Frankreich auch vor La Fontaine beliebt.

Wir können nur annehmen, dass Boileau die Fabel nicht als eine selbständige, vollwichtige Gattung der Poesie betrachtete. Auch andere Dichtungsarten, z. B. das Triolet, ja selbst die Epistel, hat er unerwähnt gelassen. Sein Freund La Fontaine erschien ihm vor allem als der Verfasser der „Contes", und diese überging er gewiss absichtlich. Sie schienen ihm wohl nicht zur eigentlichen Literatur zu gehören, und er beobachtete ihnen gegenüber um so lieber ein beredtes Schweigen, als er sie nicht hätte anführen können, ohne sie zu missbilligen. Die beiden Männer waren zwar befreundet, aber in ihrem Charakter, ihrer Lebensweise, ihrem Geschmack grundverschieden von einander.

Wichtiger als der zweite Gesang ist der folgende, der sich mit der Tragödie, dem Epos und dem Lustspiel beschäftigt. Boileau's Theorie von der Tragödie stützte sich, wie dies nicht anders zu erwarten war, auf die Lehre des Aristoteles und forderte die Erregung von Mitleid und Schrecken bei den Zuschauern. Er vertrat die Ansicht von der Nothwendigkeit, die drei Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung zu bewahren. Im Uebrigen haben viele Regeln, die er aufstellt, auch für die moderne Bühne noch Giltigkeit. In einer Zeit, welche Corneille und Racine sah, konnte ja das Verständniss für das Wesen und die Bedingungen der tragischen Poesie nicht gering sein. Die Tragödie konnte sich damals in der Form und der Auffassung dessen, was man auf der Bühne als Ausdruck der Wahrheit erkennt, von dem Drama der späteren Zeit unterscheiden, in vielen andern wesentlichen Punkten musste sie die gleichen Forderungen stellen. Was Boileau über die Wahl des dramatischen Stoffs, über die Exposition und Führung einer Tragödie sagt, ist auch heute noch richtig. Er verlangte ferner eine entschiedene Reform in der Art der Charakterzeichnung und erhob sich mit Energie gegen die süssliche Manier der romanesken Tragödie,

die aus jedem Helden eine liebegirrende Puppe machte, und einen Achill, einen Cyrus zu seufzenden Celadons umgestaltete. Er stellte den Satz auf, dass der Dichter Landessitte und Nationalität seiner Helden beachten, dass jede Leidenschaft ihre besondere Sprache reden müsse. Auch für die Bühne forderte er Wahrheit. „Rien n'est beau que le vrai!" war sein Ruf in der neunten Epistel gewesen, und die gleiche Achtung vor der Wahrheit verlangte er von der tragischen Dichtung*). Wenn uns trotzdem seine Ausführungen nicht befriedigen, so liegt der Grund hiervon zunächst in dem ängstlichen Festhalten an den Formen der antiken Tragödie, die doch unter ganz verschiedenen Verhältnissen sich ausgebildet hatte und deren Gesetze noch dazu theilweise missverstanden wurden. Boileau war einseitig; er wusste nicht, dass sich in Spanien und England eine freiere Form des Dramas entwickelt und bereits zu klassischer Höhe emporgeschwungen hatte. Was er von den spanischen Dichtern vielleicht kannte, schien ihm jedenfalls nicht besonderer Beachtung werth.

Die Lehren des Aristoteles und Horaz galten ihm dagegen als ewig giltige Gesetze. Wenn wir finden, dass Horaz allzuschreckliche Vorgänge von der Bühne verbannt wissen, und sie nur durch einen Augenzeugen erzählt haben will; dass er ferner einen Unterschied zwischen poetischer und alltäglicher Sprache macht und letztere als der Tragödie unwürdig erklärt, so dürfen wir uns nicht wundern, die gleiche Lehre bei Boileau zu finden. Aber gerade die ängstliche Beobachtung derselben trug nicht wenig zur späteren Verknöcherung der französischen Tragödie bei. Zudem vermissen wir in Boileau's Ausführungen die Besprechung wichtiger Fragen, wie z. B. der tragischen Schuld und der Darstellung der Leidenschaften, über welche doch Aristoteles sich verbreitet.

Am wenigsten finden wir uns mit Boileau in Uebereinstimmung, wenn er seine Theorie über das Epos darlegt. Hier ver-

---

*) A. P. III, 122 u. 123 besagen im Grund genommen nichts anders:
Mais la scène demande une exacte raison,
L'étroite bienséance y veut être gardée.

dunkelte ihm die Begeisterung für das klassische Alterthum sein Urtheil noch mehr als bei der Tragödie. Obwohl die letztere in den herrschenden Anschauungen vom Drama manches Hinderniss fand, konnte sie sich doch gross und edel entwickeln. Das Epos aber, das sich ängstlich dem griechischen und römischen Vorbild anzupassen strebte, konnte keinerlei Bedeutung erlangen. Nicht allein, dass Boileau nur Homer und Virgil, besonders letzteren, gelten liess, er erklärte auch einzig die altklassische Heldensage und Mythologie als der epischen Behandlung würdig. Was wäre ein Heldengedicht ohne Jupiter, ein Bild des Meeres ohne Neptun mit dem Dreizack? Wie todt wären die Felder und Wälder ohne Pan und die Dryaden? Nur mit Hilfe der Götterwelt belebe sich die Natur und erhalte gleichsam eine Seele. Wir denken heute anders, aber es ist noch nicht lange her, dass die griechische Mythologie auch unsere Poesie beherrschte, und Schiller den Untergang des alten Götterglaubens beklagte.

Es war nur folgerichtig, dass Boileau auch nichts vom christlichen und modern nationalen Epos hielt. Die christlichen Legenden und Heiligengeschichten schienen ihm jeder dichterischen Behandlung zu widerstreben. Der Gott der Christen sei zu gross, und es sei unwürdig, den Teufel im Kampfe mit Gott um die Menschenseele darzustellen!

Wir wollen mit Boileau nicht allzu streng darüber ins Gericht gehen, dass er keine Ahnung von Dante's Grösse hatte und Milton's „Verlorenes Paradies“ nicht kannte. Auch ist sein Irrthum nicht so gross, wenigstens nicht in Bezug auf das christlich-religiöse Epos. Die Engel bei Milton werden nur anziehend, wenn sie ihre himmlische Natur ablegen und mit menschlichen Eigenschaften und Gefühlen begabt erscheinen. Noch deutlicher tritt uns das in Klopstock's Messiade entgegen. Die christliche Religion, die auf die Abwendung von allem Irdischen dringt, ist allerdings weniger für poetische Behandlung geeignet als die Götterwelt des Alterthums, die in ihrer lebensfrohen Sinnlichkeit dem Menschen nahe trat, und der man alle menschlichen Tugenden und Schwächen zuschreiben konnte. Aber Boileau ging noch weiter und verurtheilte auch das nationale Heldengedicht, das seinen

Stoff aus der Geschichte der modernen Völker wähle. Er fand, dass nur Namen wie Agamemnon, Hektor, Orest wohlklingend ins Ohr fallen und einem Vers Charakter geben; dass dagegen der blosse Name „Childebrand" genüge, ein ganzes Epos barbarisch erscheinen zu lassen.

Ein Childebrand als Held eines Epos! Boileau fand die Idee zum Lachen und hätte mit nicht minderem Abscheu die Idee eines Heldengedichts von Etzel, Siegfried und Chriemhild zurückgewiesen*). Freilich stand er mit diesem Urtheil nicht allein. Er irrte, aber er theilte den Irrthum mit seinem ganzen Jahrhundert; wurde doch die Bedeutung der mittelalterlichen Poesie erst in neuerer Zeit erkannt.

Wie Boileau den Begriff von der Hoheit der Poesie zu eng fasste und darum schon die Wahl des epischen Stoffs auf die Welt des Alterthums beschränkte, so irrte er auch in seiner Sorge um den Adel des Ausdrucks. Gewiss hatte er Recht, wenn er die Regel aufstellte, dass der Dichter nie zum Niedrigen herabsinken dürfe**), aber er täuschte sich in seiner Auffassung des Niedrig-Gemeinen. Indem er überall vornehme Würde, Zurückhaltung und gewählte Sprache verlangte, nur grosse Begebenheiten der epischen Schilderung für werth hielt, gerieth er in Gefahr, die natürliche Anschauung der Dinge und Vorgänge zu verlieren, zumal ihm die Naivetät des Denkens und Fühlens gänzlich abging. Bezeichnend für ihn ist das wegwerfende Urtheil, das er über eine Stelle in Saint-Amant's „Moïse sauvé" fällte. Der Dichter schildert dort den Durchzug der Juden durch das rothe Meer und beschreibt das Entzücken der Kinder über die Fische und Steine, die sie sehen. Die Stelle ist nicht besonders poetisch,

---

*) A. P. III 241 ff.:

O le plaisant projet d'un poëte ignorant,
Qui de tant de héros va choisir Childebrand:
D'un seul nom quelquefois le son dur ou bizarre,
Rend un poëme entier ou burlesque ou barbare.

**) A. P. III 260:

N'y présentez jamais de basse circonstance.

aber auch nicht niedrig unwürdig, wie Boileau meinte, der ihrethalb Saint-Amant geradezu als geistesschwach bezeichnete*).

Kurz und ohne viel Neues zu sagen, bespricht der dritte Gesang noch zuletzt die Komödie. Auch hier empfiehlt Boileau die Achtung vor der Wahrheit und empfiehlt dem Dichter, das Leben und Treiben der Menschen zu studiren, um wahrhafte Charakterbilder entwerfen zu können. Menschenkenntniss aber erwerbe man am besten, wenn man den Hof und die Stadt studire. Andere Kreise kannte Boileau nicht, und es schien ihm bedenklich, tiefer zu greifen und auch das niedere Bürgerthum zu schildern oder gar die Bauern auf die Bühne zu bringen. Hatte er nicht schon vor dem Niedrigen im Epos gewarnt? Aehnlich wollte er auf dem Gebiet der Komödie nur das Charakterschauspiel gelten lassen, und er blieb seinem Wesen nur getreu, wenn er die Posse gänzlich verwarf. Er hätte am liebsten gesehen, wenn Molière dieser letzteren entsagt hätte. Darin aber gab Molière seinem Freunde nicht nach, und er that

---

*) A. P. III. 261:

N'imitez pas ce fou qui, décrivant les mers
Et peignant, au milieu de leurs flots entr'ouverts,
L'Hébreu sauvé du joug de ses injustes maîtres,
Met, pour les voir passer, les poissons aux fenêtres;
Peint le petit enfant qui *va, saute, revient,*
Et joyeux à la mère offre un caillou qu'il tient.
Sur de trop vains objets c'est arrêter la vue.

Man vergl. damit die Stelle bei Saint-Amant, „Moise Sauvé", V. 237—248. Es wird erzählt, wie die Meeresfluthen sich theilen und einen sicheren Weg bieten:

Là le noble cheval bondit et prend haleine
Où venait de souffler une lourde baleine;
Là passent à pied sec les boeufs et les moutons,
Où naguère flottoient les dauphins et les thons;
Là l'enfant éveillé, courant sous la licence
Que permet à son âge une libre innocence,
Va, revient, tourne, saute et par maint cri joyeux,
Témoignant le plaisir que reçoivent ses yeux,
D'un étrange caillou qu'à ses pieds il rencontre,
Fait au premier venu la précieuse montre,
Ramasse une coquille et, d'aise transporté
La présente à sa mère avec naïveté.

Recht daran. Boileau sprach deshalb in der „Poetik“ seine Meinung dahin aus, dass Molière der erste seiner Kunst geworden wäre, wenn er nicht so oft die feine Komödie um der Posse willen verlassen und gleichzeitig Terenz und Tabarin hätte sein wollen. Wir werden auf diese Differenz zurückkommen, wenn wir Molière's Wirksamkeit eingehender besprechen, müssen aber schon jetzt darauf hinweisen, dass Boileau Unrecht that, Molière mit einem gemeinen Possenreisser zu vergleichen, und dass eine gelungene Posse so gut ihre Berechtigung hat, wie eine ernste Dichtung.

Der vierte und letzte Gesang knüpft an den ersten an, insofern er wieder allgemeine Lehren gibt. Hatte Boileau dort hauptsächlich Regeln für die dichterische Arbeit aufgestellt, so beschäftigte er sich hier mehr mit dem Dichter selbst. Er warnt jeden vor Selbsttäuschung. Nichts sei trauriger als ein mittelmässiger Künstler oder Dichter. Lieber Maurer werden oder sonst ein Handwerker! In jedem Fach könne man mit mässigen Gaben arbeiten und Anerkennung erwerben, nur nicht in der Poesie und Kunst*). Und selbst wirkliche poetische Begabung findet Boileau nicht genügend, denn er verlangt von dem Dichter auch inneren Gehalt, ethische Kraft und Festigkeit.

Die Dichtung leidet, wenn das Herz gemein **).

Dieses Wort ist richtig und ehrt Boileau, der hier nicht hausbackenem Philisterthum das Wort redet und jede freiere Regung

---

*) A. P. IV. v. 26:

Soyez plutôt maçon, si c'est votre talent,
Ouvrier estimé dans un art nécessaire,
Qu'écrivain du commun et poëte vulgaire.
Il est dans tout autre art des degrés différens;
On peut avec honneur remplir les seconds rangs.
Mais dans l'art dangereux de rimer et d'écrire,
Il n'est point de degrés du médiocre au pire.

Man vergl. damit den Ausspruch Montaigne's in seinen Essais II. ch. 17, den wir schon im ersten Band dieses Werks S. 203 angeführt haben.

**) A. P. IV. 110:

Le vers se sent toujours des bassesses du coeur.

engherzig verdammen will, der vielmehr in würdiger Auffassung aller Poesie den Satz verficht, dass nur der ein wahrhaft grosser Dichter sein kann, in dessen Herzen kein Raum ist für gemeine Gesinnung.

Das ähnliche Gefühl leitet ihn, wenn er den Dichtern zuruft, nur nach Lorbeern, nicht nach schnödem Gewinn zu streben, die Dichtkunst nicht als Lebensberuf zu wählen, sondern eine Trösterin, eine Freundin in ihr zu sehen, die nur in weihevollen Stunden sich nahe. Vor allem tadelt er es, dass sich begabte Männer in den Dienst eines Buchhändlers stellen und aus einer göttlichen Kunst ein Handwerk machen. Das klingt uns heute als Aeusserung eines falschen Stolzes, ist es aber nicht. Im 17. Jahrhundert brachten die literarischen und schönwissenschaftlichen Werke ihren Verfassern kaum ein Honorar ein. Nur die dramatischen Dichter sahen sich für ihre Arbeiten reichlich bezahlt, sobald sie Erfolg hatten. Alle andern arbeiteten mehr oder weniger ohne Aussicht auf materiellen Gewinn, wenn sie nicht in die Dienste eines Buchhändlers traten, der sie zu handwerksmässigem Schaffen verpflichtete. Nur gegen dieses letztere aber sprach sich Boileau aus, und wenn sein Wort auch noch heute an mancher Stelle beachtet würde, wäre es gewiss gut Wirkliche Unabhängigkeit konnte man durch literarische Arbeit nicht erwerben, und noch immer war der Schriftsteller relativ am freiesten, dem der König einen jährlichen Ehrensold bewilligt hatte. Darum war es keine unwürdige grobe Schmeichelei, wenn Boileau seine Dichtung mit dem Lob König Ludwig's abschloss.

Die „Art Poétique" ist, wie aus dem Gesagten erhellt, in manchen wichtigen Punkten veraltet. Vielen ihrer Ausführungen können wir aber auch heute noch beistimmen. Freilich berührt sie die schwierigsten Fragen nicht, oder berührt sie nur leicht. Dieselbe Bemerkung hatten wir bei seinen Satiren zu machen. Boileau vertiefte sich nicht in Untersuchungen über das Wesen der Dichtung oder die Aufgabe der einzelnen Gattungen. Das hat auch Horaz nicht gethan. Seinem Charakter entsprechend, blieb Boileau mehr bei den praktischen Fragen, und gerade dadurch erwarb er sich die Anerkennung, man möchte sagen die

Popularität, wenn ein Dichter, wie Boileau, wirklich populär werden könnte.

Anderthalb Jahrhunderte galt die „Art Poétique" als das Gesetzbuch der französischen Poesie. Heute bildet sie keine Autorität mehr, die man anruft und deren Wort genügt, um eine Streitfrage zu entscheiden. Aber wir erkennen willig ihr Verdienst an. Vermochte sie auch gewisse Grenzen nicht zu überschreiten, so vertrat sie doch die gesunde Entwickelung der Dichtung gegenüber der Unnatur und dem Ungeschmack. In der Reihe feiner Gedanken und harmonischer Verse, die sie enthält, gibt sie den besten Massstab für das dichterische Vermögen Boileau's selbst, und sie ist auch heute noch für das Verständniss der klassischen Literatur in Frankreich von grosser Wichtigkeit. Dass sie später gerade durch die Autorität, die man ihr beilegte, die Literatur in ihrer freien Entfaltung hemmte, war nicht Boileau's Schuld, sondern der Fehler der Epigonen.

Zu dem „Lutrin", dessen vier erste Gesänge gleichzeitig mit der „Art Poétique" entstanden, war Boileau durch eine heitere Aufforderung seines Freundes Lamoignon, des ersten Präsidenten des Parlaments, veranlasst worden. Lamoignon hatte kurz zuvor einen kleinlichen Streit zwischen zwei Würdenträgern eines Klosters in Paris geschlichtet und im Gespräch mit Boileau diesen Sturm im Glas Wasser als geeigneten Stoff für ein komisches Epos bezeichnet. Boileau ging sogleich auf den Gedanken ein und so erwuchs sein „Lutrin". Wir haben schon bei der Besprechung der Scarron'schen Parodien, des „Typhon" und des „Virgile travesti", auf den Unterschied hingewiesen, der zwischen der Burleske und dem komischen Heldengedicht besteht*). Während die Burleske die grossen Figuren der Dichtung und Sage verzerrt wiedergibt, behandelt das komische Heldengedicht kleinliche Begebenheiten mit dem vollen Ernst des Epos. Beide Arten erzielen also ihre Wirkung durch den Gegensatz zwischen Inhalt und Form. Doch die erste verletzt, während die zweite erheitert.

Der „Lutrin" schildert den erbitterten Streit zwischen dem Prälaten und dem Kantor der Sainte-Chapelle. Letzterer, der sich

*) Siehe Theil II S. 479 dieses Werkes.

in seiner Eitelkeit als das Haupt der Körperschaft benimmt, soll gedemüthigt werden, und deshalb lässt der Prälat einen alten Pult an dem Platz des Kantors in der Kirche aufstellen, damit der Rivale ganz verdeckt werde. Aber auch der letztere hat seine Getreuen, und es kommt zum erbitterten Handgemeng, in dem sich die beiden Parteien mit Folianten und Quartanten bombardiren. Die Göttin der Zwietracht hat diese Fehde angestiftet, die Frömmigkeit aber stellt durch Ariste (Lamoignon) die Eintracht wieder her.

Das Ganze sollte nur ein Scherz sein. Satirische Schärfe darf man in dem „Lutrin" also nicht suchen. Aber immerhin fallen starke Worte gegen die faulen Mönche und ihr Lotterleben. Für den mageren Inhalt sind sechs Gesänge etwas zu viel, aber wenn man auf das Einzelne eingeht, finden sich viel gelungene, fein ciselirte und von angenehmer Laune beseelte Verse.

Wir haben gesehen, dass Boileau auch den sittlichen Werth des Dichters als wichtigen Faktor in Anschlag brachte. Was er in dieser Beziehung verlangte, hat er selbst geleistet. Alle Nachrichten bestätigen, was seine Schriften schon erkennen lassen, dass er ein ehrenhafter Mann im vollsten Sinn des Wortes war. Er war leicht absprechend, wie jeder Aristarch, und heftig gegen seine Widersacher, aber niemals von gemeiner Eifersucht getrieben. Er war wohlwollend und opferwillig. Als er von Corneille's bedrängter Lage hörte, eilte er zum König und erbot sich, zu Gunsten des greisen Dichters auf seine Pension zu verzichten. Als ein anderer seiner Freunde, der seinerzeit berühmte Advokat Patru, im Alter von Noth gedrängt, seine Bibliothek veräussern wollte, kaufte sie ihm Boileau ab, doch unter der Bedingung, dass Patru sie bis an sein Ende bei sich bewahre und benütze*).

Boileau verlor keinen Freund, den er einmal wirklich gewonnen hatte, obwohl er auch seinen Freunden gegenüber unabhängig blieb und sein selbständiges Urtheil bewahrte. Man hat

---

*) Olivier Patru 1604—1681 galt neben Vaugelas als eine Autorität in grammatischen Fragen. Er war seit 1640 Mitglied der Akademie. — Katharina II. von Russland kaufte im folgenden Jahrhundert Diderot's Bibliothek unter derselben Bedingung, wie Boileau die Bibliothek Patru's gekauft hatte.

ihm öfters vorgeworfen, dass er in höfischer Schmeichelei König Ludwig allzusehr verherrlicht habe. Und allerdings sind seine Huldigungen theilweise sehr energisch. In einer Epistel ruft er dem Monarchen zu: „Grand roi, cesse de vaincre ou je cesse d'écrire!“, und ein andermal bekennt er, dass er sich zu schwach fühle, um den König würdig zu besingen. In seinem Enthusiasmus begegnete ihm sogar einmal das Missgeschick, dass er seinem Lob eine zweideutige Form gab. In der 4. Epistel, die den Uebergang der französischen Armee über den Rhein schildert, zählte er die vornehmen Reiterführer auf, welche sich unter den Augen des Königs an der Spitze ihrer Truppen in den Strom warfen und die Gegner vom anderen Ufer verdrängten. König Ludwig durfte sich als Oberfeldherr an einem Reiterangriff nicht betheiligen, aber es klang doch bedenklich, wenn Boileau sagte:

> Der König, der mit Feuer sie beseelt,
> Beklagt die Grösse, die an's Ufer ihn
> Gefesselt hält.....*).

Der Vers ist, satirisch aufgefasst, noch heute oft als geflügeltes Wort im Gebrauch. Bei der Beurtheilung solcher Hymnen auf Ludwig XIV. dürfen wir nicht vergessen, dass uns zwei Jahrhunderte demokratischer Entwicklung, gewaltiger Revolutionen von jener Zeit trennen, und dass die Menschen des 17. Jahrhunderts den „Roi Soleil“, der Frankreich zur ersten Macht in Europa erhob, anders beurtheilen mussten, als spätere Geschlechter, welche auch die schlimmen Folgen seiner Regierung deutlich sahen. Dass Boileau trotz aller Erfolge Ludwig's auch mit einer gewissen Offenheit zu demselben redete, haben wir schon gesehen.

Fassen wir unser Urtheil über Boileau zusammen, so können wir sagen, dass es ihm an Schwung, ja auch an Tiefe fehlte. Sein Horizont war beschränkt, da er für keine Wissenschaft, keine Arbeit des menschlichen Geistes Interesse hatte, wenn sie sich nicht auf die Literatur bezog. Allein er wusste die Kraft,

---

*) Boileau, Ep. IV. 113:

> Louis.....
> Se plaint de sa grandeur qui l'attache au rivage.

die er besass, vortrefflich zu verwenden. Er erwarb ein feines literarisches Gefühl und brachte seine ästhetischen Grundsätze zur allgemeinen Anerkennung. Er war ein Mann der Mittelstrasse. Bezeichnend ist sein Ausspruch, dass ihm ein Bach, der sich sanft durch blumige Auen schlängele, besser gefalle, als ein Bergstrom, der trüb über Felsen dahin brause.

So lang die klassische Literatur in Frankreich herrschte, stand auch Boileau fest. Die Romantik bekämpfte ihn leidenschaftlich. Auch das war noch eine indirekte Huldigung. Die neueste Zeit beurtheilt ihn kühl, sine ira et studio — ein Beweis, dass die Zeit seines Einflusses vorüber ist, und er nur noch der Geschichte angehört.

Vierter Abschnitt.

Jean de La Fontaine.

Neben Boileau steht, eng mit ihm befreundet und doch in vieler Hinsicht sein Antipode, Jean de La Fontaine, die eigenthümlichste Erscheinung in der klassischen Literatur Frankreichs. Auf den ersten Blick scheint er aus dem Rahmen seiner Zeit herauszutreten; wir meinen, er müsse einer anderen Generation angehört haben.

Und doch entspricht dieser erste Eindruck nicht der Wirklichkeit. La Fontaine gehörte seiner Zeit so gut an, wie irgend ein anderer klassischer Dichter. Schon bei der Biographie Boileau's betonten wir, dass man in den Franzosen des 17. Jahrhunderts nicht durchgängig Fanatiker der conventionellen Regel sehen dürfe. Allerdings legte man grosses Gewicht auf die Form und fand die Schönheit nur im Bund mit einer gewissen Gesetzmässigkeit; aber Leben, Beweglichkeit, Anmuth und heiterer Sinn waren darum keineswegs aus Frankreich verbannt. Wo immer eine strengere literarische Richtung zur Herrschaft gelangt, erhält sich doch daneben jederzeit eine volksthümliche oppositionelle Strömung. La Fontaine vertrat diese letztere in seinen Hauptwerken, den Fabeln und Erzählungen, während er in anderen Dichtungen ohne Bedenken der strengeren Regel folgte.

Jean de La Fontaine wurde als der älteste Sohn eines Forstbeamten („maître des eaux et forêts") am 8. Juli 1621 zu Château-Thierry in der Champagne geboren. Die Herrschaft Château-Thierry kam im Jahre 1651 in den Besitz des Herzogs von Bouillon, der bis dahin souverainer Herr von Sédan war. Für den Verzicht auf die Souverainetät, die doch nur ein leeres Wort war, erhielt Bouillon die Grafschaft Évreux, die ihm jährlich 300.000 Livres eintrug, so wie die Herzogthümer Albert und Château-Thierry*). Seitdem residirte die herzogliche Familie zeit-

*) Siehe Saint-Simon, Mémoires III, ch. 30 (J. 1706).

weise in dem stattlichen Schloss zu Château-Thierry, und La Fontaine sollte ihre Macht, die sich in der ganzen Gegend fühlbar machte, zu seinem Vortheil kennen lernen.

In einer seiner Fabeln erzählt La Fontaine von dem stolzen Eichbaum, den der Orkan knickt, während das biegsame bescheidene Schilfrohr sich vor ähnlichem Schicksal bewahrt. So ist auch das mächtige, für viele Jahrhunderte festgefügte Schloss der Bouillon in den Stürmen der ersten Revolution dem Erdboden gleich gemacht worden, während das kleine Geburtshaus des Dichters noch heute steht.

Es ist ein alter Satz, dass der Charakter und die Begabung des Menschen von dem Boden abhängt, auf dem er geboren ist, und von dem Klima, in dem er lebt. Schon Montesquieu hat diese Ansicht vertheidigt und neuerdings hat sie Thomas Buckle aufgenommen, um sie in geistvoller Weise zu begründen. So allgemein gefasst, wird sie von Niemand bestritten werden, und es fragt sich nur, wie weit man in ihrer Anwendung gehen darf. H. Taine, der feine Historiker und Philosoph, will nachweisen, dass nur die Champagne einen La Fontaine habe hervorbringen können. In seinem Buch über den Dichter erzählt er von dem Eindruck, welchen die Champagne auf ihn gemacht habe, als er sie eines Tages, vom Rhein kommend, und nachdem er die Vogesen überschritten, betreten habe. Der plötzliche Wechsel der Landschaft habe ihn überrascht. „Nichts mehr", sagt er, „von Grösse oder Macht; der Charakter des Wilden und Traurigen verliert sich. Die Monotonie und die Poesie verschwinden. Es beginnt heitere Mannichfaltigkeit. Nicht zu viel Ebenen und nicht zu viel Berge; weder zu viel Sonne noch zu viel Feuchtigkeit. Kein Uebermass und keine Energie. Alles erscheint handlich und civilisirt, in kleinem Massstab und bequemen Verhältnissen, von feiner ansprechender Art. Die Berge sind zu Hügeln geworden, die weiten Waldungen zu Wäldchen . . . ." „Dringt man noch weiter vor in die wahrhafte Champagne, so versiechen die letzten Quellen der Poesie. Die Rebe, jene traurige verkrüppelte Pflanze, zwängt sich zwischen Steinen hindurch, bunt und nichtssagend dehnen sich die Kreideflächen aus, die nur magere Saaten tragen. Doch freut

man sich der Sonne, die freundlich zwischen den Ulmen hervorblickt, des Thymians, der an dürren Abhängen duftet, der Bienen, welche über dem blühenden Buchweizen summen; bescheidene Reize, die nur ein mässiges und feines Geschlecht würdigen kann. Dazu kommt, dass das Klima nicht geeignet ist, die Menschen abzuhärten oder mit Leidenschaft zu erfüllen" .... „Die Bewohner der Champagne stopfen sich nicht mit Fleisch und nehmen keine feurigen Getränke; man sieht sie an der Thüre ihrer Hütte stehend, etwas Suppe und Brod essen, und der Wein macht ihren Sinn heiter und frisch*).

Taine findet diesen Charakter der Champagne auch in La Fontaine wieder. Seine Ausführung ist jedoch nichts weiter als eine geistvolle Spielerei. Wie kommt es denn, dass dieselbe Champagne auch Racine hervorgebracht hat? Hätte La Fontaine zufällig in der Guyenne das Licht der Welt erblickt, so könnte man mit etwas Gewandtheit ebensogut den Nachweis führen, dass nur diese Landschaft ihn hätte hervorbringen können. Gewiss aber ist es, dass Frankreichs fruchtbarer Boden und sein glückliches Klima wesentlich dazu beigetragen haben, den Charakter seiner Bewohner so zu formen, wie er sich schon seit vielen Jahrhunderten zeigt, und dass La Fontaine ein echter Franzose gewesen ist.

La Fontaine's Leben ist im Ganzen sehr friedlich verlaufen. In seiner Jugend zeichnete er sich durch nichts vor anderen Kindern aus; vielmehr stand er wegen seiner schwachen Studien hinter vielen seiner Altersgenossen zurück. Lässig und träumerisch, wie er als Knabe war, ist er auch als Mann geblieben. Als er zum Jüngling herangewachsen war, entschloss er sich in den geistlichen Stand zu treten, aber nicht etwa, weil ihn eine innere Stimme dazu drängte, sondern aus Berechnung. Die Kirche bot damals eine leichte und angenehme Versorgung, und es gab viele, die in der Theologie nur gerade so weit gingen, als sie mussten, um eine hübsche Pfründe zu erlangen und ein angenehmes Leben führen zu können. Solche Leute nahmen nur die kleinen Weihen, die ihnen keine Pflichten auferlegten, ihnen

*) H. Taine, La Fontaine et ses fables. Paris, Hachette et Cie 1870. p. 4.

aber gestatteten, sich im Abbérock in den Salons umherzutreiben und als Schöngeister ihre Zeit in Wohlleben und Nichtsthun zu verbringen. Man kann sich einen Salon des 17. und zumal des 18. Jahrhunderts ohne die vielen witzelnden, galanten, geckenhaften und oft recht hohlköpfigen Abbés gar nicht vorstellen*).

Eine ähnliche geistliche Laufbahn scheint auch La Fontaine für sich ins Auge gefasst zu haben. Um sich die nothwendigsten theologischen Kenntnisse zu erwerben, trat er 1641 in das Seminar von Saint-Magloire, das von Oratorianern geleitet wurde. Ob er darin manches fand, was ihm nicht behagte, oder ob es andere Gründe waren, die ihn wegtrieben, genug, er sagte der Anstalt und der ganzen Theologie schon nach ein und einem halben Jahre Valet. Er wollte nach seinem Geschmack leben und sich von Niemanden beengen lassen.

Die Unmöglichkeit sich nach andern zu richten und anders zu leben, als es gerade seine Laune erheischte, ist ein Hauptzug im Charakter La Fontaine's, — ein Zeichen von Unabhängigkeitssinn, aber auch von Egoismus.

Eine bekannte Anekdote berichtet, La Fontaine habe in seiner Jugend keinerlei Regung poetischer Schaffenslaune empfunden und erst später, als er schon sechsundzwanzig Jahre alt gewesen sei, habe ihn eine Malherbe'sche Ode, die er vortragen hörte, zu seinen ersten dichterischen Versuchen begeistert. In dieser Form sagt das Geschichtchen zu viel. Denn in einer poetischen Epistel an den Herzog von Bouillon betont La Fontaine, dass er von Jugend auf mit den Musen verkehrt habe**).

*) Taine, les origines de la France contemporaine I. p. 83 führt an, dass der König allein im 18. Jahrhundert etwa 1500 Pfründen — reine Sinekuren — zu vergeben hatte. Andre Pfründen wurden in Menge von der Aristokratie und der Kirche selbst vertheilt.

**) A. M. le duc de Bouillon, 1662:

Que me sert-il de vivre innocemment,
D'être sans faste et cultiver les Muses?
Hélas! qu'un jour elles seront confuses,
Quand on viendra leur dire en soupirant:
„Ce nourrisson que vous chérissiez tant,
Moins pour ses vers que pour ses moeurs faciles,
Qui préférait à la pompe des villes
Vos antres cois, vos chants simples et doux,
Qui dès l'enfance a vécu parmi vous
Est succombé sous une injuste peine."

Auch ist nachgewiesen worden, dass er vor seinem 26. Jahre in einer Anthologie, betitelt „Poésies galantes", eine Erzählung „Soeur Jeanne" drucken liess, wenn auch nicht unter seinem Namen*). Nach seinem Austritt aus dem Oratoire gab er sich ganz einem sorglosen geselligen Leben hin, in welchem seine Liebschaften gewiss eine Hauptrolle spielten. Daneben interessirte er sich für das Theater; er las die griechischen und römischen Klassiker und befreundete sich mit den älteren französischen Gedichten, den spöttischen Fabliaux, mit Villon, dem leichtfertigen Sänger der Vagabunden, sowie mit Rabelais, dem genialen Humoristen.

Dem Vater missfiel das zwecklose Leben des Sohnes, und um ihm eine regelmässige Thätigkeit aufzuerlegen, verfiel er auf eine sonderbare Idee. Er trat ihm 1643 sein Amt ab, obwohl er sich sagen musste, dass dasselbe für seinen Sohn durchaus nicht passte. Die Forstbeamten standen damals in stetem Krieg mit den Bauern. Der Schutz der Waldungen, Jagden und Fischereien war mühsam und gefährlich. Die Aufgabe, die La Fontaine damit gestellt wurde, erforderte die ganze Energie eines Mannes, ja selbst rücksichtslose Härte gegenüber den Frevlern, die von Hunger und Elend zur Verzweiflung getrieben, sich oft zu bewaffnetem Widerstand zusammen rotteten. Corneille's Vater hatte dies in der Normandie erfahren**), und die Champagne, die in der Zeit der Fronde schwer gelitten hatte, sah in den ersten Jahren der Regierung Ludwig XIV. ähnliche Zustände. Es war ein grosser Irrthum, einen jungen leichtsinnigen Menschen auf einen solchen Posten zu stellen. Jean de La Fontaine übernahm zwar das Amt, liess aber Wälder und Flüsse für sich selber sorgen und erwarb nichts weniger als die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Wir besitzen noch die Zuschrift der Oberbehörde, die dem nachlässigen Forstmeister eine entschiedene Rüge ertheilte. Dieser wurde deshalb nicht gewissenhafter in seinem Amt, war oft lange von Château-Thierry abwesend und zog es später vor, seine Stelle zu verkaufen. Das war in jener

*) S. Walckenaër, Notice sur la vie de La Fontaine, vor der Ausgabe seiner Werke, S. VIII.

**) Vergl. Bd. II, S. 129 ff. dieses Werks.

Zeit möglich, in der viele Aemter gleich anderem Privatbesitz erblich und verkäuflich waren.

Der Vater verfiel noch auf ein zweites Mittel, seinen Sohn zu regelmässigem Leben zu vermögen. Er freite ihm 1647 ein fünfzehnjähriges Mädchen, Marie Héricart. Und doch taugte der junge Mensch noch weniger zum Ehemann als zum Beamten. Die Ehe war denn auch nicht glücklich. Man hat der jungen Frau Koketterie und Unordnung vorgeworfen, ohne sichere Beweise dafür beibringen zu können. Jedenfalls trug La Fontaine selbst die Hauptschuld an der Uneinigkeit, die sich bald einstellte. Er selbst hat das deutlich ausgesprochen*). So viel Ehen er auch gesehen habe, meinte er ein andermal, keine habe ihm Lust gemacht zu heirathen**). Dass er schon lang verheirathet war, hatte er, als er diesen Vers schrieb, gewiss vergessen. Mit gleicher Offenheit erklärte er auch, dass er keinen Familienvater beneide***). Er hatte warmen Sinn für Freundschaft, aber das Verständniss des Glücks, das Häuslichkeit und inniges Familienleben gewähren können, scheint ihm ganz abgegangen zu sein. In einem Brief an den Prinzen Conti aus dem Jahr 1689 stellt er sogar die Behauptung auf, die Institution der Ehe sei nur für die Vornehmen, die ein Interesse an der Fortführung ihres Geschlechts hätten, und für das niedere Volk. Für sich selbst beanspruchte er völlige Ungebundenheit†).

Was zu erwarten war, trat bald genug ein. In dem Haushalt des jungen Paares zeigten sich finanzielle Verlegenheiten,

---

*) La Fontaine, Contes l. V, „les aveux indiscrets“:

Je donne ici de beaux conseils, sans doute:
Les ai-je pris pour moi-même? hélas! non.

**) La Fontaine, fables VII, 2 „le mal marié“:

J'ai vu beaucoup d'hymens; aucuns d'eux ne me tentent.

***) La Fontaine, fables XI, 3 „le fermier, le chien et le renard“.

†) Lettre au prince de Conti, juillet 1689 (Oeuvres, éd. Walckenaër p. 664):

Je soutiens et dis hautement
Que l'hymen est bon seulement
Pour les gens de certaines classes.
— — — — — — — — — —
Il me faut plus à mon égard.

die Schulden wuchsen, die ehelichen Misshelligkeiten steigerten sich. Da verkaufte La Fontaine einen Theil seines Besitzes nach dem andern*). Als das Geld, das er für seine Stelle erhielt, verbraucht war, trennte er sich nach freundschaftlichem Uebereinkommen von seiner Frau, damit ein jedes von ihnen für sich allein sorge. Doch blieben die beiden in Verkehr mit einander. Noch ist eine Anzahl von Briefen erhalten, welche La Fontaine während einer Reise an seine Frau schrieb und worin er ihr naiver Weise von seinem Geschmack an kleinen Liebesabenteuern erzählte. Er machte diese Reise mit dem Onkel seiner Frau, Jannart, der als Vertrauter Foucquet's in das Exil nach Limoges geschickt wurde, und La Fontaine berichtete u. a. in einem Brief aus Amboise vom 30. August 1663, wie Jannart den Tag über mit Denkschriften und Processakten beschäftigt gewesen sei. „Ich machte es anders: ich ging spazieren, schlief und unterhielt mich mit den Damen, die uns besuchten." Die Postkutsche, die ihn dann weiter brachte, enthielt „keine Mönche, dafür aber vier Frauen". Unter ihnen befand sich eine, die jung und witzig war und einen Scheidungsprocess gegen ihren Mann führte, „alles Umstände von guter Vorbedeutung, und ich hätte hier Gelegenheit gefunden, mich galant zu erweisen, wenn die Dame nur auch hübsch gewesen wäre. Aber ohne Schönheit rührt mich keine; das ist meiner Ansicht nach die Hauptsache, und ich wette, Ihr könnt keine Hässliche finden, die mich irgendwie reizte." Neben solchen Bemerkungen stehen dann ausführliche Schilderungen der Städte und Schlösser, die er sah. Aber er kommt immer wieder auf die Frauen zurück. Ihnen gilt die erste Frage in jeder Stadt, die er besucht. In Richelieu, dem Schloss des verstorbenen Kardinals, bewundert er eine düstere Allee, in der er „gar gern ein Liebesabenteuer gehabt hätte". Ein andermal berichtet er von einer schönen Wirthstochter in Bellau, die ihn allein mit dem Aufenthalt in dem schmutzigen Städtchen versöhnt habe. Wenn Morpheus

*) 1656 verkaufte er seinem Schwager einen Meierhof zu Damar. Sein Haus zu Château-Thierry verkaufte er erst 1676, nachdem er schon sein Amt veräussert hatte.

sie ihm zugeführt hätte, würde er sie kaum zurückgewiesen haben, meint er. Im Ganzen aber findet er in dem Land, das er durchreist, „peu de Phyllis, beaucoup de Jeannes“ — wenig interessante, viel gewöhnliche Frauen.

Das seltsame Ehepaar hatte ein einziges Kind, Charles de La Fontaine, geboren den 8. October 1653. Der Vater brachte den Knaben zwar nicht in das Findelhaus, wie später J. J. Rousseau seine Kinder; aber er kümmerte sich nicht viel um ihn und überliess anderen die Sorge für seine Erziehung. Der Präsident des Pariser Parlaments, Achille de Harlay, nahm sich desselben besonders an. Man erzählt, La Fontaine habe eines Tags seinen Sohn als erwachsenen jungen Mann in Gesellschaft getroffen und gefragt, wer er sei. Das Gesicht komme ihm so bekannt vor, er müsse den Herrn schon einmal gesehen haben. Ist auch die Geschichte vielleicht nicht ganz wahr, so ist sie jedenfalls charakteristisch aufgeputzt.

La Fontaine hat Zeit seines Lebens Freude am Theater gehabt und sich von Zeit zu Zeit selbst an dramatische Arbeiten gewagt. Er trat zuerst mit einer freien Bearbeitung des Terenzschen Lustspiels „Eunuchus“ auf, die er 1654 drucken liess, die aber nicht viel bemerkt wurde und auch die Begabung La Fontaine's nicht erkennen liess. Seine Vaterstadt war ohnehin nicht der richtige Ort für ihn. Er sehnte sich nach Paris und benutzte die Vermittelung seines schon genannten Onkels Jannart, um die Erfüllung seines Wunsches zu erlangen. Im Jahre 1658 verfasste er eine grössere poetische Erzählung „Adonis“ und widmete sie dem mächtigen, und was wichtiger war, überreichen und freigebigen General-Intendanten der Finanzen, Foucquet*). In der Zueignung wusste er den richtigen Ton anzuschlagen. Er deutete an, dass Foucquet ein zweiter Richelieu, nicht allein ein grosser Staatsmann, sondern auch ein Beschützer der Künste und der Poesie sei. Als er dann selbst nach Paris kam und sich durch Jannart dem Minister vorstellen liess, nahm ihn derselbe gnädig auf, reihte ihn seinem Gefolge ein, bewilligte ihm freie Woh-

*) Gedruckt wurde „Adonis“ erst 1669. Das Manuskript, das für Foucquet bestimmt war, ist noch erhalten.

nung und Unterhalt in seinem Palais und dazu ein jährliches Gehalt von tausend Livres. Als Gegenleistung forderte er von La Fontaine nichts weiter als ein Gedicht jedes Vierteljahr.

Die Bedingung war nicht schwer, und der sonst unpünktliche Dichter hielt sie genau ein, indem er zu jedem Quartal, gleichsam als Quittung, ein paar Strophen überreichte.

Mit seiner Uebersiedelung nach Paris begann La Fontaine das seltsame Leben, das etwas Zigeunermässiges an sich hatte und eines Mannes eigentlich unwürdig ist, von La Fontaine aber mit einem gewissen Anstand geführt wurde. Er lebte seitdem immer bei anderen, auf Kosten anderer, seiner hochgestellten Freunde und Freundinnen, welchen er noch eine Gnade zu erweisen schien, wenn er sich von ihnen erhalten liess.

Im Haus des Ministers, in einem schönen Kreis von vornehmen Besuchern, von Dichtern und Schriftstellern zu leben, dabei zu nichts verpflichtet zu sein: eine freundlichere Existenz konnte er sich nicht vorstellen. War es die Erinnerung an diese Jahre, die ihn später voll Wehmuth sagen liess:

Ein Paradies schien mir die Welt zu sein,
Das Leben eine Kette heitrer Tage,
Verschönt von Blumenduft und Sonnenschein,
Von Freundschaft und wohl auch von Liebesplage*).

Er freute si ch des reichen Lebens, das ihn umgab und an dem er theilnahm. Die Gedichte, die er an seinen Gönner richtete, beweisen zugleich, dass er sich als Freund desselben, nicht als Untergebener fühlte. Eines Tages wollte er Foucquet in dessen Villa zu Saint-Mandé besuchen, wurde aber nicht vorgelassen. Daraufhin schrieb er dem Minister in scherzhaften Versen, dass er ihm zürne. Er, La Fontaine, habe ihm doch eine Pension, alle drei Monate ein Gedicht, zugesichert, und um diese zahlen zu können, klimme er oft zum heiligen Gipfel des Parnass empor, wo er einschlafe und im Schlaf sich abmühe. Und trotzdem habe Foucquet ihn nicht empfangen. Freilich könne er sich

---

*) A Clymène, v. 24—27:
Pour moi le monde entier étoit plein de délices.
J'étois touché des fleurs, des doux sons, des beaux jours,
Mes amis me cherchoient, et parfois mes amours.

damit entschuldigen, dass der König und das Vaterland seine ganze Zeit in Anspruch nehmen. Aber Foucquet, so schliesst das Gedicht, möge doch den Tross der Geschäftsleute, Bittsteller und Beamten einmal fortjagen und sich selber leben" *).

In dem vornehmen Kreis, in den La Fontaine nun eintrat, war das Theater besonders beliebt, und auch er versuchte es aufs neue mit der dramatischen Dichtung. Er schrieb ein Lustspiel „Clymène" **), wie er auch einer der ersten war, die das Genie Molière's erkannten. Bei dem glänzenden Fest, das Foucquet auf seinem Landsitz zu Vaux zu Ehren des Königs veranstaltete, war auch La Fontaine zugegen. Bei dieser Gelegenheit wurden Molière's „Fâcheux" zum erstenmal aufgeführt, und La Fontaine schickte seinem Freund Maucroix, der sich damals im Auftrag der Regierung nach Rom begeben hatte, eine eingehende Schilderung des Festes. Dabei erzählte er auch von dem Schauspiel, das ihn entzückt hatte ***). Er hatte in dem Komiker die verwandte Natur erkannt. Es bedurfte nur einer Begegnung und die beiden Männer schlossen Freundschaft mit einander. Doch wurde dieser Bund noch eine Weile durch die Katastrophe verzögert, die über Foucquet hereinbrach. Das Fest zu Vaux fand ein trauriges Nachspiel. König Ludwig führte den Minister mit sich in die Bretagne und liess ihn im September 1661 zu Nantes verhaften. Der weitere Verlauf ist bekannt. Foucquet wurde vor ein Gericht gestellt, das ihn zur Verbannung verurtheilte. Der König aber verschärfte den Spruch und schickte den Verhassten zu lebenslänglicher strengen Haft nach der Festung Pignérol.

Für La Fontaine endigte damit in jäher Weise eine glückliche Episode seines Lebens, denn er sah sich nach seines Gönners Sturz ohne Halt und Stütze. Doch er bewährte sich bei dieser Gelegenheit. Von den vielen Freunden, die Foucquet im Glück besessen hatte, blieb ihm im Unglück fast nur La Fontaine

---

*) A M. Foucquet, 1659.

**) Gedruckt erst 1671.

***) Siehe oben S. 133. François de Maucroix, geb. 1619, gest. 1708, war Domherr zu Reims und versuchte sich auch als Dichter. Seine Gedichte sind mehrmals mit den Werken La Fontaine's vereinigt herausgegeben worden. Eine besondere Ausgabe wurde von L. Paris, 1854, in zwei Bänden besorgt.

getreu. Dieser scheute sich nicht, mannhaft für den gestürzten Minister einzutreten. Als Foucquet noch mächtig gewesen war, hatte La Fontaine ein Gedicht begonnen, „Le songe de Vaux", in welchem er die Herrlichkeit dieses mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Landsitzes seines Gönners schildern wollte. Nach der Verhaftung Foucquet's mochte er die Arbeit nicht vollenden und veröffentlichte sie als Bruchstück in der Ausgabe seiner Werke vom Jahre 1671. Manch andrer hätte das Gedicht aus Vorsicht unterdrückt, denn der ehemalige Besitzer von Vaux schmachtete damals noch im Kerker. Doch La Fontaine fürchtete den Unwillen des Königs nicht. Er fügte dem Abdruck sogar noch ein Fragment bei, das eine Klage um den von der Welt längst vergessenen Foucquet erhob*). Auch früher schon hatte er seiner Trauer einen lauten und beredten Ausdruck gegeben. In der Elegie „an die Nymphen von Vaux" (1661) heisst es: „Das Schicksal ist zufrieden, Oronte ist unglücklich!" Dann wird die Verödung von Vaux geschildert, wo auf das Gedränge von Wagen, auf den Lärmen der emsigen Höflinge mit einem Mal Schweigen und Einsamkeit gefolgt sind, und schliesslich bittet der Dichter die Nymphen des Orts, sie möchten ihre Stimmen zu Gunsten Oronte's erheben, wenn der König einmal in ihre Nähe käme. Sie möchten denselben an das Beispiel Heinrich IV. erinnern, der den Wunsch nach Rache verlor, sobald er die Macht dazu hatte. „Das Unglück macht unschuldig!" ruft er aus**).

Zwei Jahre später wandte sich La Fontaine in einer Ode direkt an den König und bat um Gnade für Foucquet. Je unumschränkter seine Macht sei, um so engere Grenzen müsse er seinem Zorn ziehen, sagte er dem Monarchen. Er erinnerte ihn

---

*) Le Songe de Vaux, II:

Je soupire en songeant au sujet de mes veilles.
Vous m'entendez, Ariste, et d'un coeur généreux
Vous plaignez comme moi le sort d'un malheureux.
Il déplut à son roi; ses amis disparurent;
Mille voeux contre lui dans l'abord concoururent.
Malgré tout ce torrent, je lui donnai des pleurs;
J'accoutumai chacun à plaindre ses malheurs.

**) Aux nymphes de Vaux:

Et c'est être innocent que d'être malheureux.

an die Dienste, die ihm Foucquet geleistet habe. Wenn aber Ludwig den Minister doch für schuldig halte, so wolle dieser nicht auf seiner Unschuld beharren, — ein Wort, gegen das Foucquet aus seiner Haft protestirte*).

Für La Fontaine selbst aber war nach der Verurtheilung des Ministers kein Platz mehr in Paris, und er kehrte nach Château-Thierry zurück, wo er wieder ein paar Jahre verlebte.

Um jene Zeit verkaufte er, wie schon oben erwähnt wurde, sein Amt, woraus man vielleicht schliessen darf, dass er aufs Neue mit pekuniären Verlegenheiten zu kämpfen hatte. Doch blieb er nicht lang ohne mächtigen Schutz. Der Herzog von Bouillon vermählte sich im Jahre 1662 mit der jüngsten Nichte Mazarin's, Marie Anne Mancini, und als er bald darauf mit anderen französischen Edelleuten nach Oesterreich ging, um unter Montecuculi gegen die Türken zu kämpfen, erhielt die junge Herzogin die Weisung, sich während der Abwesenheit ihres Gemahls nach Château-Thierry zurückzuziehen. La Fontaine war dem Herzog schon von früher her bekannt. Er hatte ihn in einer misslichen Angelegenheit um seine Fürsprache gebeten. Die Regierung hatte nämlich eine Kommission niedergesetzt, welche die Adelsansprüche der verschiedenen Familien genau zu prüfen hatte, und die häufigen Usurpationen des Adelstitels bestrafen sollte. Auch La Fontaine wurde vor dieses Tribunal citirt, weil er sich als „écuyer" bezeichnet habe. Seine Nachlässigkeit liess ihn den Termin versäumen, und er wurde abwesend zu einer Geldbusse von zweitausend Livres verurtheilt. Das geschah im Jahre 1662, und um nicht zahlen zu müssen, wandte er sich an den Herzog mit einer gereimten Epistel, in der er seine Unschuld betheuerte. Er lache über die eiteln Thoren, die sich für adelig ausgäben, ohne es zu sein. Aber während er „schlafend, träumend, umherstreifend" in der Champagne geweilt habe, sei er verurtheilt worden. Er schloss mit einer huldigenden Wendung für die Herzogin, die er aber nicht weiter kannte, wie es scheint.

Ueber den Erfolg dieser Epistel haben wir keine sichere Nachricht, doch ist anzunehmen, dass die Verwendung des Herzogs

*) Siehe den Brief La Fontaine's an Foucquet vom 30. Jan. 1663.

nicht fruchtlos geblieben ist. Als dann die jugendliche Herzogin nach Château-Thierry kam und sich in dem Städtchen langweilte, musste ihr ein Mann, wie La Fontaine, willkommen sein, und er war denn auch bald ein gern gesehener ständiger Gast im herzoglichen Schloss*). Es ist ein Beitrag zur Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts, dass La Fontaine seine ersten „Erzählungen" schrieb, um die Herzogin und ihren Kreis zu unterhalten. Diese „Contes et Nouvelles" übertrafen durch ihre feine und boshafte Sprache, durch ihre gewandte und leichte Darstellung alle Gedichte dieser Art, die man in Frankreich kannte. Aber sie waren auch so ziemlich das Frechste, was die französische Dichtung des 17. Jahrhunderts aufzuweisen hatte, — und dieser Umstand schadete ihnen nicht. Was man sich überhaupt erlauben durfte, zeigte Roger de Bussy-Rabutin (1618—1693), ein Vetter der Marquise de Sévigné, der sich gerade damals mit seinem niederträchtigen Buch, der „Histoire amoureuse des Gaules", vorwagte. Er nannte dasselbe einen historisch-satirischen Roman, während es doch in der That nichts andres als das werthlose Pamphlet eines cynischen Geistes ist. Bussy erzählte darin von vornehmen Damen seiner Zeit, die er mit Namen nannte, genau schilderte und deren Liebschaften und Abenteuer er in seiner Art übertrieb oder gar ganz erfand. Selbst Frau von Sévigné verleumdete er in frecher Weise, aus Rache dafür, dass sie seine Bewerbung abgewiesen hatte**). So kann denn der Erfolg der La Fontaine'schen „Contes" um so weniger auffallen, da sie die gleiche Frivolität besassen, aber durch keine persönlichen Angriffe verletzten.

Im Jahr 1664 kehrte die Herzogin nach Paris zurück, und was war natürlicher, als dass sie auch La Fontaine in ihrem Gefolge mitnahm? So erschien dieser zum zweitenmal in der Hauptstadt, in der er nun seinen ständigen Aufenthalt nehmen sollte.

---

*) Die Herzogin war 1639 geboren, zur Zeit ihrer Heirath also 23 Jahre alt. Sie starb 1714.

**) Die „Histoire amoureuse des Gaules" cirkulirte anfangs im Manuskript; Bussy-Rabutin wurde ein Jahr in die Bastille gesetzt, dann auf seine Güter in Burgund verwiesen. Gedruckt erschien die Histoire 1665 zu Lüttich.

Schon früher, als er noch im Dienste Foucquet's stand, hatte er mit Racine Bekanntschaft gemacht. Racine war sein Landsmann, dessen Geburtsort La Ferté Milon liegt nahe bei Château-Thierry. Sie hatten manche lustige Stunde mit einander verlebt, bis ihr Geschick sie im Jahr 1661 getrennt hatte. La Fontaine hatte nach Château-Thierry zurückkehren müssen, und Racine war in das Languedoc gereist, wohin ihn die Hoffnung auf eine schöne Pfründe lockte. Nun trafen sie wieder in Paris zusammen, denn Racine war ohne Pfründe heimgekehrt, hatte sich ganz der Poesie gewidmet und bereits seine erste Tragödie, die „Thébaide", auf der Bühne Molière's aufführen lassen. La Fontaine machte darum bald auch mit diesem letzteren und mit Boileau Bekanntschaft, und wir wissen bereits, wie intim die Freundschaft der vier Männer ward, welch' grossen Einfluss dieselbe auf die Entwicklung der französischen Literatur ausübte*).

Von den „Contes" erschien zuerst „Joconde", dann eine ganze Sammlung (1665). Entgegen dem herrschenden Geschmack, griffen sie auf die alten französischen Fabliaux zurück, und fanden solchen Beifall, dass La Fontaine schon ein Jahr später mit einer weiteren Folge auftreten konnte. Er wolle die freundliche Zustimmung, die den ersten Erzählungen zu Theil geworden sei, benutzen, sagte er in der Vorrede. Den Vorwurf, dass sie lasciven Inhalts seien, glaubte er einfach mit dem Satz zu entkräften, dass die Natur solcher Erzählungen dies mit sich bringe. Schon Horaz habe diese Behauptung aufgestellt, und wenn man ihn verdamme, müsse man auch Ariost und die Alten verurtheilen.

Diese Vertheidigung ist zwar schwach, aber La Fontaine hätte sich bei seinem Publikum gar nicht zu entschuldigen brauchen. Nur wenig missbilligende Stimmen liessen sich hören, und diese verhallten in dem Koncert von Lobsprüchen und Aeusserungen des Ergötzens. Wie immer, fand der Dichter auch damals besondere Freundschaft in der Frauenwelt. Im Jahr 1667 ernannte ihn die Witwe Gaston's von Orléans, Margarethe von Lothringen, zu ihrem Kammerherrn, und gewährte ihm damit wieder die Möglichkeit,

---

*) Siehe den vorhergehenden Abschnitt, S. 134 ff.

ganz seiner Neigung zu leben. In dieser neuen Stellung veröffentlichte er im Jahr 1668 die ersten Bücher seiner Fabeln. Er hatte damals schon die Höhe des Mannesalters erreicht, denn er zählte 47 Jahre. In Abschriften waren schon manche vorher bekannt gewesen. Nun widmete er die Sammlung dem Dauphin, der ungefähr sieben Jahre alt war. Gleichzeitig mit diesen Fabeln hatte er einen Roman geschrieben, „Les amours de Psyché", der im folgenden Jahr erschien und seiner vornehmen Freundin, der Herzogin von Bouillon, zugeeignet war. Wenn er aber gehofft hatte, in seiner Stellung bei der Herzogin von Orléans für sein Leben lang gesichert zu sein, sah er sich bald durch den Tod derselben (1671) aus seinen Träumen gerissen. Der Hofhalt der verstorbenen Fürstin wurde aufgelöst, und was sollte der arme La Fontaine nun thun? In dieser Verlegenheit bot ihm eine seiner Freundinnen, die Marquise de La Sablière, eine neue Heimat in ihrem Haus, und La Fontaine nahm ohne Zögern an.

Die Marquise de La Sablière gehörte zu den hervorragendsten Frauen der französischen Aristokratie. Sie vereinigte die auserlesenste Gesellschaft bei sich, und setzte die Traditionen des Hôtels de Rambouillet fort, ohne in die Uebertreibungen der Precieusen zu verfallen*). Wie sie La Fontaine zu sich einlud, hatte sie auch Bernier, dem bekannten Reisenden, ein Obdach und sorgenfreies Leben gewährt. Ueber zwanzig Jahre, bis zu ihrem Tode, blieb La Fontaine ihr Gast, und ihre Freigebigkeit sicherte ihn vor jeder materiellen Sorge. Er lebte ganz nach seinem Gefallen, nur seinem Vergnügen, seiner Lektüre, seiner Muse. Von Zeit zu Zeit schrieb er ein Gedicht, ein Lustspiel, ein Paar Fabeln, die er mit grösster Sorgfalt feilte. In den Jahren 1678 und 1679 konnte er Buch 7—11 der Fabeln veröffentlichen; zu derselben Zeit schrieb er für Lulli, den bekannten Komponisten, das Textbuch zu einer Oper „Daphné", das aber Lulli nicht annahm und durch seine Weigerung den erbosten Dichter zu der Satire „Le Florentin" bewog. Die beiden Männer versöhnten sich indessen bald wieder, und La

*) Ueber den Ton in ihrer Gesellschaft siehe den Abschnitt: „Der Hof und die Stadt", S. 115.

Fontaine schrieb später noch einige Prologe zu Lulli'schen Opern. Ueberhaupt erwachte damals wieder die alte Neigung zu dramatischen Arbeiten in ihm. Er vergass die gute Lehre, die schon Boileau gegeben hatte und die er selbst in einer seiner Fabeln vortrug, dass ein jeder innerhalb der Grenzen seiner Begabung bleiben möge*), und begann an einer Tragödie „Achille" zu arbeiten. Zum Glück hatte er in Maucroix einen Freund, der ihm die Wahrheit zu sagen wagte, und ihm von dem Unternehmen abrieth. La Fontaine folgte dem Freund und brach seine Arbeit ab, schrieb aber dafür eine Reihe von Lustspielen und dramatischen Scenen, „Galatée" (1682), „Astrée" (eine lyrische Tragödie in 3 Akten mit Musik von Collasse, die erst 1691 zur Aufführung gelangte und wenig Erfolg hatte), „Ragotin", Lustspiel in 5 Akten (1684), „Le Florentin" in einem Akt (1685). Im Jahr 1688 liess er noch das Stückchen „La coupe enchantée" und 1693 „Je vous prends sans vert" folgen. Diese Arbeiten, von welchen La Fontaine die vier letzten in Verbindung mit dem Schauspieler Champmeslé schrieb, haben keinen Werth und werden nur der Vollständigkeit halber hier erwähnt. Ebenso nichtssagend ist auch das grössere Gedicht „Le quinquina", das er auf Wunsch der Herzogin von Bouillon verfasste (1682).

Die wohlthätige Kraft der Chinarinde war kurz zuvor in Europa bekannt geworden. König Ludwig hatte dem Engländer Talbot das Geheimniss ihrer Verwendung zum Besten der Leidenden abgekauft; doch waren die Meinungen über den Werth des neuen Mittels im Kreis der Aerzte wie bei dem Publikum sehr getheilt Die Herzogin, eine eifrige Lobrednerin der Chinarinde, glaubte durch eine Publikation, die in populärem Ton gehalten wäre, der Sache nützen zu können, und La Fontaine erfüllte ihr Begehren.

Durch Arbeiten solcher Art wuchs sein literarischer Ruhm nicht. Ueberhaupt blieb derselbe nicht unbestritten. Auch König Ludwig liebte den Dichter nicht, wenn er ihn auch in Versailles

---

*) Fables IV, 5 „l'âne et le petit chien":

Ne forçons point notre talent;
Nous ne ferions rien avec grâce.

empfing, um sich die Fabeln überreichen zu lassen, und ihn reichlich beschenkte. Die beiden Männer bildeten doch in ihrem ganzen Wesen einen zu grossen Gegensatz, als dass sie einander hätten würdigen können.

Im Jahr 1683 wurde durch den Tod Colbert's ein Sitz in der Akademie frei, und sowohl La Fontaine als auch Boileau bewarben sich um ihn. Jeder von ihnen hatte seine entschiedenen Gegner. Die Widersacher La Fontaine's betonten die Immoralität der „Contes", von welchen die zuletzt erschienenen die ersten an Ausgelassenheit noch überboten. Hatte doch selbst die Polizei im Jahr 1675 den Verkauf einer neuen Serie untersagt*).

Den Verfasser solcher Gedichte in die Akademie zu berufen, widerstrebte vielen, und La Fontaine wäre wohl unterlegen, wenn er einen anderen Mitbewerber als Boileau gehabt hätte. Diesem aber konnten viele Akademiker seine Satiren nicht verzeihen, in welchen sie persönlich angegriffen waren, oder wenigstens ihre literarische Richtung verspottet sahen. So kam es, dass La Fontaine schliesslich doch gewählt wurde, obgleich man wusste, dass der König Boileau's Wahl wünschte. Ludwig verschob denn auch die Bestätigung des neuen Akademikers, bis abermals ein Sitz erledigt war und die Akademie Boileau berief. Dann erfolgte die königliche Zustimmung zu den beiden Wahlen.

In der feierlichen Sitzung am 2. Mai 1684, in der La Fontaine in die Akademie aufgenommen wurde, feierte er in der üblichen, übrigens diesmal kurzen Rede, Richelieu als den Stifter und König Ludwig als den Protektor der Akademie. Er pries des letzteren Tugenden, unter ihnen auch, nicht ohne Anflug von Ironie, die Grazie, mit der er eine Bitte abzuschlagen verstehe.

Der Direktor der Akademie, Abbé de La Chambre, liess La Fontaine in seiner Entgegnung volle Gerechtigkeit zu Theil

---

*) In dem Erlass des Polizei-Lieutenants La Reynie vom 5. April 1675 heisst es: „attendu que ce petit livre est imprimé sans aucun privilége ni permission, qu'il se trouve rempli de termes indiscrets et malhonnêtes, et dont la lecture ne peut avoir d'autre effet que celui de corrompre les bonnes moeurs et d'inspirer le libertinage". Die Erzählungen waren angeblich zu Mons, in der That aber wahrscheinlich zu Paris gedruckt. Natürlich war das Verbot die beste Reklame für sie.

werden. Aber er mahnte ihn auch an die Pflicht des Akademikers, niemals das sittliche Gefühl zu beleidigen und das eigene Leben stets fleckenlos zu bewahren. Zum Schluss der Feier las La Fontaine ein Gedicht vor, seinen „Discours à Mme de La Sablière", der eine offene Selbstkritik des Dichters enthält und uns deshalb noch einmal weiter unten beschäftigen wird. Er gab darin halb und halb das Versprechen, keine lasciven Geschichten mehr zu schreiben, was ihn jedoch nicht abhielt, schon im Jahr 1685 ein neues Buch seiner „Contes" folgen zu lassen*). Bedenkt man, dass La Fontaine damals vier und sechzig Jahre alt war, so erscheint die lüsterne Frechheit dieser späten Gedichte geradezu widerwärtig.

Schon bevor La Fontaine die erwähnten Verse an Mme de La Sablière richtete, hatte sich diese einem strengen Leben zugewandt und, ohne dem weltlichen Verkehr ganz zu entsagen, ihre Sorge dem Hospital der „Incurables" gewidmet, für deren Kranke sie sorgte und wo sie die grösste Zeit verbrachte. La Fontaine wohnte zwar auch ferner in ihrem Haus, allein er fand dort nicht mehr die Anregung wie sonst, und suchte anderswo seine Unterhaltung. Er kam nun öfters in die frivole und ausschweifende Gesellschaft der Prinzen Vendôme, die sich in deren Palais, dem Temple, dem alten Gebäude der Tempelherren, zusammenfand. Wie diese einige Jahre später auf den jugendlichen Voltaire einen verderblichen Einfluss ausübte, so war sie auch für den

---

*) Discours à Mme de La Sablière:

J'entends que l'on me dit: Quand donc veux tu cesser?
— — — — — — — — — — — — — — —
Tu changes tous les jours de manière et de style;
Tu cours en un moment de Térence à Virgile:
Ainsi rien de parfait n'est sorti de tes mains.
Eh bien! prends, si tu veux, encor d'autres chemins;
Invoque des neuf Soeurs la troupe toute entière;
Tente tout, au hasard de gâter la matière:
On le souffre, excepté tes contes d'autrefois.
J'ai presque envie, Iris, de suivre cette voix.

In der Einleitung zur ersten Erzählung („la clochette") des 5. Buchs der „Contes" sagt er sogar ausdrücklich:

J'avais juré, même en assez beaux vers,
De renoncer à tout conte frivole.

alternden La Fontaine kein Gewinn. Daneben schloss sich der Dichter an einen jungen Parlamentsrath d'Hervart und dessen Frau an und war ihr gern gesehener und häufiger Gast, zumal in ihrem Landhaus zu Bois-le-Vicomte.

Zu Ende des Jahres 1692 verfiel La Fontaine in eine Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte und eine völlige Sinnesänderung bei ihm bewirkte. Die Furcht vor dem Jenseits überkam ihn; Mme de La Sablière und Racine drängten zur Bekehrung, und ein junger Geistlicher, Abbé Pouget, wusste den Greis durch seine eindringliche Beredsamkeit, durch das Gemälde, das er ihm von der Sündhaftigkeit seines Lebens entwarf, vollends zu gewinnen. La Fontaine, dessen Philosophie nie sehr gross gewesen war, ging in sich, bekehrte sich, und als er wider Erwarten gesundete, lebte er fortan bussfertig und fromm, trug auch, um sich zu kasteien, ein härenes Hemd auf dem Leib. Man hat seine reuevolle Umkehr öfters als einen schönen Abschluss seines Lebens gepriesen. Wir gestehen, dass sie auf uns eher den entgegengesetzten Eindruck macht. Nach leicht und lustig verbrachtem Leben am Rand des Grabes plötzlich in ängstlichem Thun sich abmühen, um den Himmel zu versöhnen, verräth Mangel an Einsicht oder Schwäche des Charakters. La Fontaine's Bekehrung war gewiss aufrichtig, aber erinnert doch zu sehr an das Sprichwort von den alten Betschwestern.

Nach seiner Genesung beschäftigte er sich mit der Uebersetzung einzelner Psalmen, dichtete fromme Stanzen über die Unterwerfung unter Gottes Willen und verfasste nebenher ein zwölftes Buch Fabeln (1694), das er dem Sohn des Dauphin, dem Herzog von Bourgogne, widmete*).

---

*) Louis duc de Bourgogne, geb. zu Versailles 6. August 1682, war also damals zwölf Jahre alt. Er war der Zögling Fénelon's und starb den 18. Februar 1712. Die „Nouvelle Revue" brachte in ihrer Lieferung vom 15. Mai 1882 sechs noch ungedruckte Fabeln mit einer Vorrede und einem kritischen Nachwort von Louis Pauliat. Der Herausgeber glaubt diese Fabeln, die sich in einer früher der Bibliothek des Königs gehörigen Handschrift finden, La Fontaine zuschreiben zu können. Doch hat er seine Vermuthung durch nichts glaubhaft gemacht. Siehe u. a. den Artikel von L. G. in der Augsb. „Allg. Zeit." vom 31. Mai 1882, Beilage, und Ménard, La Fontaine et Mme de Villedieu, Paris 1882.

Im Jahr 1693 starb Mme de La Sablière, und La Fontaine sah sich plötzlich wieder ohne Obdach. Sein Freund d' Hervart kam darum sogleich zu ihm und bot ihm sein Haus an. „J'y allais", war die naive Antwort: „Ich wollte gerade zu Ihnen gehen." Dieses Wort charakterisirt den liebenswürdigen egoistischen Fabeldichter aufs beste. Im Haus seines Freundes d'Hervart verschied er am 13. April 1695.

Die vorstehende Skizze seines Lebens könnte genügen, um La Fontaine's Wesen zu verstehen. Allein der Dichter hat so oft von sich selbst gesprochen und jedesmal mit so gewinnender Offenheit, dass man ihn direkt befragen muss, wenn man sich ein Bild von ihm machen will. In dem „Discours à Mme de La Sablière" charakterisirt er sich selbst folgendermassen:

Die echten Freuden wusst' ich nie zu achten,
Und unser schönstes Gut hab' ich missbraucht.
Selbst in der Blüte meiner Jahre hatt' ich
Nur Sinn für Lust und leichte Plauderei.
Mich fesselten, was schlimmer als die Pest,
Roman und Spiel, das selbst die Besten oft
Vom rechten Pfade abzulenken weiss.
Die schönsten Jahre meines Lebens gab ich
Als Beute andern Leidenschaften hin,
Die einem Weisen gleich verderblich scheinen*).

Er könnte sich retten, fügt er begütigend hinzu, wenn er die Lehren seiner Freundin befolgte, und festen Sinnes wäre, gleich ihr, allein er kenne seine Natur:

Und nicht zu irren, übersteigt die Kräfte**).

---

*) Discours à Mme de La Sablière, v. 16 ff.:

Des solides plaisirs je n'ai suivi que l'ombre;
J'ai toujours abusé du plus cher de nos biens.
Les pensers amusants, les vagues entretiens,
Vains enfants du loisir, délices chimériques;
Les romans et le jeu, peste des républiques,
Par qui sont dévoyés les esprits les plus droits,
Ridicule fureur qui se moque des lois;
Cent autres passions, des sages condamnées,
Ont pris comme à l'envi la fleur de mes années.

**) Ibid. v. 43:

Ne point errer est chose au-dessus de mes forces.

Er gesteht es offen ein:

Leicht bin ich ja und flatt're nur umher,
Von einer Blume weiter zu der andern.
Zu vielen Freuden such' ich etwas Ruhm.
Vielleicht stünd' ich im Reich der Dichtung höher,
Wenn ich auf eine Gattung mich beschränkt.
Jedoch ich bin im Lied wie in der Liebe
Gleich unbeständig*).

In demselben Sinn verfasste er sich eine Grabschrift, die mit naivem Humor besagt:

Jean ging, so wie er einst gekommen war.
Der schnöde Mammon macht' ihm keine Qual,
Und er verzehrte Zinsen, Kapital.
Doch trefflich wusst' er seine Zeit zu nutzen.
Die Hälfte brauchte er, um nichts zu thun,
Die andre Hälfte — davon auszuruhn**).

Die gewöhnliche Tradition schildert La Fontaine als unpraktisch, träumerisch und zerstreut; als einen Menschen, der, seines Genius nicht bewusst, seine Kräfte fast wie im Traum gebraucht habe. Diese an sich schon unglaubliche Behauptung hat Saint-Marc Girardin in seinem Buch über La Fontaine bereits widerlegt***). Dass er träumerisch und nachlässig war, hat er selbst mehr als einmal zugegeben. Aber schon der Umstand,

*) Ibid. v. 69 ff.:
Je suis chose légère, et vole à tout sujet;
Je vais de fleur en fleur et d'objet à objet;
A beaucoup de plaisirs je cherche un peu de gloire.
J'irais plus haut peut-être au temple de Mémoire,
Si dans un genre seul j'avais usé mes jours;
Mai quoi! je suis volage en vers comme en amours.

**) Epitaphe de La Fontaine, par lui-même:
Jean s'en alla comme il était venu,
Mangea le fonds avec le revenu,
Tint les trésors chose peu nécessaire.
Quant à son temps, bien le sut dispenser.
Deux parts en fit, dont il soulait passer
L'une à dormir, l'autre à ne rien faire.

***) La Fontaine spricht selbst in einer Fabel (XII, 9) von seiner langsamen sorgfältigen Arbeit:
Je fabrique à force de temps
Des vers moins sensés que sa prose.

dass er ein Liebling der Damen wurde, und überall Freunde und Beschützer fand, beweist doch, dass er nicht gar so unpraktisch und schwerfällig war, sondern dass er es verstand, die Menschen für sich zu gewinnen, sobald es ihm nur der Mühe werth schien.

Bemerkenswerth ist es noch, wie La Fontaine, der immer auf Kosten andrer lebte, doch seine Unabhängigkeit bewahrte. Es schien immer, als erwiese er jenen, die ihn aufnahmen, eine Wohlthat. Er liess sich suchen, so gern er auch bereit war, sich finden zu lassen. Selbst mit den Vornehmsten verkehrte er auf dem Fuss socialer Gleichheit, und seine Episteln zeigen, wie unbefangen er zu ihnen redete. In einem Brief an die Herzogin von Bouillon lobt er in keckem Vers ihren kleinen weissen Fuss, ihr langes braunes Haar und ihr Stumpfnäschen, das ihrem schönen Gesicht noch einen besonderen Reiz gebe*). Man könnte freilich denken, dass er der Frau, für die er seine „Contes" geschrieben hatte, auch ein solches Compliment sagen durfte. Aber seine Sprache war nicht minder frei, wenn er an andre Mitglieder der höchsten Aristokratie schrieb. So wandte er sich an den Marschall Turenne:

Warum denn, Herr, stets neue Kämpfe?
Und stets Gefahren? Glaubt Ihr etwa
Niemals zu sterben? Da doch alles
Vergeht und selbst die Helden schwinden!**).

In gleicher Weise vertraulich redete er in seinen Briefen die Herzoge von Vendôme und Conti an. Befremdend aber wirkt es auf uns, wenn er in einer Epistel aus dem September 1689 den ersteren, der damals an der Spitze der Rheinarmee stand,

---

*) Lettre à Mme la duchesse de Bouillon, juin 1671:

Peut-on s'ennuyer en des lieux
Honorés par les pas, éclairés par les yeux
D'une aimable et vive princesse,
A pied blanc et mignon, à brune et longue tresse?
Nez troussé c'est un charme encor, selon mon sens;
C'en est même un des plus puissants.

**) Epître à Mr. de Turenne (1674):

Hé quoi! seigneur, toujours nouveaux combats!
Toujours dangers! Vous ne croyez donc pas
Pouvoir mourir? Tout meurt, tout héros passe.

wegen seines Mitgefühls mit den unglücklichen Bewohnern der grausam verwüsteten Pfalz tadelt:

Ihr beklagt das Volk am Rhein.
— — — — — — — — — —
Mars ist hart; vergoss'nes Blut
Ihm zumeist gefallen thut.
Selten sieht man, wie mir scheint,
Krieg und Mitleid eng vereint*).

Einige Commentatoren haben in diesen Worten den leisen Ausdruck des Bedauerns über die Thaten der französischen Armee gelesen. Man möchte ihnen gern beistimmen, allein es ist nicht möglich, denn La Fontaine sagt weiterhin:

Glaubt Ihr, es wär' angenehm,
Wenn der Deutsche zu uns käm'?
Lieber zieh der Türk in's Feld,
Als dass Deutsche unsern Wein,
Und in Frankreich selbst, entweihn! **).

Da gefällt uns der Brief des Herzogs von Montausier besser, der um jene Zeit an den Dauphin schrieb: „Monseigneur, ich gratulire Ihnen nicht zur Eroberung von Philippsburg. Sie hatten eine gute Armee, Bomben und Kanonen, dazu noch Vauban. Ich gratulire Ihnen auch nicht dazu, dass Sie Muth bewiesen haben. Diese Tugend ist in Ihrem Hause erblich, aber ich freue mich mit Ihnen, dass Sie edelmüthig und menschlich waren."

Vielleicht meinte es auch La Fontaine mit seinem Wort nicht so ernst, und es war ihm mehr darum zu thun, den Herzog

---

*) Lettre au duc de Vendôme:

Vous plaignez les peuples du Rhin.
— — — — — — — — — —
Mars est dur; ce dieu des combats
Même au sang trouve des appas.
Rarement voit-on, ce me semble,
Guerre et pitié loger ensemble.

**) Ibid.:

Aurions-nous des hôtes plus doux,
Si l'Allemagne entroit chez nous?
J'aime mieux les Turcs en campagne,
Que de voir nos vins de Champagne
Profanés par des Allemands.

zu erheitern. Aber auch diese Entschuldigung reicht nicht hin, ihn gegen den Vorwurf herzloser Witzelei zu schützen. Zudem erzählt er in demselben Brief mit Genugthuung, dass der König die „ketzerische dumme Hugenottenbrut" aus Frankreich verbannt habe. Seine Bemerkung war allerdings nur ein Echo der Stimmung, die bei einem grossen Theil der französischen Aristokratie vorherrschte, wie uns dies auch die Briefe der Sévigné offenbaren, denn von Natur war La Fontaine gutmüthig und that Niemand wissentlich weh.

La Fontaine hat seinen Weltruhm durch seine Fabeln gewonnen, und ihnen müssen wir noch einmal unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Fabel ist uralt. Wie die Metapher und das Gleichniss entstammt sie dem Wunsch, einen Gedanken durch ein lebendiges Bild oder ein drastisches Beispiel dem Verständniss näher zu bringen. Sie erzählt gewöhnlich ihre kleine Geschichte, um den Zuhörern eine gute Lehre einzuprägen. Man wird deshalb keine tiefen philosophischen Anschauungen, sondern klare praktische Weltweisheit, keinen hohen poetischen Flug und gewaltigen Geistesschwung, wohl aberMenschenkenntniss, Lebensklugheit und eine gewisse hausbackene Moral in ihr finden.

Schon bei den alten Indern war die Fabel beliebt. Auch die Juden kannten sie, wie die Erzählung vom Weinstock, dem Oelbaum und dem Dornbusch beweist. (Buch der Richter IX, 8—15.) Aus dem Orient kam sie zu den Griechen. Bei Hesiod findet sich die Fabel vom Sperber und der Nachtigall, und Aesop, der berühmteste Fabeldichter des Alterthums, war griechischer Abkunft. Viele Jahrhunderte nach Aesop lebte, wahrscheinlich zur Zeit des Kaisers Alexander Severus, der Grieche Babrias, dessen Fabeln erst in neuerer Zeit wieder aufgefunden wurden. Dass auch die Römer die Fabel kannten, sehen wir aus der Ueberlieferung, wonach Menenius Agrippa die empörten Plebejer durch die Geschichte von dem Magen und den Gliedern nach Rom zurückgeführt haben soll. Dann ist noch Phädrus zu nennen, der nicht wenig zur Beliebtheit der Fabeln beitrug, weil er sich bemühte, ihnen einen leichten poetischen Schmuck zu geben und sie zu kleinen Genrebildern umzugestalten. Auch Les-

sing dürfen wir nicht vergessen, wenn von Fabeldichtern die Rede ist. La Fontaine rühmt einmal die Macht der Fabel. Er erzählt die Anekdote von dem athenischen Redner Demades, der sich vergebens bemühte, die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger zu erwecken, und sie von den gefährlichen Plänen Philipp's von Macedonien zu überzeugen. Niemand hörte auf ihn. Da änderte er plötzlich seinen Ton und begann von Ceres zu erzählen, die eines Tags mit einem Aal und einer Schwalbe auf die Reise ging. Unterwegs kamen sie an einen Fluss. Die Göttin setzte den Fisch ins Wasser, dass er hinüberschwamm, und liess die Schwalbe zum andern Ufer fliegen. Als Demades in seiner Erzählung so weit gekommen war, hielt er inne. Das Volk aber rief ihm voll Spannung zu: Und was that Ceres? — Warum fragt ihr nicht, was Philipp thut? rief Demades, und erreichte dadurch, dass ihm die Versammlung nun auch für seine politische Rede Gehör schenkte. „Wir handeln nicht anders" meint La Fontaine. „Ich selbst würde mir jetzt gleich mit Vergnügen die Geschichte von der Eselshaut erzählen lassen. Die Welt ist alt, sagt man. Ich will es glauben, aber unterhalten muss man sie noch gleich einem Kind *)".

Jeder der oben genannten Fabeldichter hatte seine besondere Manier des Vortrags. Aesop verfasste seine Fabeln in Prosa und so kurz wie möglich, denn er legte das Hauptgewicht auf die Moral, die sich am Schluss aus ihr ergab. In Versen und etwas breiter ausgeführt schrieb Phädrus seine kleinen Geschichten.

Die Frage, welche Art der Behandlung die richtige sei, ist schon öfters besprochen worden. Boileau's Freund Patru verlangte, dass die Fabeln nach dem Vorbild der Aesopischen so knapp als möglich gehalten würden, und rechnete sie gar nicht zur Poesie, eine Ansicht, in der er wahrscheinlich mit Boileau

---

*) La Fontaine, Fables VIII, 4 „le pouvoir des fables":

Nous sommes tous d'Athènes en ce point; et moi-même
Au moment que je fais cette moralité,
Si Peau-d'âne m'étoit conté,
J'y prendrois un plaisir extrême.
Le monde est vieux, dit-on: je le crois; cependant
Il le faut amuser encor comme un enfant.

übereinstimmte. Dass Lessing ähnlich urtheilte, und sich auch gegen die poetische Behandlung der Fabel aussprach, ist bekannt. „Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willst das Gewürze würzen," sagt er in der ersten seiner Fabeln. Der Einwand scheint uns nicht stichhaltig zu sein, da er ebenso gut auf andre Gattungen der Poesie, z. B. das Drama angewandt werden könnte, und in der That auch angewandt worden ist. La Fontaine vertrat die andere Richtung, jene, die schon Phädrus, wenn auch nicht so entschieden und mit solchem Erfolg, eingeschlagen hatte. Nicht in der Erfindung oder der Moral seiner Fabeln liegt La Fontaine's Verdienst, sondern in der Art, wie er sie vortrug. Den Stoff seiner Fabeln hat er ja zum grössten Theil andern Fabeldichtern entlehnt, und diejenigen Fabeln, die er selbst ersonnen hat, gehören nicht gerade zu den besten. Aesop und Phädrus boten ihm Anregung, er fand sie in den Fabeln des weisen Brahmanen Bilpay, bei Lokman dem Araber, bei den Italienern Abstenius (Bevilaqua) Poggius, Guicciardini, ebenso in den Fabliaux und bei den älteren französischen Dichtern Despériers, Rabelais, Régnier und noch vielen andern. Bei Aesop freilich fand er am meisten; er hat nicht weniger als neunzig Aesopische Fabeln bearbeitet, und sagt darum auch in seiner Widmung an den Dauphin:

Je chante les héros dont Ésope est le père.

La Fontaine fand übrigens die Fabel schon als beliebte Gattung zu seiner Zeit vor. Sie entsprach dem damals herrschenden Geschmack, da sie gleich den Epigrammen, Madrigalen und Sonnetten darnach strebte, einem Gedanken in knappster Form prägnanten Ausdruck zu geben. Benserade, Perrault, Furetière, Pellisson hatten schon vor La Fontaine mit ihren Fabeln Beifall gefunden. Ménage und andre hatten sogar lateinische Fabeln gedichtet, aber erst La Fontaine gelang es, der bescheidenen Gattung wieder zur vollen Anerkennung zu verhelfen.

Seine Fabeln erwarben ihren unbestrittenen Ruhm, weil sie nicht einzig darauf ausgingen, eine Lehre der Moral vorzutragen. Ist doch bei vielen seiner Fabeln, und den besten, eine moralische Nutzanwendung gar nicht möglich. La Fontaine griff oft in

das volle Menschenleben hinein, das er in treffenden Skizzen, wunderbaren Miniaturbildern zur Anschauung brachte, ohne dabei an moralische Lehren zu denken.

Nehmen wir gleich die erste Fabel, von der Grille und der Ameise. Eine Moral liegt kaum darin, wohl aber bietet sie das Bild eines Verschwenders und eines Geizhalses. In wenigen Versen entrollt sich vor uns eine wahre Lustspielscene. Die leichtsinnige Grille erscheint demüthig vor Frau Ameise und bittet um ein Darlehn. Sie verspricht — natürlich auf Ehrenwort, foi d'animal! — alles gewissenhaft zurückzuzahlen. Aber die Ameise leiht nicht gern aus.

La fourmi n'est pas prêteuse.
C'est là son moindre défaut.

Das klingt so einfach, aber La Fontaine besitzt das Geheimniss, mit wenig Strichen ein charakteristisches Porträt zu zeichnen. So hier, wo man die alte Wucherin lebendig vor sich sieht.

„Ja, was triebt ihr denn den ganzen Sommer?" fragt sie streng. Die Grille macht sich immer kleiner und wird gar bescheiden:

Nuit et jour, à tout venant,
Je chantais, ne vous déplaise.

Diese Antwort erfüllt die Geizige mit Genugthuung. Jetzt hat sie den Vorwand gefunden, um abzuschlagen. Man hört die hämische Freude in ihren Worten:

Vous chantiez! J'en suis fort aise
Eh bien — dansez maintenant!

Man hat dem Fabeldichter bei dieser und andern Fabeln den Vorwurf gemacht, dass er die Thiere nicht immer naturgetreu schildere, z. B. von der Grille sage, dass sie auch nicht das kleinste Würmchen zur Stillung ihres Hungers gefunden habe. Sollte La Fontaine nicht gewusst haben, dass die Grille andre Nahrung braucht? Möglich ist es, denn gerade diese Fabel fällt wegen ihrer Verstösse gegen die naturgeschichtliche Wahrheit auf. Man hat ihm Zeile für Zeile nachgewiesen, welche Fehler er begangen hat, dass die Grille nicht den ganzen Sommer lang lebt, dass sie,

wenn der rauhe Herbstwind kommt, schon todt ist, dass sie sich von Pflanzensaft nährt, dass die Ameise dagegen keine Frucht sammelt und durchaus nicht verdient, als hartherzig und boshaft dargestellt zu werden.

Das ist nun freilich des Irrthümlichen viel in einer einzigen kleinen Fabel. Man könnte eine ganze Liste von solchen falschen Zügen aufstellen, und hat auch in pedantischem Eifer den Dichter darob mit schulmeisterlichem Ton zurechtgewiesen. Man hat ihm vorgehalten, dass er sagt, die Ameise nähre sich von Strohhalmen *), der Affe habe vier Füsse, da er doch vier Hände hat. Der Gartenfreund, der den Bären zum Mahle einlädt, entschuldigt sich, dass er ihm nur Milch und Früchte anbiete — und hätte doch in der Schule schon lernen müssen, dass dies gerade Leckerbissen für Meister Petz sind **). Man hält La Fontaine ferner vor, wie sehr er in der bekannten Fabel vom Wolf und dem Lamm gefehlt habe. Ein Lamm habe überhaupt nicht viel Durst, ein Lämmchen, das noch an der Mutter trinke, gehe nicht allein zum Bach. Ueberhaupt behandle der Dichter den Wolf viel zu schlecht.

Gewiss, es wäre besser, wenn alle Fabeln die Wissenschaft respektirten. Doch macht der Fabeldichter niemals darauf Anspruch, ein Lehrbuch der Zoologie zu geben, und La Fontaine kehrte sich noch weniger an die Naturgeschichte als die alten Fabeldichter. Ist das wirklich ein Verbrechen? In der Thiersage genügt es doch wohl, wenn der Charakter der Thiere im Allgemeinen beibehalten ist. Es wäre störend, wenn der Affe als

---

*) Fables IV, 3 „la mouche et la fourmi“:

Pendant que celle-ci, chétive et misérable,
Vit trois jours d'un fétu qu'elle a traîné chez soi.

**) Fables VIII, 10 „l'ours et l'amateur des jardins“:

„Seigneur,
Vous voyez mon logis; si vous me vouliez faire
Tant d'honneur que d'y prendre un champêtre repas,
J'ai des fruits, j'ai du lait: ce n'est peut-être pas
De nos seigneurs les ours le manger ordinaire.
Mais j'offre ce que j'ai.“

Man vergl. noch den Aufsatz von Paul de Rémusat „La Fontaine naturaliste“ in der Revue des deux mondes, 1 déc. 1869.

plump, der Fuchs als dumm hingestellt wäre, aber in den Details darf sich die Fabel doch Freiheiten erlauben, — da sie ja nicht bestehen könnte, wenn sie sich nicht von Anfang an in Widerspruch mit der Naturwahrheit setzte und die Thiere reden, sie gleich den Menschen denken und handeln liesse. Ja wir können noch einen Schritt weiter gehen. Der Fabeldichter will gar keine Thiere schildern, sondern Menschen. La Fontaine besonders führt alle Stände der menschlichen Gesellschaft, vom König angefangen bis herab zum Bauer, in seinen Fabeln vor, und gar oft sehen wir in ihnen, wie in einem Spiegelbild des Lebens, dass Unrecht und Gewalt in der Welt den Sieg davon tragen. Diese Lehre gibt z. B. die schon oben erwähnte Fabel von dem Lamm, das von dem Wolf zerrissen wird, weil es ihm das Wasser getrübt haben soll. Das arme Thier stand zwar oberhalb, allein was thut das? Dem Räuber ist jeder Vorwand gleich gut.

In einer andern Fabel wird erzählt, wie der Löwe mit drei Genossen, einer Färse, einer Ziege und einem Lamm auf die Jagd geht. Das ist freilich wiederum ganz gegen alle Naturgeschichte! Aber die Fabel wird augenblicklich wahr, sobald wir statt des Löwen und seinen Begleitern einen mächtigen Fürsten mit drei schwachen, zum Kriegszug gezwungenen Bundesgenossen sehen. Die Jäger ziehen aus; die Ziege stellt ihre Netze und fängt einen Hirsch. Die Beute soll unter alle vertheilt werden, und gewissenhaft macht der Löwe vier Theile. Dann aber behält er sie alle für sich; den ersten, weil er Löwe heisst; den zweiten, weil er der stärkere ist; der dritte fällt ihm „von Rechtswegen“ zu, und der vierte gehört ihm, denn „wehe dem, der ihn zu berühren wagt“ *).

---

*) Fables I, 6 „la génisse, la chèvre et la brebis, en société avec le lion“

— — — le lion par ses ongles compta
Et dit: Nous sommes quatre à partager la proie.
Puis en autant de parts le cerf il dépeça;
Prit pour lui la première en qualité de sire.
Elle doit être à moi, dit-il; et la raison,
C'est ce que je m'appelle lion,
A cela l'on n'a rien à dire.

Ueberhaupt erscheint der König häufig in schlechtem Licht bei La Fontaine. Die Löwen-Majestät, „La Majesté lionne“ ist grausam, habsüchtig und gewaltthätig. Ein weiser Uhu bemerkt einmal, dass die Götter und die Könige keinen Menschen beachten, da sie alle für gleich tief unter sich stehend halten *).

Ludwig XIV. würde die Wahrheit dieses Satzes nicht bestritten haben, so stolz blickte er herab auf die ganze Welt um sich her, aber seine Gnade erwarb sich La Fontaine mit solchen Bemerkungen doch nicht. Denn es war nicht demüthiger Sinn, sondern frondirender Geist, der sich in diesen Worten verrieth. Noch weniger aber mochte König Ludwig an der beissenden Bemerkung Gefallen finden, mit der eine andere Fabel schliesst. Da die Königin gestorben war, kamen alle Thiere zum Leichenbegängniss und erhoben laute Klage. Nur der Hirsch weinte nicht. Die Selige hatte kurz vor ihrem Tod seine Frau und sein Kind aufgefressen. Doch im Reich des Löwen gilt das nicht als ausreichende Entschuldigung, und der Hirsch wird der Majestätsbeleidigung angeklagt, weil sein Auge trocken bleibt. Das bedrohte Thier rettet sich durch eine List. Es erzählt, dass ihm die Königin erschienen sei und ihm verkündigt habe, sie sei unter die Götter aufgenommen worden. Darum habe er nicht weinen können. Der König ist über diese Mittheilung, an der er keinen Augenblick zweifelt, ganz entzückt und belohnt den Hirsch aufs reichlichste. Der Dichter aber schliesst mit dem Rath, den Fürsten zu schmeicheln, sie mit Träumen und Lügen zu unterhalten, sie würden sich immer fangen lassen **).

La seconde, par droit me doit, échoir encor:
Ce droit, vous le savez, c'est le droit du plus fort.
Comme le plus vaillant, je prétends la troisième.
Si quelqu'une de vous touche à la quatrième,
Je l'étranglerai tout d'abord.

*) Fables V, 18 „l'aigle et le hibou“:

Comme vous êtes roi, vous ne considérez
Qui ni quoi: rois et dieux mettent, quoi qu'on leur die,
Tout en même catégorie.

**) Fables VIII, 14 „les obsèques de la lionne“:

Amusez les rois par des songes,
Flattez-les, payez-les d'agréables mensonges:
Quelque indignation dont leur coeur soit rempli,
Ils gôberont l'appât; vous serez leur ami.

Die Höflinge, die solchen Monarchen umgeben, sind natürlich auch nicht mit schönen Farben gemalt. Es fehlt ihnen bei aller Schlechtigkeit die Würde, welche das Bewusstsein der Kraft verleiht. La Fontaine nennt sie verächtlich ein „Chamäleonsgezücht, ein Affengeschlecht", das nur den Herren nachahme und nach dessen Willen lebe, tausend Körper, die nur ein Geist bewege*). Mancher vornehme Herr gleiche dem Leopard, der statt des Talents nur ein schönes Fell habe. Oder er erinnere an eine hohle Büste:

Ein schöner Kopf, doch leider ohne Hirn**).

La Fontaine hatte die beste Gelegenheit, die vornehmen Herren aus nächster Nähe zu beobachten, und hörte oft genug klagen, dass sich die Träger der stolzesten Namen vor Schulden nicht zu retten wussten. Davon betroffen, erzählt er von einer Handelsgesellschaft, welche die Fledermaus mit zwei Gefährten gründete, von ihren schlechten Geschäften und der Noth, in die sie durch ihre Gläubiger geriethen. Zum Schluss aber meint er, er kenne viele grosse Herren, die, gleich der Fledermaus verschuldet, sich vor ihren Gläubigern durch die Flucht über die Hintertreppe ihres Hauses retten müssten ***). Es wäre ihm nicht

---

*) Ibidem:
Je définis la cour un pays où les gens
Tristes, gais, prêts à tout, à tout indifférents,
Sont ce qu'il plaît au prince, ou s'ils ne peuvent l'être,
Tâchent au moins de le paraître.
Peuple caméléon, peuple singe du maître;
On diroit qu'un esprit anime mille corps:
C'est bien là que les gens sont de simples ressorts.

**) Fables IX, 3 „le singe et le léopard":
Oh! que de grands seigneurs, au léopard semblables,
N'ont que l'habit pour tous talents.

Und IV, 14 „le renard et le buste":
„Belle tête", dit-il, „mais de cervelle point."
Combien de grands seigneurs sont bustes en ce point.

***) Fables XII, 7 „la chauve-souris, le buisson, et le canard":
Je connois maint detteur qui n'est ni souris-chauve,
Ni buisson ni canard, ni dans tel cas tombé;
Mais simple grand seigneur, qui tous les jours se sauve
Par un escalier dérobé.

schwer gefallen, seine Behauptung zu bekräftigen und Namen anzuführen. So war der Schwiegersohn der Marquise de Sévigné, Graf Grignan, das Haupt eines der ältesten Adelsgeschlechter der Provence, dermassen verschuldet, dass er es dankbar annehmen musste, als der König durch besonderes Dekret die Gerichte anwies, während dreier Monate keine Klage gegen den Grafen anzunehmen *).

Im zwölften Buch der Fabeln, das erst 1694 erschien, findet sich eine Geschichte vom Adler und der Elster, die auf einer Wiese zusammentreffen. Der Adler hat schon eine reichliche Mahlzeit gehalten, und beruhigt die ängstliche Elster. Er gestattet ihr gnädigst, ihn zu unterhalten. „Wenn sich der Herr des Olymps sogar öfters langweilt", sagt er, „so darf ich es auch **)." Lag auch in diesen Worten keine direkte Anspielung auf Ludwig XIV., so sind La Fontaine's Schilderungen doch derart lebensvoll, seine Bemerkungen so treffend, dass man immer wieder versucht wird, dieselben auf die Verhältnisse der damaligen Zeit anzuwenden. Der Jupiter von Versailles langweilte sich damals gar oft. Sein Hof war nicht mehr, wie früher, der Sitz der Feste und der Galanterie, ein Tribunal, das in allen literarischen und künstlerischen Fragen ein gewichtiges Urtheil abgab: der Hof war still und finster geworden, ein heuchlerischer Geist herrschte nun vor, und es ward eintönig um den alternden Monarchen. „Auch der Herr des Olymps langweilte sich."

In ähnlicher Weise findet man bei La Fontaine die wohlgetroffenen Porträts der Finanzspekulanten und gewissenlosen Beamten, der Pedanten und Bürgersleute, aber auch der koketten oder zanksüchtigen Frauen. In der einen Fabel sehen wir den Reichen, der „von Golde strotzt, aber nicht singt und noch weniger schläft" und der den armen Schuhflicker wegen seines

---

*) Siehe Fréd. Masson, le marquis de Grignan, petit fils de Madame de Sévigné. Paris, E. Plon 1882.

**) Fables XII, 11 „l'aigle et la pie":

Si le maître des dieux assez souvent s'ennuie
Lui qui gouverne l'univers,
J'en puis bien faire autant, moi qu'on sait qui le sert.

Frohsinns beneidet*); in einer andern erzählt der Dichter von dem Hund, der seinem Herrn das Essen nach Haus bringen soll. Unterwegs wird er von andern Hunden aufgehalten, die ihm seine duftenden Vorräthe rauben wollen. Er wehrt sich anfangs, bis er sieht, dass jeder Widerstand unnütz ist, worauf er lieber mit den Räubern gemeinsame Sache macht. La Fontaine gedenkt dabei der gewissenlosen Stadtväter, die das Geld ihrer Mitbürger unterschlagen. Dass er nicht übertrieb**), beweist die Klage Colbert's, der in einem Schreiben an die Intendanten der Provinzen die Maires und Schöffen der Städte beschuldigte, dass sie die Gelder, welche der König zur Vergütung für die Einquartierung zahlte, seit Jahren für sich behielten. „Es gibt keinen offenbareren Diebstahl, als diesen, und keinen, der strenger zu bestrafen wäre", sagt der Minister, worauf ihm einer der Intendanten zurückschreibt, die Gemeinden hätten in der That keine schlimmeren Feinde, als ihre Consuln und Beamte, die er als „mangeurs de communautés" bezeichnet***). Die Bilder aus dem Mittelstand, die

---

*) Fables VIII, 2 „le savetier et le financier":

Son voisin, au contraire, étant tout cousu d'or,
Chantoit peu, dormoit moins encor.

**) Fables VIII, 7 „le chien qui porte à son cou le dîner de son maître":

Je crois voir en ceci l'image d'une ville
Où l'on met les deniers à la merci des gens.
Echevins, prévôt des marchands
Tout fait sa main: le plus habile
Donne aux autres l'exemple, et c'est un passe-temps
De leur voir nettoyer un monceau de pistoles.
Si quelque scrupuleux, par des raisons frivoles,
Veut défendre l'argent, et dit le moindre mot,
On lui fait voir qu'il est un sot.
Il n'a pas de peine à se rendre.
C'est bientôt le premier à prendre.

***) Colbert schrieb 1679 an die Intendanten: „Depuis dix ans... les maires et échevins ont retenu et distribué entre eux les fonds qui leur avaient été remis pour le remboursement des habitants. Il n'y a pas de vol plus manifeste que celui-là, et qui mérite plus être puni." — Der Intendant der Dauphiné antwortete darauf: „Les communautés n'ont pas de plus grands ennemis que leurs consuls et leurs officiers; ils les pillent par toutes les voies qu'ils peuvent imaginer. Je travaille autant que je puis pour arrêter l'avidité de ces mangeurs de communes." Vergl. Gaillardin, Histoire du règne de Louis XIV. Paris 1874. Bd. IV. S. 608.

Conterfeis der Spiessbürger und dummstolzen kleinen Leute sind nicht minder gelungen. Man gedenke der beiden Esel, die sich beklagen, dass die Menschen ihren Gesang verspotten, und die doch ihrer Kunst so sicher sind, dass sie sich über Philomele und selbst über den bewährten Sänger Lambert erhaben fühlen*); oder des Froschs, der sich aufbläht, um einem Ochsen gleich zu werden und darüber platzt**). Doch wir könnten nicht enden, wollten wir die treffenden Züge, die nach der Natur entworfenen humorvollen Skizzen hier alle anführen.

Auf einen Unterschied aber müssen wir noch hinweisen. Die Fabeln zerfallen in zwei Gattungen, deren Grenzen freilich oft verwischt sind. Die erste enthält Bilder aus dem Leben, die der Dichter zeichnet, ohne eine moralische Nutzanwendung daraus zu ziehen, was bei vielen auch schwer wäre. Gerade dieser Theil enthält eine Reihe der gelungensten Fabeln.

Nehmen wir z. B. die Geschichte von der Fledermaus und den zwei Wieseln, in der uns ein politischer Achselträger geschildert wird. Eine Fledermaus, heisst es dort, gerieth eines Tags in die Gewalt eines Wiesels, das die Mäuse hasste, und rettete sich, indem sie sich für einen Vogel ausgab. Bald darauf wurde sie von einem andern, den Vögeln feindlichen Wiesel erhascht, und entkam, weil sie nun erklärte, zum Volk der Mäuse zu gehören. „So ruft auch der Weise, je nach den Umständen: es lebe der König! oder: es lebe die Liga!“ ***).

Gerade diese Fabel hat Veranlassung gegeben, über des Dichters laxe Moral zu klagen. Wir haben schon bei der Darstellung von La Fontaine's Leben auf manche Schwäche des Dichters in diesem Punkt hingewiesen. Aber hier scheint man ihm Unrecht zu thun. Er denkt nicht daran, die Charakterlosigkeit im politischen Leben zu preisen. Er blickt nur, wie La Rochefoucauld und später La Bruyère auf das Treiben der Menschen um sich her, und zeichnet, was er sieht. Der „Weise“

*) Fables XI, 5 „le lion, le singe et les deux ânes“.

**) Fables I, 3 „la grenouille qui veut se faire aussi grosse que le boeuf“.

***) Fables II, 5 „la chauve-souris et les deux belettes“:

Le sage dit, selon les gens:
Vive le roi! vive la ligue!

wird hier mit einem Anflug von Ironie genannt und wahrlich man braucht nicht bis auf die Zeiten der Ligue oder Ludwig XIV. zurückzugehen, um solchen „Weisen“ zu begegnen.

Die Race der Politiker, der Schwätzer, welche glauben, alles zu verstehen und mit ihrem Verstand jede Schwierigkeit überwinden zu können, war zu La Fontaine's Zeit gerade so zahlreich, wie heute. Das beweist uns die Fabel von der berühmten Katze Rodilardus. Rodilardus ist ein geschworner Feind aller Ratten, und diese halten eines Tags Rath, wie sie ihn unschädlich machen können. Der Obmann des Rattenklubs, eine erfahrene Persönlichkeit, macht den Vorschlag, der Katze eine Schelle um den Hals zu binden. Das Geklingel werde jedesmal ihr Nahen verkünden, und die Ratten hätten Zeit zu flüchten. Der Antrag wird einstimmig angenommen; jede Ratte bewundert die Einsicht des Obmanns. Es fehlt nur eine Kleinigkeit. Der Obmann hat nicht gesagt, wie man der Katze die Glocke anbinden kann:

La difficulté fut d'attacher le grelot*).

Eine andre Fabel macht uns mit einem Feigling bekannt, der auch einmal das Hochgefühl des Heldenthums empfindet. Ein Hase liegt in seiner Höhle und träumt — denn was kann man in einer Höhle Besseres thun?

Un lièvre en son gîte songeait —
Car que faire en un gîte à moins que l'on ne songe?

Plötzlich erschreckt ihn ein Geräusch; er fährt auf und flieht. Auf seiner Flucht kommt er an einem Teich vorbei, und alle Frösche, die sich am Ufer vergnügen, springen entsetzt in's Wasser. Das erfüllt die Brust des Hasen mit Genugthuung. Wie? Auch er kann Schrecken einjagen? Auch er ist ein Kriegsheld?

Je suis donc un foudre de guerre?

Der Fabeldichter aber setzt hinzu:

Il n'est, je le vois bien, si poltron sur la terre,
Qui ne puisse trouver un plus poltron que soi**).

---

*) Fables II, 2 „Conseil tenu par les rats“.

**) Fables II, 14 „le lièvre et les grenouilles“.

Man wird diesen Satz nicht als eine Lehre der Moral hinstellen wollen, sondern kann in ihm nur das Ergebniss der Erfahrungen sehen, die La Fontaine gemacht hatte. Er zeigt uns, wie oft das Unrecht, die rohe Gewalt oder die Dummheit den Sieg davontragen, und diese traurige Wahrheit kleidet er in eine Reihe Fabeln ein, die vollendete Genre- und Charakterbilder sind.

Man kennt die Geschichte von den Fröschen, die einen König haben wollen, von dem sterbenden Löwen, der den Fusstritt des Esels erdulden muss, und das zweimal sterben heisst.

Mit Recht nannte La Fontaine einmal seine Fabeln ein Schauspiel in hundert Akten, dessen Scene die ganze Welt sei.

Une ample comédie à cent actes divers,
Et dont la scène est l'univers*).

Es ist in der That ein buntes Bild, das er vor unsern Augen entrollt und in dem er alle möglichen Verhältnisse und Probleme behandelt. Selbst die Cartesianische Philosophie und die sociale Frage finden sich in den Fabeln berührt. La Fontaine kann es dem Philosophen nicht verzeihen, dass er seine Freunde, die Thiere, für einfache Maschinen erklärt hatte, und er kommt öfters darauf zurück, um ihn zu widerlegen**). Noch weniger erwartet man sich vielleicht im 17. Jahrhundert und bei dem Fabulisten den Socialismus zu finden. Und doch ist dem so. Eine Fabel erzählt, wie Jeannot Lapin eines Tags vom Spaziergang nach Hause kommt und seine Höhle vom Wiesel besetzt findet. Vergebens fordert er den Eindringling auf, den Platz zu räumen. Das Wiesel, eine spitznasige Dame — „la dame au nez pointu" — antwortet scharf, gleich einer modernen Nihilistin oder einer Pariser Communeheldin. Aller Grund und Boden sei frei, behauptet sie, und Eigenthumsrecht gebe es nicht. „Ich möchte wohl wissen, welches Gesetz dem Peter ein grösseres Recht auf den Boden einräumt, als dem Paul — und wäre es selbst ein Königreich", fügt sie malitiös hinzu*).

Was das Wiesel La Fontaine's aussprach, lehrte hundert Jahre später J. J. Rousseau, als er schrieb: „Der Mensch, der

*) Fables V, 1 „le bûcheron et Mercure".
**) Fables X, 1 „discours à Mme de La Sablière".
***) Fables VII, 16 „le chat, la belette et le petit lapin".

zuerst ein Stück Land umschloss und sagte: Das ist mein! und Leute fand, die einfältig genug waren, es ihm zu glauben, der war der wahrhafte Begründer der bürgerlichen Gesellschaft“ *).

In der Wirklichkeit aber schliessen die kommunistischen Bewegungen wie in der Fabel. Ein Stärkerer kommt und einigt die streitenden Parteien, indem er sie beide frisst, — sei es nun ein Diktator, wie ihn die Geschichte oft aufweist, oder eine Katze wie sie die Fabel zeigt.

Die zweite Klasse der Fabeln umfasst jene, welche darauf ausgehen, eine Lebens- und Klugheitsregel zu illustriren. Hierher gehört u. a. die Erzählung von dem feisten Kettenhund und dem landstreicherischen Wolf, der seine Freiheit höher schätzt als das Wohlleben, das er durch Sklavendienste erkaufen müsste. Die Fabel von dem Fuchs, der den Raben um ein Stück Käse betrügt, enthält eine Warnung vor den Schmeichlern; jene vom irdenen Topf, der mit einem eisernen Topf zusammen gehen will und von diesem in Trümmer gestossen wird, soll lehren, dass jeder nur mit seines Gleichen verkehren möge. Derlei Fabeln, an welche sich beim Schluss eine Morallehre knüpft, finden sich bei La Fontaine bekanntlich viel, und sie sind gewöhnlich mit jener Anmuth und jenem feinen Humor ausgestattet, welche die Werke des Dichters fast immer auszeichnen. Die Moral freilich erscheint nicht selten trivial, ja manchmal falsch. So macht man seinen Vorbehalt bei der Fabel vom Esel, der seinen Herrn ebenso liebkosen will, wie der Schosshund, und für seinen guten Willen eine tüchtige Tracht Prügel erhält. Er war doch nur täppisch, aber nicht bös.

In einer andern, durch Sprache und Darstellung ausgezeichneten Fabel erzählt La Fontaine von dem Eichbaum, der stolz auf das Schilfrohr herabsieht. Ein Orkan bricht los, das Schilf beugt sich und ist gerettet. Die Eiche will dem Anprall der Windsbraut widerstehen und wird entwurzelt. Daraus sollen wir lernen, dass Demuth besser sei als Hoffahrt, und dass der Mensch sich beugen und schmiegen müsse**). Aber mit Recht hat

*) Rousseau, Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité de l'homme.

**) Fables I, 22 „le chêne et le roseau“.

man darauf hingewiesen, dass eine andere Lehre aus dieser Geschichte zu nehmen wäre. Es birgt sich ein kleines Drama in ihr. Der Eichbaum erinnert an den charakterfesten Mann, der auf seinen Grundsätzen beharrt und lieber untergeht, als sie verleugnet. Der Held fällt im Kampf, der Feigling rettet sich.

In einer andern Fabel wird die wunderbare Rettung des griechischen Dichters Simonides erzählt, den die Dioskuren zum Danke dafür, dass er sie im Liede gepriesen hatte, vor dem sichern Tod bewahrten. La Fontaine räth darum, man möge mit dem Lob nie geizen. Lob kitzele und erwerbe Freunde. Das ist allerdings sehr niedere Lebensweisheit, die wir nur selten so unverhüllt in den Fabeln finden.

Diese manchmal schiefe Moral der Fabeln war ein Hauptgrund, warum sich J. J. Rousseau in seinem „Émile“ gegen La Fontaine erklärte. Rousseau spricht dort allerdings nur vom Standpunkt des Erziehers, und erkennt die poetischen Schönheiten bei La Fontaine an. Er behauptet nur, die Kinder könnten die Fabeln gar nicht verstehen, und wenn sie dieselben verstünden, wäre es ein Unglück für sie. In der Fabel vom Fuchs und dem Raben wären die Kinder alle für den betrügerischen Fuchs, sowie sie auch mit Vorliebe die Löwen spielten und nach Löwenart zu theilen lernten. Rousseau erzählt, er habe ein Mädchen gekannt, das die Fabel vom Kettenhund und dem Wolf gelesen und sich seitdem bei jeder Ermahnung unglücklich und geknechtet wie der Kettenhund gefühlt habe. Kein Zweifel, viele Fabeln sind nicht für das Verständniss der Kinder; aber eine Anzahl wird sich doch finden lassen, welche auch dem kindlichen Geist begreiflich sind. Dass das Kind etwas anders darin sieht — die wirklichen Thiere, und nicht die Menschen, die nur das Thierkostüm tragen, — ist natürlich und schadet nichts. Im Uebrigen gehört diese pädagogische Frage nicht weiter in den Bereich unserer Betrachtungen.

Beurtheilen wir aber La Fontaine als Dichter, so fällt uns zunächst seine Natürlichkeit und Einfachheit wohlthuend auf. Er ist einfach in seiner Sprache, ungekünstelt in seiner Denkweise. Hinter dieser Einfachheit birgt sich freilich der Schalk, und sein Humor ist um so wirksamer, je naiver er auftritt. In einer Epistel

an den Bischof von Soissons (1687) spricht er selbst über seinen literarischen Geschmack und seinen Stil.

Er sagt, dass er einst Malherbe als Vorbild gewählt habe und in Gefahr gewesen sei, von ihm auf falsche Bahnen geleitet zu werden. „Il pensa me gâter", meint er. Malherbe nenne jedes Metall Gold, jede Blume heisse bei ihm Rose. Gegen solche Rhetorik lehnte sich La Fontaine bald auf. Er rettete sich, wie er in der angeführten Epistel sagt, durch das Studium der Griechen und Römer, ohne in sklavische Nachahmung derselben zu verfallen und sich seine Freude an den älteren französischen Dichtungen, an der Märchen- und Zauberwelt des modernen Italiens, an Tasso und Ariosto rauben zu lassen*). In der Einleitung zur ersten Fabel des fünften Buchs wendet er sich an den Kardinal von Bouillon, der, wie er hervorhebt, mit ihm gleichen Geschmack habe und nicht mühselig nach eitlem Putz der Rede strebe. „Ein Autor verdirbt sein Werk, weil er es zu gut machen will." In diesem Punkt stimmt er mit Boileau's Lehre überein, die gleichfalls den natürlichen Ausdruck empfiehlt**).

---

*) La Fontaine, Epître à Mgr. l'évêque de Soissons:

Quelques imitateurs, sot bétail, je l'avoue,
Suivent en vrais moutons le pasteur de Mantoue.
J'en use d'autre sorte; et, me laissant guider,
Souvent à marcher seul j'ose me hasarder.
On me verra toujours pratiquer cet usage.
Mon imitation n'est point un esclavage.
— — — — — — — — — — —
Je pris certain auteur autrefois pour mon maître;
Il pensa me gâter. A la fin, grâce aux Dieux,
Horace, par bonheur, me dessilla les yeux.
— — — — — — — — — — —
Je chéris l'Arioste, et j'estime le Tasse;
Plein de Macchiavel, entêté de Boccace,
J'en parle si souvent qu'on en est étourdi.
J'en lis qui sont du nord, et qui sont du midi.

**) La Fontaine, Fables V, 1 „le bûcheron et Mercure".

Votre goût a servi de règle à mon ouvrage:
J'ai tenté les moyens d'acquérir son suffrage.
Vous voulez qu'on évite un soin trop curieux
Et des vains ornemens l'effort ambitieux.

Mit dem frischen ungekünstelten Sinn verband sich bei La Fontaine noch eine besondere Beobachtungsgabe, so dass er die Eigenthümlichkeiten eines jeden Menschen erfassen und mit drastischem Wort wiedergeben konnte. Er hat seine Freude an der Welt der Thiere, die so mannichfaltige Erscheinungen, so verschiedenartige Originale aufweist. Deshalb erzählt er so gern von ihnen, und legt mehr Gewicht auf die Geschichten selbst als auf die Moral. Er sagt es selbst:

Une morale nue apporte de l'ennui,
Le conte fait passer le précepte avec lui *).

Er hat ein solches Talent für die lebendige Schilderung, dass er oft mit einem kleinen Vers, einem einzigen Wort einen Menschen, ein Thier zum Greifen lebendig zeichnet oder eine ganze Situation klar macht. Kann man bei aller Einfachheit einen Reiher und seine Gravität besser schildern, als es die folgenden drei Verse thun:

Un jour, sur ses longs pieds, allait, je ne sais où,
Le héron au long bec emmanché d'un long cou.
Il cotoyait une rivière **).

Ein andermal macht er uns mit zwei Uebelthätern, der Katze und dem Affen, bekannt:

D'animaux malfaisants c'était un très-bon plat,

und die Spiessgesellen stehen sogleich leibhaftig vor uns ***). Will er zwei Heuchler vorführen, echte Tartüffes, so sagt er kurz und doch bezeichnend:

Je le veux comme vous: cet effort ne peut plaire.
Un auteur gâte tout quand il veut trop bien faire.

Man erinnere sich der Stelle bei Boileau A. P. I 39—43:

La plupart emportés d'une fougue insensée,
Toujours loin du droit sens vont chercher leur pensée.
Ils croiroient s'abaisser dans leurs vers monstrueux,
S'ils pensoient ce qu'un autre a pu penser comme eux.

*) La Fontaine, Fables VI, 1 „le pâtre et le lion".

**) La Fontaine, Fables VII, 4 „le héron". Wir brauchen wohl keine Entschuldigung dafür anzuführen, dass wir die citirten Stellen nicht in einer Uebersetzung geben, da es sich hier ja um den unnachahmbaren Stil La Fontaine's selbst handelt. Doch sei bei dieser Gelegenheit auf die vortreffliche Uebersetzung der Fabeln von Dohm hingewiesen.

***) Fables IX, 17 „le singe et le chat".

Le chat et le renard, comme beaux petits saints,
S'en alloient en pèlerinage.
C'étoient deux vrais tartufs, deux archipatelins,
Deux francs patte-pelus, qui, des frais du voyage,
Croquoient mainte volaille, escroquant maint fromage,
S'indemnisoient à qui mieux mieux*).

Wem ist nicht schon im Leben so ein kleiner schöner Heiliger begegnet, der die Augen gar fromm niederschlägt und recht böse That im Schilde führt?

Ein einziges Beiwort malt das Rattenvolk, „la gent trotte-menu", oder das gescheuchte Wild „la fuyante proie" **). Mit derselben Kunst malt der Dichter einzelne Scenen, Genrebilder, wie z. B. eine beschwerliche Postfahrt:

Dans un chemin montant, sablonneux, mal aisé
Et de tous les côtés au soleil exposé,
Six forts chevaux tiroient un coche.
Femmes, moines, vieillards, tout était descendu,
L'attelage suoit, souffloit, étoit rendu***).

Die wenigen Verse versetzen uns mit einem Mal in die gute alte Zeit; wir sehen die schwerfällige Postkutsche und die keuchenden Pferde vor uns, sowie die Reisenden, die für einige Tage in den Rumpelkasten zusammengepfercht, alle Qualen der Fahrt gemeinsam erdulden und eine Art Freundschaft miteinander schliessen, die freilich nur so lang wie die Reise dauert.

Zur Abwechslung führt La Fontaine auch einmal in den Gerichtssaal, wo ein verwickelter Process verhandelt wird. Der Affe präsidirt, und es wird ihm heiss dabei. Seine juristischen Kenntnisse lassen ihn im Stich, und er verliert fast den Kopf bei dem Lärmen und Toben der Parteien:

Le magistrat suoit en son lit de justice.
Après qu'on eut bien contesté
Répliqué, crié, tempêté,
Le juge leur dit....." †).

---

*) Fables IX, 14 „le chat et le renard".

**) Fables III, 18 „le chat et le vieux rat". X, 1 „les deux rats, le renard et l'oeuf".

***) Fables VII, 9 „la mouche et le coche".

†) La Fontaine, Fables II, 3 „le loup plaidant contre le renard devant le singe".

Ergreifend schildert er dann wieder einen armen Mann aus dem Volk, dem das Leben zur Last ist. Kein Brod, keine Ruhe, eine böse Frau, die Kinder, die versorgt sein wollen; die Soldaten, die ihm in's Quartier gelegt werden und schlimmer hausen als die Feinde; die unerschwinglichen Steuern, die Schulden, die Frohndienste; das ist mehr, als er tragen kann.

Point de pain quelquefois, et jamais de repos:
Sa femme, ses enfants, les soldats, les impôts
Le créancier et la corvée
Lui font d'un malheureux la peinture achevé*).

Die nackte Aufzählung der Leiden sagt hier mehr als eine beredte ausführliche Schilderung. Die wenigen Zeilen enthüllen uns die Tragödie eines ganzen Lebens, eines Volkes.

Noch viele Beispiele liessen sich anführen, um die Kunst La Fontaine's zu beweisen. Doch wir müssen uns beschränken, und die mitgetheilten Stellen reichen ja wohl hin, um nachzuweisen, welche Fülle von Wahrheit und Leben sich in diesen Fabeln birgt, und dass La Fontaine ein wirklicher Dichter war. Er selbst urtheilte freilich sehr bescheiden von sich. Alles in der Welt habe seine Sprache, und so habe er, am Ufer einer reinen Quelle gelagert, oft der Stimme der Natur gelauscht, und als Dolmetscher der verschiedensten Völker gedient. Wenn seine Arbeit auch nicht mustergiltig sei, so habe er doch den Weg geöffnet; andre möchten nun folgen und es besser machen**).

---

*) La Fontaine, Fables I, 16 „la Mort et le bûcheron".

**) La Fontaine, Fables XI, épilogue:

C'est ainsi que ma muse au bord d'une onde pure,
Traduisoit en langue des dieux
Tout ce que disent sous les cieux
Tant d'êtres empruntants la voix de la nature.
Truchement de peuples divers
Je les fair servir d'acteurs en mon ouvrage.
Car tout parle dans l'univers
Il n'est rien qui n'ait son langage.
Plus éloquents chez eux qu'ils ne sont dans mes vers,
Si ceux que j'introduis me trouvent peu fidèles,
Si mon oeuvre n'est pas un asses bon modèle,
J'ai du moins ouvert le chemin:
D'autres pourront y mettre une dernière main.

Wer aber könnte sich rühmen, es besser gemacht zu haben? Viele haben nach ihm Fabeln gedichtet, haben Geist und Gemüth dabei erwiesen, aber erreicht hat ihn doch keiner von ihnen. Wohl ist die Fabel nur ein kleines literarisches Genre, aber La Fontaine ist darin der Meister und König *).

*) Man vergleiche noch: Chamfort, éloge de La Fontaine. C. A. Walkenaër, Histoire de la vie et des ouvrages de J. de La Fontaine. Paris 1820. Saint-Marc Girardin, La Fontaine et les fabulistes. Paris 1876. Sainte-Beuve, Portraits littéraires, t. I, und dessen Causeries du lundi, t. VIII. H. Taine, La Fontaine et ses fables. Paris 1870. W. Kulpe, La Fontaine, seine Fabeln und ihre Gegner. Leipzig 1880. P. de Rémusat, La Fontaine naturaliste. Revue des deux mondes 1869. J. Claretie, La Fontaine et ses critiques (Revue des cours littér. t. I).

Fünfter Abschnitt.

La Rochefoucauld.

Eine der interessantesten Figuren in der langen Reihe von Charakterbildern, welche die Geschichte der klassischen Literatur aufweist, ist unstreitig La Rochefoucauld, der Verfasser der „Maximes“, die so unbarmherzig über den Menschen und jede Regung seines Herzens urtheilen.

Man zählt La Rochefoucauld gewöhnlich zu den „Moralisten“, jenen Schriftstellern, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, den menschlichen Charakter in den verschiedensten Schattirungen kennen zu lehren, und die ihre Ideen zumeist in kurzen Aussprüchen niederlegen oder eine Reihe von Skizzen aus dem Leben entwerfen. Freilich kommt man bei dieser Klassifikation zu sonderbaren Gruppirungen, da man unter die „Moralisten“ Schriftsteller rechnen muss, die in ihrer Haltung, Sinnesart und Schreibweise einander ganz entgegengesetzt sind. So steht z. B. La Rochefoucauld neben Pascal, mit dem er nichts als die Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Menschen gemein hat.

Das Geschlecht der La Rochefoucauld, das noch heute besteht, rühmte sich von der schönen Melusine abzustammen. Die Geschichte weiss, dass sie eine jüngere Linie der Lusignan bildeten. Ein Edelmann, Namens Foucauld wird schon in einer Urkunde des 11. Jahrhunderts zur Zeit des König Robert genannt. Franz I. erhob 1515 die Familie in den Grafenstand. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1539 seine kühne Reise durch Frankreich machte, stieg er unterwegs in Verteuil, dem Schloss der La Rochefoucauld in der Landschaft Angoumois ab, und war von seinem Aufenthalt so befriedigt, dass er erklärte, niemals ein Haus gesehen zu haben, in dem so hohe Tugend und solcher Adel heimisch seien. König Ludwig XIII. schenkte dem Grafen Franz V. seine besondere Gunst und verlieh ihm 1622 die Würde eines Herzogs und Pairs von Frankreich. Das Parlament machte

Jahre hindurch Schwierigkeiten, diese Standeserhöhung zu registriren und gab erst 1637 nach.

Der Mann, mit dem wir uns zu beschäftigen haben, war Herzog Franz VI. de La Rochefoucauld, als Herzog der zweite seines Namens. Er war am 15. December 1613 geboren. Seine Jugend fiel somit in die stürmischste Zeit der Regierung Ludwig XIII. Was Wunder, dass der Prinz wenig mit ernsten Studien geplagt wurde, sondern sobald als möglich in das Heer eintrat. Mit 13 Jahren stand er als Oberst an der Spitze eines Regiments und nahm Theil an der Belagerung von Casale; mit 15 Jahren wurde er verheirathet und spielte bald in den Hofintriguen seine Rolle. Er erzählt selbst in seinen Memoiren, wie er durch die Güte der Königin Anna gewonnen wurde und ihr eine ganz romantische Hingebung widmete. In dem erbitterten Kampf, den diese mit Richelieu um die Herrschaft führte, stand der junge La Rochefoucauld — oder Prinz Marcillac, wie er bis zu dem im Jahr 1650 erfolgten Tod seines Vaters hiess — seiner Fürstin in allen Intriguen zur Seite. Da er sich bedroht sah, verliess er 1635 den Hof und machte den Feldzug gegen die Spanier als Freiwilliger mit, kehrte aber bald zurück, um aufs neue zu konspiriren. Damals soll ihm die Königin in ihrer Bedrängniss eine kühne That zugemuthet haben. Er erzählt von einem Plan, den sie ersonnen habe, und der nichts Geringeres als ihre Entführung durch ihn bezweckt habe. Die Geschichte klingt etwas unwahrscheinlich, aber in jenen Jahren, welche an überraschenden Ereignissen und abenteuerlichen Unternehmungen so reich waren, wurde das Unwahrscheinlichste oft zur Wahrheit. Zum Glück für den jugendlichen Ritter der Königin blieb das Projekt, wenn es überhaupt existirte, unausgeführt. Richelieu hätte ihn nicht so leichten Kaufs entkommen lassen. So aber zahlte er seine Opposition nur mit einer achttägigen Haft in der Bastille, und wurde schliesslich nach Verteuil verbannt. Auch dort blieb er den Händeln der Politik nicht fremd und soll sogar über die Pläne des Cinq-Mars, der die Spanier gegen Richelieu zu Hilfe rief, Andeutungen erhalten haben. Als dann Richelieu und kurz nach ihm Ludwig XIII. starb, und Königin Anna die Regentschaft übernahm, hoffte La Rochefoucauld auf

Entschädigung und eine glänzende Laufbahn. Er eilte nach Paris, sah sich aber in seinen Erwartungen getäuscht, und als der Aufstand gegen die Regentin ausbrach, stellte er sich als einer der Führer an die Spitze der rebellirenden Adelspartei. Er war ein echter Repräsentant jenes Ritterthums, das sich von seinem Ehrgeiz hinreissen liess, und die egoistischen Absichten unter der Maske einer gewissen Romantik zu verbergen trachtete. Die Galanterie galt in jenen Kreisen als ein berechtigter Faktor der Politik. La Rochefoucauld gewann damals das Herz einer königlichen Prinzessin, der Herzogin von Longueville, die selbst zu den Aufständischen überging*). Auch ihr Gemal, der als Gouverneur der Normandie grosse Macht hatte, sowie ihre Brüder, die Prinzen Condé und Conti, empörten sich. La Rochefoucauld schürte den Aufstand im Süden und betheiligte sich an der Vertheidigung von Bordeaux gegen das königliche Heer. Staatsmännischen Sinn, höhere politische Ideen bewies er so wenig, wie irgend ein andrer Führer in diesem frivolen Krieg. Nach mehrjährigem Kampf unterlag endlich die Fronde. In einer blutigen Entscheidungsschlacht vor den Thoren von Paris wurden die Rebellen besiegt. Fortan war jeder ernstliche Widerstand gebrochen, der junge König zog triumphirend in seiner Hauptstadt ein, während Condé zu den Spaniern flüchtete. La Rochefoucauld war in der letzten Schlacht durch einen Schuss ins Gesicht schwer verwundet worden und schwebte lange Zeit in Gefahr das Augenlicht zu verlieren. Als er wieder hergestellt war, fand sich König Ludwig bereits so sicher auf seinem Thron, dass er sich damit begnügte, La Rochefoucauld auf sein Schloss Verteuil zu verweisen und von jeder andern Strafe abzusehen. La Rochefoucauld fand sein väterliches Schloss verwüstet und halb zerstört; sein Vermögen war ohnehin durch die Kosten des Aufstands zerrüttet und so lebte er einige Jahre ganz in der Stille, mit der Ordnung seiner Verhältnisse beschäftigt.

---

*) Ueber die Herzogin von Longueville s. Band II S. 13 ff. und über die Ideale der Zeit s. Band II S. 61 ff. dieses Werks.

Sein Verhältniss zur Herzogin von Longueville war damals schon gelöst. Man erzählte sich, der Herzog von Nemours habe ihn aus ihrem Herzen verdrängt. La Rochefoucauld scheint ihrer, trotz gelegentlicher Versicherungen vom Gegentheil, immer mit Bitterkeit gedacht zu haben, und mancher Satz der „Maximes" verräth seine gereizte Stimmung gegen die Frau, die ihm einst so viel galt und die ihm so viel geopfert hatte.

„Wer einmal von einer grossen Leidenschaft erfüllt war, empfindet es sein Leben lang als ein Glück und als ein Unglück, von ihr geheilt zu sein" *). An einer andern Stelle heisst es: „So sehr sich der Mensch auch bemühen mag, seine Leidenschaften unter dem Anschein von Frömmigkeit und Ehre zu verbergen, man erkennt sie immer durch diesen Schleier hindurch" **). Das war ein Pfeil, den La Rochefoucauld der Herzogin noch aus der Ferne nachsandte. Diese hatte bittere Erfahrungen gemacht. Selbst als alles verloren war, hatte sie verweigert, sich vor der Regentin zu beugen, und damit ihre Verzeihung zu erkaufen. Darum war sie in Montreuil-Bellay, einer ihrer Besitzungen in Anjou, internirt worden. Ihr Gemal hatte sich von ihr abgewendet, ihre Brüder waren ohnmächtig, Condé sogar im Lager der Spanier; Nemours fiel in einem Zweikampf mit seinem Schwager, dem Herzog von Beaufort. Die bis dahin lebensfrohe muthige Frau änderte ihren Sinn und suchte fortan den Frieden des Herzens in klösterlich strengem Leben. Später kehrte sie zu ihrem bejahrten Gatten zurück, nachdem König Ludwig das Verbannungsdekret widerrufen hatte. Ihr Charakter verleugnete sich auch in der neuen Lebensweise nicht. Sie widmete sich der Religion mit demselben Feuereifer, mit dem sie früher der Politik gedient hatte. Mme de Sévigné nannte sie scherzhaft eine Kirchenmutter.

In anderer Weise verbrachte La Rochefoucauld die Jahre der ihm aufgezwungenen Musse. Sein Gemüth zu erleichtern, schrieb er Memoiren, in welchen er seine Thätigkeit während der

---

*) La Rochefoucauld, Maximes, n° 485: „Ceux qui ont eu de grandes passions se trouvent toute leur vie heureux et malheureux d'en être guéris."

**) Ibid. n° 12: „Quelque soin que l'on prenne de couvrir ses passions par des apparences de piété et d'honneur, elles paroissent toujours au travers de ces voiles."

Jahre 1643—1652 erzählte. Von jeher hatte er literarische Neigungen offenbart, und gern zur Feder gegriffen, obgleich seine Erziehung dies nicht gerade erwarten liess. Schon im Jahre 1649 hatte er zur Rechtfertigung seiner Theilnahme am Aufstand eine „Apologie" veröffentlicht. Die Memoiren, die er in Verteuil verfasste, waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Allein durch die Indiskretion eines Freundes gelangte das Manuskript in fremde Hand, und plötzlich wurde von Rouen aus eine Ausgabe der Denkwürdigkeiten angezeigt. La Rochefoucauld kaufte sämmtliche Exemplare und liess sie vernichten. Eins oder das andere scheint doch zurückbehalten worden zu sein, denn im Jahre 1662 erschien zu Amsterdam eine neue Ausgabe*). Diesmal konnte der Herzog die Verbreitung nicht verhüten, und sein Buch machte grosses, vielfach peinliches Aufsehen, wegen der Rücksichtslosigkeit, mit der darin über viele Personen, vornehmlich über Condé und dessen Schwester gesprochen war. La Rochefoucauld, der zu dieser Zeit wieder in Paris lebte, protestirte energisch gegen das ganze Buch, das in wichtigen Theilen gefälscht sei. Er bezeichnete besonders den Abschnitt, welcher die Ereignisse des Kriegs um Paris erzählte und die rücksichtlosesten Aeusserungen über Condé und Mme de Longueville enthielt, als von fremder Hand geschrieben und eingeschoben. Man hat den Betheuerungen des Herzogs lange Zeit keinen rechten Glauben schenken wollen, um so mehr als das Originalmanuskript der Memoiren, das nie zum Druck gelangte, verloren ist. Wohl aber haben sich mehrere Kopien erhalten, welche nach des Herzogs Tod die Grundlage für die erste authentische Ausgabe bildeten. Neuerdings hat man in dem Archiv des Schlosses La Roche-Guyon, das dem Herzog de La Rochefoucauld-Liancourt gehört, eine Abschrift mit des Verfassers eigenhändigen Korrekturen gefunden. Der von dem Herzog als Fälschung erklärte Abschnitt, ist in diesem Manuskript von andrer Hand geschrieben und als Verfasser geradezu ein gewisser Vineuil genannt, der in der damaligen Pariser Gesellschaft als Schöngeist galt und später auch ein Leben Turenne's schrieb. La Rochefoucauld erscheint heute nach der genauen Prüfung der

*) Als Druckort ist auf dem Titelblatt Köln angegeben.

verschiedenen Manuskripte von dem Vorwurfe groben Undanks und rücksichtsloser Indiskretion befreit*).

Die Memoiren zerfallen in verschiedene Theile**). Seine Jugendgeschichte (von 1624 — 1643) hat La Rochefoucauld erst spät, nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt, geschrieben. Der Geist, in dem diese Geschichte verfasst ist, nimmt übrigens für den Verfasser nicht gerade ein. Er sagt es offen, dass er nur aus Ehrgeiz und kleinlicher Eitelkeit handelte. Die Armseligkeit der Frondeurs als Politiker tritt uns in seinen Memoiren deutlich vor Augen. Wenn wir sie aber als literarisches Werk betrachten, ändert sich das Urtheil. Denn La Rochefoucauld zeigt sich hier schon als vortrefflicher Stilist; seine Erzählung ist einfach, klar und lebendig. Retz ausgenommen, übertrifft er alle Historiker und Memoirenschriftsteller jener Zeit. Auch verräth er darin schon seine Vorliebe für psychologische Beobachtungen. Die Charakterschilderungen, die er von König Ludwig XIII., Richelieu, Mazarin u. a. entwirft, sind vorzüglich. Von dem ersten sagt er z. B. kurz aber trefflich: „Er war streng, misstrauisch und menschenscheu; er wollte geleitet werden und ertrug doch jeden Einfluss mit Unlust***)." Von der herzoglichen Familie der Bouillon, welche auf die königliche Seite übergetreten war, heisst es: „Sie wussten, wie leicht sich Freunde zur Untreue verleiten lassen, wenn der Hof sie dafür zu belohnen verspricht und sie die Rückkehr zu ihrer Pflicht als Vorwand benützen können†)".

---

*) Vergl. E. de Barthélemy, Oeuvres inédites de La Rochefoucauld. Paris 1863, bes. das Vorwort; dann die Einleitung zu den Memoiren in der von Gilbert und Gourdault besorgten Ausgabe der „Grands Écrivains de la France", Paris 1874.

**) Die oben angeführte erste authentische Ausgabe erschien 1689 zu Villefranche. Nach einer besseren Abschrift besorgte Renouard 1804 eine neue Ausgabe. Es folgten dann die Ausgaben in den Memoirensammlungen von Petitot et Monmerqué 1826 und von Michaud et Poujoulat 1838. Die Ausgabe in der Sammlung der „Grands Ecrivains" haben wir schon angeführt.

***) La Rochefoucauld, Mémoires I (S. 2 der Ausgabe der „Grands Ecrivains"): „Il étoit sévère, défiant, haïssant le monde; il voulait être gouverné, et portoit impatiemment de l'être."

†) Ibid. (Jahr 1651, S. 259): „Ils savoient de quelle infidélité de ses amis on est menacé lorsque la Cour y attache des recompenses et qu'elle fournit le prétexte de rentrer dans son devoir."

Vielmals spitzt sich sein Urtheil zu einem Epigramm zu, das man mit geringer Veränderung in einen Spruch, wie er sie später liebte, verwandeln könnte. Manche Bemerkungen erinnern sogar direkt an einzelne Maximen. So wird der Herzog von Beaufort in den Memoiren als ein Mann geschildert, der sich dadurch geltend gemacht habe, dass er den Glauben an seinen Werth zu verbreiten wusste, obgleich derselbe auf nichts begründet war, — und eine der Maximen besagt: „Um in der Welt zur Macht zu gelangen, thut man alles mögliche, um schon als mächtig zu erscheinen“ *).

Aus dem Exil in Verteuil durfte La Rochefoucauld im Jahr 1659 nach Paris zurückkommen. Die Erfahrungen hatten ihn in vieler Hinsicht verwandelt. Er war skeptisch geworden. Der glänzende ehrgeizige Weltmann, der bezaubernde, flatterhafte Junker erschien nun als ein trauriger, ernster Mann. Der König hatte ihm eine jährliche Pension von 8000 Livres bewilligt, um ihn für die grossen Verluste zu entschädigen, die er während der Fronde erlitten hatte. Derlei kleine Züge vervollständigen die Charakteristik der Zeit. Welch ein Stolz und welche Verachtung lag in der Bewilligung dieses Geschenks, und wie wenig heroischen Sinn bewies seine Annahme! Doch stand La Rochefoucauld darum noch nicht in Gunst bei dem König. Er hielt sich, so gut er konnte, vom Hofe fern, und verkehrte vorzugsweise in der Gesellschaft, die sich in den Salons der Prinzessin Montpensier und der Marquise de Sablé zusammenfand. Wie man sich bei der ersteren damit unterhielt, Porträts zu entwerfen und sich selbst zu zeichnen, haben wir schon gesagt**). Auch La Rochefoucauld schrieb sein Porträt, das interessant genug ist, um hier seine Stelle zu finden. Nachdem er seine äussere Erscheinung geschildert und gesagt hat, dass er von mittlerer Grösse und proportionirter Gestalt sei, dass er eine hohe Stirn, schwarze

*) Mém. (Jahr 1643) S. 67: „Le duc se soutenoit par de vaines apparences de crédit et plus encore par cette opinion générale et mal fondée de son mérite et de sa vertu“. — Max. 56: „Pour s'établir dans le monde, on fait tout ce que l'on peut pour y paroître établi.“

**) Siehe S. 49—51 dieses Bandes.

kleine tiefliegende Augen und einen grossen Mund habe, dass er aber nicht genau angeben könne, welcher Art seine Nase sei, fährt er nach einigen weiteren Angaben fort: „Ich habe mich genugsam studirt und kenne mich genau; auch fehlt es mir nicht an Muth, um zu sagen, was ich an guten Eigenschaften besitze, und nicht an Aufrichtigkeit, um offen meine Fehler einzugestehen. Ich bin melancholisch, so dass man mich seit drei oder vier Jahren kaum drei oder viermal hat lachen sehen .... Gegenüber Leuten, die ich nicht kenne, bin ich sehr zurückhaltend, und selbst meinen Bekannten öffne ich mein Herz nicht gerade viel .... Ich besitze Geist und nehme keinen Anstand, es zu sagen, denn warum soll man in dieser Hinsicht Umstände machen? Es wäre das eine kleine Eitelkeit, die sich unter dem Anschein von Bescheidenheit versteckt, und ein gutes Mittel, sich für begabter halten zu lassen, als man es sagt ... Ich wiederhole also, dass ich Geist habe, aber meine Melancholie verdirbt ihn, so dass ich mich oft nicht sehr gut ausdrücke ... Mich mit gebildeten Menschen zu unterhalten, ist mir eines der grössten Vergnügen ... Ich schreibe gute Prosa, mache gute Verse, und wenn ich literarischen Ruhm erstrebte, glaube ich mit etwas Mühe ziemliches Ansehen erwerben zu können. Ich lese gern; ... besonders mit Jemand, der Geist hat, denn so denkt man jeden Augenblick über das Gelesene nach, und es entsteht daraus eine höchst angenehme und nützliche Unterhaltung ... Meine Leidenschaften sind nicht heftig; man hat mich fast nie in Zorn gesehen, und ich habe nie Jemand gehasst. Doch bin ich nicht unfähig mich zu rächen, wenn man mich beleidigt ... Dem Mitleid bin ich wenig zugänglich, und möchte mich ihm ganz verschliessen. Doch gibt es nichts, was ich nicht für einen Bekümmerten thäte. Ich glaube nämlich, dass man alles thun, selbst Mitgefühl mit seinem Unglück zeigen soll, denn die Unglücklichen sind so thöricht, dass sie darin den grössten Trost finden. Nur muss man sich damit begnügen, ihnen Mitgefühl zu zeigen, sich aber sorgfältig davor hüten, es zu empfinden. Denn diese Empfindung nützt einer edlen Seele zu nichts und dient nur dazu, den Muth zu schwächen“ u. s. w.*).

*) Portrait de La Rochefoucauld fait par lui-même: „ . . . Je me suis assez étudié pour me bien connoître, et je ne manque ni d'assurance pour dire

Bei der Marquise de Sablé entstanden allmälig die „Maximes", die La Rochefoucauld's literarischen Ruhm hauptsächlich begründen sollten, und deren erste Ausgabe im Jahre 1665 erschien.

Die persönliche Liebenswürdigkeit des Herzogs, sein Geist erwarben ihm zahlreiche Freunde und Bewunderer, zumal unter den Damen. Mme de Sévigné schrieb ihrer Tochter, La Rochefoucauld sei der liebenswürdigste Mann, den sie je gesehen habe. Freilich machte er auch der Marquise das Vergnügen, oft von

---

librement ce que je puis avoir de bonnes qualités, ni de sincérité pour avouer franchement ce que j'ai de défauts. Premièrement, pour parler de mon humeur, je suis mélancolique et je le suis à un point que, depuis trois ou quatre ans, à-peine m'a-t-on vu rire trois ou quatre fois. ....Je suis fort resserré avec ceux que je ne connois pas, et je ne suis pas même extrêmement ouvert avec la plupart de ceux que je connois.... J'ai de l'esprit, et je ne fais point difficulté de le dire; car à quoi bon de façonner là-dessus? Tant biaiser et tant apporter d'adoucissement pour dire les avantages que l'on a, c'est, ce me semble, cacher un peu de vanité sous une modestie apparente et se servir d'une manière bien adroite pour faire croire de soi beaucoup plus de bien que l'on n'en dit.... J'ai donc de l'esprit, encore une fois, mais un esprit que la mélancolie gâte;... j'ai une si forte application à mon chagrin que souvent j'exprime assez mal ce que je veux dire. La conversation des honnêtes gens est un des plaisirs qui me touchent le plus... J'écris bien en prose, je fais bien en vers, et si j'étois sensible à la gloire qui vient de ce côté là, je pense qu'avec peu de travail je pourrois m'acquérir assez de réputation.

J'aime la lecture, en général; celle où il se trouve quelque chose qui peut façonner l'esprit et fortifier l'âme est celle que j'aime le plus; surtout j'ai une extrême satisfaction à lire avec une personne d'esprit; car de cette sorte on réfléchit à tous moments sur ce qu'on lit, et des réflexions que l'on fait il se forme une conversation la plus agréable du monde et la plus utile... J'ai toutes les passions assez douces et assez réglées: on ne m'a presque jamais vu en colère, et je n'ai jamais eu de haine pour personne. Je ne suis pas pourtant incapable de me venger, si l'on m'avoit offensé... Je suis peu sensible à la pitié et je voudrois ne l'y être point du tout. Cependant il n'est rien que je ne fisse pour le soulagement d'une personne affligée; et je crois effectivement que l'on doit tout faire, jusques à lui témoigner même beaucoup de compassion de son mal; car les misérables sont si sots que cela leur fait le plus grand bien du monde. Mais je tiens aussi qu'il faut en témoigner, et se garder soigneusement d'en avoir. C'est une passion qui n'est bonne à rien au dedans d'une âme bien faite, qui ne sert qu'à affoiblir le coeur et qu'on doit laisser au peuple qui n'exécutant jamais rien par la raison, a besoin de passions pour le porter à faire les choses."

Frau von Grignan, ihrer Tochter, mit ihr zu reden*). Je höher man aber ihn selbst schätzte, um so mehr fühlte man sich in den Kreisen der Gesellschaft von den „Maximes" verletzt. Man besprach sie, ereiferte sich, suchte sie zu widerlegen. Eine Freundin der Marquise de Sablé, die Gräfin La Fayette, schrieb an diese: „Ich habe die Maximes gelesen. Wie verdorben müssen Geist und Herz sein, um so etwas zu schreiben!" Aber die Gräfin, die so hart urtheilte, sollte bald darauf den Zauber kennen lernen, den La Rochefoucauld auf jeden, der ihm nahte, auszuüben verstand. Um das Jahr 1665 wurde sie seine treueste Freundin, und es entspann sich zwischen ihnen ein intimes Verhältniss, das nur durch den Tod La Rochefoucauld's gelöst wurde. Beide waren verwitwet. Die Gräfin zählte damals ein und dreissig Jahre, der Herzog war bereits zwei und fünfzig Jahre alt. Alltäglich kam er aus seinem Palais in der Rue de Seine zu dem schönen Haus, das seine Freundin gegenüber dem Petit-Luxembourg, in der Rue de Vaugirard bewohnte. Die Rücksicht auf die Familie des Herzogs, die eine neue Ehe sehr ungern gesehen hätte, liess den Gedanken an eine solche aufgeben. Aber man erkannte ihren Bund allgemein als völlig legitim an. Die Gräfin übte einen mildernden und beruhigenden Einfluss auf La Rochefoucauld's verstimmtes Gemüth aus. Er habe ihr, sagte sie einmal, Geist gegeben, dafür habe sie sein Herz gebessert. Die Leidenschaften waren verflogen, der Ehrgeiz schon lange verbannt, nun schwand auch allmälig die Bitterkeit des Herzens, welche so viel Antheil an den Maximes gehabt hatte. Die sichere Freundschaft, deren sich La Rochefoucauld erfreute, stimmte ihn ruhiger, erfüllte sein Herz mit Wärme**). Es kam die Zeit, da ihm eine feste Stütze Noth that. Bei dem Uebergang der französischen Armee über den Rhein im Jahr 1672 wurde sein ältester Sohn verwundet, sein vierter Sohn

---

*) Mme de Sévigné, Lettre à Mme de Grignan, 16 mai 1672: „Je ne finirois pas de vous dire les amitiés de M. de La Rochefoucauld, combien il aime à parler de vous, à me faire lire quelquefois des endroits de vos lettres; c'est l'homme le plus aimable que j'aie jamais vu.

*) Mme de Sévigné, lettre du 4 mai 1672: „Le coeur de M. de La Rochefoucauld pour sa famille est une chose incomparable."

getödtet. In demselben Kampf fiel auch der Graf Saint-Paul, ein Sohn der Herzogin von Longueville, der als La Rochefoucauld's Sohn galt. Zu diesem Kummer kam noch Krankheit. Der Herzog litt an der Gicht, die ihm unerträgliche Schmerzen bereitete und ihn zuletzt ganz an den Lehnsessel kettete. Da er nicht mehr gehen und in der Gesellschaft erscheinen konnte, sein Geist aber kräftig war, bemühten sich die Freunde ihn zu Haus zu unterhalten, ihn so viel als möglich an dem geistigen Leben der Zeit Theil nehmen zu lassen. Was auf dem Gebiet der Literatur Neues erschien, wurde ihm alsbald gebracht. Corneille kam selbst, ihm seine Tragödie „Pulchérie" einige Zeit vor der ersten Aufführung vorzulesen. Kaum waren Molière's „Femmes savantes" über die Bretter gegangen, als das reizende Stück dem Kranken mitgetheilt wurde. Die Schmerzen hinderten ihn nicht, der geistigen Arbeit seines Volks mit der regsten Aufmerksamkeit zu folgen. Er starb den 17. März 1680.

Trotzdem er in seiner Jugend ein tapferer Soldat gewesen war, hatte er in seinen „Maximes" behauptet, es gebe keine Todesverachtung. Nun widerlegte er sich selbst durch die Fassung, mit der er seinem Ende entgegensah. Sein ältester Sohn, der den Wohlstand des Hauses durch eine Heirat mit Jeanne Charlotte du Plessis-Liancourt wiederherstellte und noch bedeutend erhöhte, erwarb des Königs besondere Gunst. Der letzte direkte Nachkomme des Autors der „Maximes" war General im Dienst der französischen Republik und endete auf dem Schaffot im Jahr 1793.

In seinem „Misanthrope" schildert Molière einen vornehmen Mann, der, selbst offen, gerade und ehrlich, von der Lüge, die ihn allerorten umgibt, angewidert ist und die Menschen immer mehr verachten lernt. Gleich in der ersten Scene des ersten Aktes erklärt Alceste, der Misanthrop:

Ich bin zu aufgeregt, und Hof und Stadt
Zeigen mir nichts, was mir nicht Galle macht.
Ich werde wild, es regt den Zorn mir auf,
Seh' ich das Thun und Treiben dieser Welt!
Find' ich doch allerorten nichts als feige
Unwürd'ge Schmeichelei, als Eigennutz,

Verrath, Falschheit und Ungerechtigkeit!

— — — — — — — — — — — —

Mein Hass ist ungetheilt und trifft sie alle;
Die einen, weil sie falsch und boshaft sind,
Die andern, denn sie fügen sich den Schlechten*).

Der Herzog de la Rochefoucauld war kein Alceste. Dafür hatte er selbst zu lebhaften Antheil an den Intriguen und Kämpfen der Fronde genommen, und in der zweiten Hälfte seines Lebens handelte er mehr nach den Grundsätzen Philinte's, des Weltmanns im Molière'schen Stück, der sich bemüht, jedem angenehm zu sein. Allein die bittere Stimmung, welche er in seinen Sprüchen verräth, erinnert häufig an Alceste. Doch bleibt ein grosser Unterschied. Der letztere bewahrt sein warmes Herz, er liebt die Menschheit und gerade deshalb empören ihn deren Fehler. La Rochefoucauld sah die Schwächen seiner Mitmenschen noch klarer, aber er beschränkte sich auf die kühle Verachtung; er zürnte nicht, er konstatirte. Und weil er sich nicht erregen liess, konnte er höflich und liebenswürdig gegen seine Mitmenschen sein. Alceste hätte als „conventionelle Lüge" verschrieen, was Frau von Sévigné an ihrem Freund als unübertroffene Feinheit des Benehmens rühmte. Der „Misanthrope" und die „Maximes" gingen beide aus schwermüthigem, tief verletztem Herzen hervor. Aber die letzteren sind schneidend und hart; sie thun weh, während Molière's Dichtung rührt.

In der Vorrede zu den „Maximes" erklärt La Rochefoucauld, dass er das menschliche Herz zeigen wolle**), und er schildert uns arme Menschen dann als ein Geschlecht höchst niederträchtiger Gesellen. Er schränkt seine Bemerkungen freilich oft mit dem Wörtchen „zumeist", „gewöhnlich", „nicht selten" ein, aber es ist ihm mit solcher Einschränkung „zumeist" nicht ernst. Er rechnet dabei nur auf die Eitelkeit seiner Leser, deren jeder sich für eine der seltenen Ausnahmen hält und um so freudiger an die Fehler seiner Nebenmenschen glaubt. La Rochefoucauld formulirt eine wahre Anklage gegen die Menschen, und

*) Molière, Le misanthrope I, 1, v. 89 ff. Uebersetzt von Baudissin.

**) Avis au lecteur: „Voici un portrait du coeur de l'homme que je donne au public."

macht es dabei, wie „nicht selten“ der Staatsanwalt, der im Eifer, Recht zu behalten, in seiner Anklagerede vor den Geschwornen den Angeklagten mit den schwärzesten Farben malt und ihn als ein Monstrum hinstellt, auch wenn das Verbrechen, dessen dieser beschuldigt wird, solches Aufgebot von Indignation durchaus nicht rechtfertigt.

Als Basis aller menschlichen Handlungen erkennt La Rochefoucauld den Egoismus, der, wie er sagt, geschickter ist, als der gewandteste Weltmann*). Selbst in der wärmsten Freundschaft, in der heissesten Liebe sieht er nichts als eine Regung der Eigenliebe.

„Was die Menschen Freundschaft nennen, ist nur eine Gemeinsamkeit der Interessen, ein Austausch von Diensten; ist, um es kurz zu sagen, nur ein Verkehr, bei dem der Egoismus immer etwas zu gewinnen trachtet**).“

La Rochefoucauld geht sogar noch weiter und behauptet, dass die Freunde meistens ihr Vergnügen an unserem Unglück hätten***). Aehnlich sagt er von der Liebe: „In keiner Leidenschaft herrscht der Egoismus so mächtig vor wie in der Liebe. Man ist immer mehr geneigt, die Ruhe des geliebten Menschen zu stören, als seine eigene zu opfern†).“ Kurz, der Egoismus offenbart sich in allen möglichen Formen. „Welche Entdeckung man auch schon in dem Reich des Egoismus gemacht haben mag, es bleiben noch viel unerforschte Gebiete††).“

Wenn aber der Egoismus alle unsere Handlungen diktirt, so ist es klar, dass keine mehr verdienstlich ist, dass von einer Tugend nicht mehr die Rede sein kann. La Rochefoucauld behauptet denn auch ganz ruhig, dass unsere Tugenden nur ver-

---

*) Maximes, n° 4: „L'amour-propre est plus habile que le plus habile homme du monde.“

**) Maximes, n° 83: „Ce que les hommes ont nommé amitié n'est qu'une société, qu'un ménagement réciproque d'intérêts, et qu'un échange de bons offices, ce n'est enfin qu'un commerce où l'amour-propre se propose toujours quelque chose à gagner.

***) Maximes, n° 235.

†) Maximes, n° 262.

††) Maximes, n° 3: „Quelque découverte que l'on ait faite dans le pays de l'amour-propre, il y reste encore bien des terres inconnues.“

kappte Laster seien*). Mit diesem Satz eröffnet er bezeichnender Weise die ganze Sammlung seiner Sprüche. Was man als Tugend lobe, heisst es ein andermal, sei oft nur Trägheit und Furcht**)," womit gesagt werden soll, dass man die Tugend oft nur übe, um nicht in allerlei Ungelegenheiten verwickelt zu werden. Nach La Rochefoucauld's Ansicht verlieren sich die Tugenden im Egoismus, wie die Flüsse im Meer***). Um diese Behauptungen zu beweisen, geht er auf einzelne Tugenden der Menschen ein und erklärt sie nach seiner Weise. Die Aufrichtigkeit gilt ihm nur als eine feine Verstellung, um das Vertrauen der Leute zu gewinnen. Und wenn ihr keine Berechnung und Gewinnsucht zu Grunde liegt, so wird sie von der Eitelkeit diktirt†). Den Edelmuth erklärt er einfach für Ehrgeiz, der eine schöne Maske vornimmt und kleinen Gewinn verschmäht um grösseren zu erreichen††). Selbst die Treue scheint ihm nur eine Erfindung des Egoismus, so gut wie die Aufrichtigkeit, — freilich nur die Treue, wie man sie bei der Mehrzahl der Menschen findet. Sie soll ein Mittel sein, uns über andre zu erheben und uns zum Träger wichtiger Geheimnisse zu machen†††).

So wird uns eine lange Reihe von Tugenden aufgezählt, die alle keine Tugenden sein sollen. Wer glaubt wohl an wahre Bescheidenheit? „Wer ein Lob zurückweist, will dasselbe nur zwei-

---

*) Ibid. n° 1: „Nos vertus ne sont le plus souvent que des vices déguisés."

**) Ibid. n° 169: „Pendant que la paresse et la timidité nous retiennent dans notre devoir, notre vertu en a souvent tout l'honneur."

***) Ibid. n° 171: „Les vertus se perdent dans l'intérêt, comme les fleuves se perdent dans la mer."

†) Maximes, n° 62: „La sincérité est une ouverture de coeur. On la trouve en fort peu de gens, et celle que l'on voit d'ordinaire n'est qu'une fine dissimulation, pour attirer la confiance des autres." Ferner n° 383: L'envie de parler de nous et de faire voir nos défauts du côté que nous voulons bien les montrer, fait une grande partie de notre sincérité."

††) Max. n° 246: „Ce qui paroît générosité n'est souvent qu'une ambition déguisée, qui méprise de petits intérêts pour aller à de plus grands."

†††) Max. n° 47: „La fidélité qui paroît en la plupart des hommes n'est qu'une invention de l'amour-propre pour attirer la confiance; c'est un moyen de nous élever au-dessus des autres et de nous rendre dépositaires des choses les plus importantes."

mal hören*).“ Die Freigebigkeit wird als Ausfluss der Eitelkeit hingestellt, ebenso das Mitleid, die Dankbarkeit und Güte**). In manchen seiner Aussprüche erinnert La Rochefoucauld direkt an die „Pensées“ von Pascal. Beide wollen die wenigsten jener Leute, die demüthig thun, als wahrhaft demüthig anerkennen. „Die Demuth“, sagt La Rochefoucauld, „ist oft nur eine geheuchelte Unterwerfung, mittels deren man die andern zu unterwerfen gedenkt; ein Kunstgriff des Stolzes, der sich erniedrigt, damit er desto höher steige, und obwohl er sich in tausenderlei Gestalten zeigt, ist er doch niemals besser verhüllt, und geeigneter, die Menschen zu täuschen, als wenn er sich hinter der Maske der Demuth verbirgt***).“ Dass ein so streng urtheilender und schwarzsehender Mann auch Frauenwürde und Ehrbarkeit auf die unsterbliche, allmächtige, in allen Formen und Verkleidungen auftretende Eitelkeit zurückleitet, ist natürlich. „Die strenge Zurückhaltung der Frauen ist ein Putz, eine Schminke, mit der sie ihre Schönheit heben.“ — „Die Ehrbarkeit der Frauen beruht oft nur darauf, dass sie ihren Ruf und ihre Ruhe lieben.“ — „Es gibt wenig anständige Frauen, die ihr Handwerk nicht müde wären†).“

Auch grosse Männer sind nach La Rochefoucauld's Urtheil sehr selten. „Abgesehen von der Eitelkeit, gleichen die Heroen

---

*) Max. n° 149: „Le refus des louanges est un désir d'être loué deux fois.“ Ebenso n° 596: „La modestie qui semble refuser les louanges, n'est en effet qu'un désir d'en avoir de plus délicates.“

**) Max. n° 263 und 264. Ebenso n° 298: „La reconnaissance de la plupart des hommes n'est qu'une secrète envie de recevoir de plus grands bienfaits.“ n° 481: „Rien n'est plus rare que la véritable bonté: ceux même qui croient en avoir n'ont d'ordinaire que de la complaisance ou de la foiblesse.“

***) Max. n° 254: „L'humilité n'est souvent qu'une feinte soumission, dont on se sert pour soumettre les autres; c'est un artifice de l'orgueil qui s'abaisse pour s'élever; et bien qu'il se transforme en mille manières, il n'est jamais mieux déguisé et plus capable de tromper que lorsqu'il se cache sous la figure de l'humilité.“ Man vergleiche damit Pascal, Pensées VI, 17: „Les discours d'humilité sont matière d'orgueil aux gens glorieux, et d'humilité aux humbles... Peu partent de l'humilité humblement.“

†) Max. n° 204: „La sévérité des femmes est un ajustement, un fard qu'elles ajoutent à leur beauté. — n° 205: „L'honnêteté des femmes est souvent l'amour de leur réputation et de leur repos. n° 367: „Il y a peu d'honnêtes femmes qui ne soient lasses de leur métier.“

den übrigen Menschen." Und wie er die Grösse der Menschen leugnet, bestreitet er auch die Grösse ihrer Thaten. „Grosse Thaten sind gewöhnlich nicht die Folge eines grossen Planes, sondern des Zufalls*)."

In ähnlicher Weise hatte sich schon Mark Aurel, der Philosoph auf dem Kaiserthron, ausgesprochen. Als er in den Donauländern die Sarmaten bekämpfte, schrieb er eines Abends nach einem Sieg über die Gegner in sein Gedenkbuch: „Die kleine Spinne ist stolz darauf, wenn sie eine Fliege erjagt hat; jener, wenn er ein Häschen, dieser, wenn er eine Sardelle, ein andrer, wenn er Schweinchen oder Bären, und noch ein andrer, wenn er Sarmaten gefangen hat. Sind denn aber diese, wenn man dabei die Triebfedern untersucht, nicht insgesammt Räuber?**)"

Anschauungen, wie sie Mark Aurel entwickelte, sind so wenig wirklich zu widerlegen, wie die pessimistischen Urtheile La Rochefoucauld's. Ob man ihnen beistimmt oder sie verwirft, hängt einfach vom Charakter, von dem Temperament des Lesers ab, und wir beschränken uns darum auf das einfache Referat.

Wie gering überhaupt La Rochefoucauld über die Menschen dachte, ergibt sich nicht allein aus seiner Definition der verschiedenen Tugenden. Er wollte dem Menschen jede Grösse absprechen, ihn jedes Schmuckes entkleiden. Er war der Ansicht, dass die Menschen es vortrefflich verstünden, sich hinter schöner Maske zu verbergen, und wollte ihnen diese Maske abreissen, wobei er denn manchmal das Gesicht selbst etwas verletzte, damit es desto hässlicher erscheine. Eine Reihe von Sprüchen enthüllt diese menschenfeindliche Gesinnung. „Die Menschen würden nicht lange in Gemeinsamkeit leben können, wenn sie sich nicht gegen-

---

*) Max. n° 24: „A une grande vanité près, les héros sont faits comme les autres hommes." n° 57: „Quoique les hommes se flattent de leurs grandes actions, elles ne sont pas souvent les effets d'un grand dessein, mais des effets du hasard." Man vergleiche damit den Spruch von Vauvenargues, Réflexions et maximes, n° 509: „Le monde est rempli de ces hommes qui imposent aux autres par leur réputation ou leur fortune; s'ils se laissent trop approcher, on passe tout à coup à leur égard de la curiosité jusqu'au mépris, comme on guérit quelquefois en un moment d'une femme qu'on a recherchée avec ardeur."

**) Mark Aurel's Selbstgespräche, übers. v. Cless. X n° 10.

seitig täuschten", sagt er, und fast noch bitterer klingt sein Wort: „Das Böse, das wir thun, zieht uns nicht so viel Hass zu, als unsere guten Eigenschaften*)."

La Rochefoucauld greift den Menschen von allen Seiten an, und lässt nichts von all dem gelten, womit er sich gewöhnlich brüstet. Er dringt bis in das Herz und prüft die innersten Regungen des Gemüths. „Wir sind immer stark genug, um die Leiden der andern zu ertragen." — „Wir versprechen je nach der Grösse unserer Hoffnungen, aber wir thun nach der Grösse unserer Furcht." — „So lang man im Stande ist zu nützen, findet man kaum Undankbare**)." Die menschliche Natur gilt dem Verfasser der „Maximes" für schlecht, aber noch mehr ist er von ihrer Gemeinheit überzeugt. Darum erklärt er den Neid für unversöhnlicher als den Hass, und jede Regung der Reue nur für eine Folge der Furcht***).

Neben diesen und ähnlichen Urtheilen finden sich auch andre Sprüche, die köstliche Bemerkungen, treffende Charakterbilder enthalten. Auch sie sind nicht gerade schmeichelhaft für den Menschen, wenn sie auch nicht so hart und schneidend sind, wie die bereits erwähnten. Wie fein und selbst humoristisch angehaucht ist seine Behauptung, dass wir zwar jenen, die uns langweilen, verzeihen können, dass wir aber jenen, die wir selbst langweilen, niemals vergeben†). Und wie richtig sagt er, dass man nicht lang gefällt, wenn man nur einseitigen Witz hat††). In einer kleinen Maxime zeichnet er oft einen ganzen Menschen

---

*) Max. n° 87: „Les hommes ne vivroient pas longtemps en société, s'ils n'étoient les dupes les uns des autres. — n° 29: „Le mal que nous faisons ne nous attire pas tant de persécution et de haine que nos bonnes qualités."

**) Max. n° 19: „Nous avons tous assez de force pour supporter les maux d'autrui. — n° 38: „Nous promettons selon nos espérances et nous tenons selon nos craintes." — n° 306: „On ne trouve guère d'ingrats tant qu'on est en état de faire du bien."

***) Max. n° 328: „L'envie est plus irréconciliable que la haine. — n° 180: „Notre repentir n'est pas tant un regret du mal que nous avons fait, qu'une crainte de celui qui nous en peut arriver."

†) Max. 304: „Nous pardonnons souvent à ceux qui nous ennuient, mais nous ne pouvons pardonner à ceux que nous ennuyons."

††) Max. 413: „On ne plaît pas longtemps quand on n'a qu'une sorte d'esprit."

zum Greifen deutlich. So z. B. charakterisirt er den eitlen Mann: „Es gibt Leute, die von sich so erfüllt sind, dass sie selbst wenn sie verliebt sind, es möglich machen, sich mit ihrer Leidenschaft zu beschäftigen, ohne an die Geliebte zu denken*)". „Jedermann", heisst es ein andermal, „klagt über sein Gedächtniss, Niemand über seine Einsicht**)".

Zwischen solchen Sprüchen, welche nur Menschenverachtung lehren, finden sich doch auch Gedanken, die von hoher Gesinnung Zeugniss ablegen. „Es ist schimpflicher", sagt er, „seinen Freunden misstrauen, als von ihnen betrogen zu werden." — „Das sicherste Zeichen eines grossen Charakters ist die Neidlosigkeit". „So glänzend auch eine Handlung sein mag, als gross darf sie nur gelten, wenn sie in Ausführung einer grossen Idee vollbracht wird." — „Man beurtheile den Ruhm der grossen Männer nach den Mitteln, die sie angewandt haben, um berühmt zu werden***)."

Der Menschenfeind tritt hier ganz zurück und macht dem Moralisten Platz. So klingt auch die Behauptung, dass das Glück in der Idee von den Dingen und nicht in den Dingen selbst beruhe, als sei sie einer andern Spruchsammlung entnommen. Ein ächter La Rochefoucauld aber ist der kurze, scharfe Satz: „Man kann den Tod so wenig wie die Sonne fest ins Auge fassen†)."

Die Ansichten La Rochefoucauld's sind alt wie die Welt. Diese Art des Pessimismus fand sich schon bei den Alten vertreten, und die neuere Zeit hat die Lehre vom Egoismus als der Basis alles Seins und Thuns noch weiter ausgedehnt. Der Darwin'sche Satz vom Kampf um's Dasein erkennt in ihm das Grundgesetz der ganzen Natur. La Rochefoucauld's Sprüche besagen

---

*) Max. 500: „Il y a des gens si remplis d'eux-mêmes que, lorsqu'ils sont amoureux, ils trouvent moyen d'être occupés de leur passion sans l'être de la personne qu'ils aiment."

**) Max. 89: „Tout le monde se plaint de sa mémoire, et personne ne se plaint de son jugement."

***) Max. n° 84: „Il est plus honteux de se défier de ses amis que d'en être trompé." — n° 433: „La plus véritable marque d'être né avec de grandes qualités, c'est d'être né sans envie. — n° 157: „La gloire des grands hommes se doit toujours mesurer aux moyens dont ils se sont servis pour l'acquérir."

†) Max. n° 48: „La félicité est dans le goût et non pas dans les choses." — n° 26: „Le soleil ni la mort ne se peuvent regarder fixément."

kaum etwas anderes. Formvollendet und prăcis gefasst, durchsichtig, aber auch scharf wie Kristall, wirkten sie mit doppelter Kraft. Sie empörten, wie schon oben gesagt wurde, durch ihre Rücksichtslosigkeit und Härte, und erweckten heftigen Widerspruch. Selbst von der Kanzel fielen Worte des Tadels gegen sie. In einer seiner Predigten, die er vor dem Hof hielt, besprach Bourdaloue die Gegner der wahren Frömmigkeit, und nannte unter ihnen an erster Stelle jene Skeptiker, für welche die Tugend der Menschen nichts weniger als Tugend, sondern Eitelkeit oder Laune, Verdruss oder Aerger, Geistesschwäche, wenn nicht gar Betrug und Heuchelei sei. „Denn also urtheilt man in der Welt, vorzugsweise aber bei Hof, jener grossen Welt, in der Ihr lebt, jener Welt, deren Bosheit an keine wahrhafte Tugend glaubt, die immer überzeugt ist, dass die Menschen, die gut handeln, von geheimen Beweggründen geleitet werden, die alles kritisiren, und schliesslich nichts Erbauliches mehr sehen*)." Bis heute noch glauben viele über die Moral der „Maximes" die Stirne runzeln und in moralische Entrüstung ausbrechen zu müssen. La Rochefoucauld lächelte damals über seine Gegner, und würde heute über sie lächeln, denn er sah in diesem Zorn doch nur das Aufbrausen der beleidigten Eitelkeit, des Egoismus, den er ja überall suchte.

Andre, die sich mit La Rochefoucauld's pessimistischen Anschauungen nicht befreunden können, wenn sie auch nicht in das absolute Verdammungsurtheil mit einstimmen, haben die Manier des Schriftstellers einer genauen Betrachtung unterzogen, um auf diesem Umweg die Irrthümer seiner Philosophie zu beweisen.

Sie versuchen, La Rochefoucauld als Sophisten hinzustellen und ihm eine Reihe von Trugschlüssen nachzuweisen, um so das Selbstgefühl des Menschen zu retten. Sie wollen finden, dass La Rochefoucauld mit Vorliebe zwei an sich unbestreibar wahre Sätze nebeneinander stelle, wie z. B. dass die Aufrichtigkeit eine Tugend ist und dass der Aufrichtige das Vertrauen der Menschen erwirbt. Er verbinde aber diese Sätze in falscher Art, so z. B.

*) Bourdaloue, Sermon sur la sainteté.

wenn er sage, dass der Gewinn des Vertrauens das Ziel und die Absicht des Aufrichtigen sei, und darin liege das Verletzende. Ein andermal gefährde La Rochefoucauld die Wahrheit eines Satzes durch eine leichte Aenderung des Ausdrucks. Die Ehrbarkeit sei gewiss ein Schmuck für die Frau; indem La Rochefoucauld sie einen Putz nenne, gebe er seinem Satz einen andern Sinn, und leite damit kunstreich zu dem andern, noch schärferen Urtheil hin, welches die Ehrbarkeit einfach für eine Schminke erkläre*). Mit dieser Behandlung der „Maximes" wird man indessen nicht viel ausrichten, da man die meisten Sprüche gar zu sehr verzerren muss, um solche Sophistereien in ihnen zu entdecken. Vielleicht genügt eine einfachere Erklärung. Die Verschiedenheit der Urtheile beruht oft nur auf der verschiedenen Auffassung eines Worts. Mag La Rochefoucauld in der reinsten Liebe, in jeder opferfreudigen Hingebung nur den Egoismus als letztes Motiv erblicken, was liegt an dem Namen? Eine Mutter, die sich für ihr Kind opfert, thut es aus Egoismus, — denn es ist ja ihr Kind, und sie findet ihr eignes höchstes Glück nur in dem Glück des Kindes. Verliert die heilige, sich selbst verleugnende Mutterliebe darum an Werth? oder müssen wir nicht vielmehr sagen, dass ein solcher Egoismus, verklärt und geläutert, zur edelsten Tugend wird? Wenn der Krieger für sein Vaterland in den Tod geht, so thut er es aus Egoismus, — denn die Grösse, der Ruhm seines Vaterlands gewähren ihm die höchste Genugthuung, und in diesem Gefühl opfert er selbst sein Leben. Solche Eigenliebe ist doch zur Tugend des reinsten Patriotismus umgewandelt. Wenn La Rochefoucauld in der Bescheidenheit, mit der man ein Lob zurückweist, nur den Wunsch erblickt, noch einmal gelobt zu werden, so könnte das wahr sein, und dieser Wunsch doch auf wirklicher Bescheidenheit, auf dem Bewusstsein der eigenen Schwäche, beruhen.

La Rochefoucauld bedarf indessen gar keiner Entschuldigung, am wenigsten jener, welche darauf hinweist, dass er in der Zeit des Bürgerkriegs gelebt und seine Menschenkenntniss hauptsächlich in den sittenlosen Kreisen des frondirenden

*) Prévost-Paradol, les moralistes français. 2me éd. Paris 1865. S. 162 ff.

Adels erworben habe. Diese Art der Vertheidigung ist doch nur eine Ausflucht der späteren Erklärer, die sich abmühen, für ihre bedrohte Eitelkeit, ihr verletztes Selbstbewusstsein eine Rettung zu finden. La Rochefoucauld sprach nicht bloss von den höheren Klassen, nicht bloss von den Menschen seiner Zeit. Er meinte sie alle, hoch und niedrig, gross und klein. Und es wäre ein Irrthum, zu glauben, dass die Menschen heute im Allgemeinen besser sind als früher. Der Charakter der Menschen bleibt sich zu allen Zeiten gleich: es gibt jederzeit gute Menschen, böse Menschen, besonders aber recht viel schwache Menschen, und die letzteren sind hauptsächlich in den „Maximes" gezeichnet.

La Rochefoucauld hat jedenfalls viel bittere, schmerzliche Erfahrungen gemacht. Er hat Schweres erlitten und ist darum zur Duldung und Nachsicht gelangt. Die Ruhe, mit der er von der Nichtigkeit des Menschen redet, beweist, dass er seinen inneren Halt nicht verloren hatte, und es bleibt fraglich, wer schliesslich eine bessere Stütze gewährt, der pessimistisch denkende, über die menschlichen Schwächen stolz und kalt lächelnde La Rochefoucauld, oder der fieberhaft suchende, sich selber quälende und trotz aller vorgeblichen Sicherheit doch nie ruhige Pascal? Der letztere ereiferte sich über jeden Widerspruch und sah das Heil nur in der einen strengen Richtung des Glaubens; der andre sah mit geheimer Freude auf den tumultuarischen Eifer, mit dem manche die „Maximes" bekämpften. Denn wie sagte er doch? „Ein geistvoller Mann wäre ohne die Gesellschaft der Einfältigen oft recht übel daran*)." Es geht manchmal wie ein leiser Hauch der Ironie durch seine Sprüche.

La Rochefoucauld wollte nicht als Mann der Feder gelten. Auf der Höhe der gesellschaftlichen Ordnung stehend, stolz auf seinen Rang, gab er seine Arbeit nicht unter seinem Namen heraus. Das hätte für unziemlich gegolten bei einem Mann von seiner Stellung. Aber er war kein gewöhnlicher Aristokrat. In seiner Jugend hatte er nach Art der vornehmen jungen Leute gelebt, oft wild genug. Dann war er unter die Verschwörer

*) Max. n° 140: „Un homme d'esprit seroit souvent bien embarrassé sans la compagnie des sots."

und Empörer gegangen, hatte alle Stände des Volks kennen lernen, den Hof, die gebildete Gesellschaft, die Bürger und das niedere Volk, das letztere besonders während der Zeit des Pariser Aufstands. Aus den wechselnden Schicksalen rettete er sich in friedliche Einsamkeit und freute sich geistig anregenden Verkehrs mit wenigen Freunden. So war er zur Ueberzeugung von dem Unwerth der Menschen gelangt. Offen und rückhaltlos sprach er dieselbe in seinen Maximen aus. Dass er sie niederschrieb, war Herzens- und Gewissenssache; dass er sie drucken liess, fortwährend an ihnen feilte und, ohne es einzugestehen, nach literarischem Ruhm strebte, verrieth auch in ihm die Eigenliebe — unser aller Meisterin, wie er behauptete*).

*) Man vergleiche ausser der schon angeführten Ausgabe der Werke La Rochefoucauld's (in der Sammlung der „Grands Écrivains") und der Schrift von Prévost-Paradol noch etwa folgende Werke: Sainte-Beuve, Portraits de femmes; Causeries du lundi t. XI; Nouveaux lundis V. — Victor Cousin's Schriften über die Gesellschaft jener Zeit. Barthélemy, Oeuvres inédites de La Rochefoucould, 1863. — L. Laur, Zur Geschichte der franz. Litteratur, 3 akad. Vorlesungen (Palissy, La Rochefoucauld, Rivarol), Mannheim 1874.

Sechster Abschnitt.

Die Erzählungsliteratur.

Bei der tiefgreifenden Veränderung des Geschmacks, die sich in den Sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Frankreich vollzog, müsste es Wunder nehmen, wenn sich dieselbe nicht auch in der Novellistik geltend gemacht hätte.

Allerdings war die Herrschaft des „Grand Cyrus“ noch lange nicht gebrochen, aber die Bewunderung der Scudéry'schen Romane beschränkte sich mehr und mehr auf die Kreise, die dem tonangebenden Publikum fern standen. Der Ruf nach Wahrheit, der allenthalben erscholl, veranlasste auch die Erzähler zu einem entschiedenen Schritt über die Manier der Scudéry hinaus. Diese hatte ihre Zeitgenossen zu schildern versucht, jedoch nur ängstlich und gewissermassen im Verborgenen. Es lag jetzt nahe, das fremdartige Gewand, das Madeleine de Scudéry ihren Romanfiguren gegeben hatte, abzustreifen, und die Menschen der eignen Zeit auch in ihrer wirklichen Natur und ihrer wahren Umgebung zu schildern. Die Erzähler boten nun Novellen aus der Geschichte Frankreichs, und verlegten sie gern in die moderne Zeit, wobei sie, dem vorherrschenden Geschmack entsprechend, besondere Mühe auf die Feinheit der psychologischen Darstellung verwandten.

Schon damals stellten die Damen ein starkes Kontingent zu der Schaar der Novellisten, und die besten Erzählungen verdankt man gerade ihnen. Neben der Prinzessin von Montpensier und Madeleine de Scudéry steht als talentvollste Erzählerin, welche die Kunst der Novellistik wesentlich förderte, Mme de La Fayette da. Neben und nach ihr arbeiteten Mme d'Aulnoy, Mme de Murat, Mlle de La Force, Mme de Saliez, Mlle Bernard, und diese Liste liesse sich noch durch eine Reihe von Namen verlängern, ohne dass dadurch für die Kenntniss der Erzählungsliteratur und ihrer Entwicklung viel gewonnen würde. Wir begnügen uns daher mit der Betrachtung der Werke, welche den Einfluss der neuen

Zeit am deutlichsten erkennen lassen. An erster Stelle sind hier die Novellen der Gräfin La Fayette zu erwähnen.

Marie Madeleine Pioche de La Vergne, eine Tochter des Marschalls de La Vergne, der zu Le Hâvre als Gouverneur lebte, war im Jahr 1634 geboren und hatte durch ihre Lehrer Ménage, Huet und Segrais eine gründliche Bildung erhalten. Ihren Vater verlor sie, als sie noch nicht fünfzehn Jahr alt war. Ihre Mutter verheirathete sich später mit dem Chevalier de Sévigné, einem Onkel jenes Marquis Henri de Sévigné, der Marie de Rabutin-Chantal, die bekannte Briefschreiberin, heimführte. Das Fräulein de la Vergne und die junge Marquise de Sévigné schlossen bald Freundschaft miteinander. Beide verkehrten eine Zeit lang im Haus der Marquise de Rambouillet, ohne jedoch von dem precieusen Geist, der sich schliesslich auch hier einzunisten begann, auf die Dauer etwas anzunehmen.

Im Jahr 1655 reichte das Fräulein de La Vergne dem Grafen La Fayette ihre Hand. Von dem letzteren ist kaum etwas bekannt. Er trat niemals irgendwie hervor und man weiss nicht einmal das Jahr seines Todes zu nennen.

Ein Zufall führte die junge Gräfin mit der englischen Königsfamilie zusammen. Die Witwe Karl's I. hatte ihre Residenz in einem Kloster zu Chaillot an der Seine, unweit Paris, aufgeschlagen. Die Oberin dieses Klosters war eine Schwester La Fayette's und in früheren Jahren als Ehrenfräulein der Königin Anna öfters genannt worden. Bei den Besuchen, die sie von ihrer Schwägerin empfing, kam die letztere mit der Prinzessin Henriette von England zusammen und es entspann sich zwischen beiden bald ein vertraulicher Verkehr, obwohl die Prinzessin um zehn Jahre jünger war*). Dieses freundschaftliche Verhältniss blieb auch bestehen, als sich Henriette von England 1661 mit dem Herzog Philipp von Orléans, dem Bruder des Königs, vermälte.

Henriette von Orléans, oder wie sie gewöhnlich bezeichnet wurde, „Madame", war eine Enkelin Heinrich IV., dessen Lebhaftigkeit und galanten Sinn sie geerbt hatte. Zudem pulsirte in

---

*) Mme de La Fayette, Histoire de Madame Henriette. Préface. Neue Ausgabe von Anatole France. Paris, Charavay 1882.

ihr das Blut ihrer Aeltermutter Maria Stuart, und so passte sie an den rauschenden glänzenden Hof Ludwig XIV. Bald bildete sie den Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft. Anmuthig, ohne schön zu sein, geistvoll, lebenslustig und galanter Huldigung sich erfreuend, erwarb sie die Neigung des jungen Königs, der ihr als seiner Schwägerin die grösste Aufmerksamkeit erwies und bald sogar wärmere Gefühle für sie hegte. Das Verhältniss machte Aufsehen und legte dem jungen Paar Rücksichten auf. Um den Verdacht abzulenken, gerieth Ludwig auf den Einfall, sich scheinbar um die Liebe eines Ehrenfräuleins der Herzogin, der Mlle Louise de La Vallière zu bemühen. Dass aus dem Schein bald Ernst wurde, ist bekannt.

Die junge Gräfin La Fayette stand der Herzogin als Vertraute in diesem bewegten Leben, in dem sich die Feste drängten und in dem es auch an Stürmen nicht fehlte, treu zur Seite. Persönlich unbetheiligt, fand sie reichlich Gelegenheit zu beobachten und sich jene Kenntniss des menschlichen Charakters zu erwerben, die sie später in ihren Werken zeigte. Bald regte sich in ihr die Lust zur Feder zu greifen und zu erzählen, was sie gesehen hatte. Im Jahre 1662 veröffentlichte sie eine Novelle, freilich nicht unter ihrem Namen, „La princesse de Montpensier", eine Hofgeschichte, wie sie deren manche erlebt hatte. Sie verlegte dieselbe in die Epoche der Valois, in die aufgeregte und sittenlose Zeit Karl IX. und erzählte darin das Liebesverhältniss der jugendlichen Herzogin von Montpensier mit dem stürmischen Guise. Die Schreckensscenen der Bartholomäusnacht bilden den Hintergrund und den Abschluss der Novelle. Die Herzogin, welche das Vertrauen und die Achtung ihres Gemahls verloren hat, verfällt in eine schwere Krankheit und büsst ihre Untreue mit dem Leben. Diese erste Novelle liess bereits das Talent der jungen Frau erkennen. Sie schilderte darin den Hof und das Hofleben in diskreter, doch aber anschaulicher Form und übertraf bereits die Kunst der andern Erzähler, auch der Scudéry, durch die Wahrheit und Kraft ihrer Darstellung. Die Herzogin von Orléans, welche den Namen der Verfasserin jedenfalls kannte, forderte diese eines Tages auf, Memoiren zu schreiben. „In gewissen Angelegenheiten hatte ich das Vertrauen der Herzogin nicht", sagt

Mme de La Fayette in der schon erwähnten Vorrede, „aber wenn alles vorüber und fast öffentlich bekannt war, erzählte sie mir gern davon. Im Jahr 1664 wurde Graf Guiche verbannt. Eines Tags erzählte mir die Herzogin einige besondere Züge der Leidenschaft, die Guiche für sie gehabt habe. Meinen Sie nicht, sagte sie mir, dass es eine hübsche Geschichte gäbe, wenn alles, was mir zugestossen ist und was damit in Verbindung steht, aufgezeichnet würde? Sie schreiben gut, fügte sie hinzu. Schreiben Sie, ich will Ihnen den Stoff zu interessanten Denkwürdigkeiten liefern."

Mme de La Fayette entsprach dem Wunsch der Herzogin und begann ihre Aufzeichnungen über das Leben der hohen Frau. „Die Aufgabe war schwer. Es galt manchmal die Ausdrücke so zu wählen, dass man die Wahrheit erkennen konnte, ohne doch beleidigend und unangenehm für die Prinzessin zu werden*)". Madame muss indessen recht nachsichtig gewesen sein, denn die Erzählungen ihrer Vertrauten sind zuweilen ziemlich kompromittirender Natur. Die Memoiren stockten indessen bald, weil die Herzogin in dem Strudel der Vergnügungen und Intriguen keine Zeit zu Rückblicken und vertraulichen Mittheilungen fand. Einige Jahre später kam sie in müssiger Stunde auf ihre Idee zurück und Mme de La Fayette nahm die Arbeit wieder auf. Bald jedoch wurde sie durch den Tod der Herzogin aufs neue unterbrochen und ein trauriges Schlusskapitel beendigte die Biographie, die so viel von königlichem Glanz und heiteren Festen erzählt hatte. So entstand die „Histoire de Mme Henriette d'Angleterre, première femme de Philippe de France, duc d'Orléans". In diesen Memoiren verleugnet sich die Novellenerzählerin nicht. Allerdings eignet sich der Charakter und das Leben der Herzogin ganz besonders zu einer novellistischen Behandlung. Den Hauptinhalt des Buchs bilden ja Liebesgeschichten und Galanterien der Herzogin von Orléans selbst, dann des Königs, der La Vallière, und des Grafen Guiche, der sich erkühnte, um die Huld der Herzogin zu werben. Die Er-

*) Préface, p. 7: „C'étoit une tâche difficile que de tourner la vérité en de certains endroits d'une manière qui la fît connoître et qui ne fût pas néansmoins offensante et désagréable à la princesse."

zählung ist leicht und elegant geschrieben und entrollt ein lebendiges Gemälde des französischen Hofs zu jener Zeit. Die Portraits, die Mme de La Fayette von den Hauptpersonen entwirft, sind oft nur angedeutet, allein sie verstand es, mit wenigen Strichen ein charakteristisches Bild zu entwerfen. Unter anderem ist das Bild, das sie von dem Herzog von Orléans entwirft, bemerkenswerth. Sie schildert ihn als einen armseligen Egoisten mit weibischen Neigungen, und es ist nicht schwer, zwischen den Zeilen ein noch viel härteres Urtheil zu lesen *).

Die Herzogin starb ganz plötzlich im Jahr 1670. Sie hatte ein Alter von nur 26 Jahren erreicht, und alle Welt, so wie sie selbst, glaubte an Gift. Die Sache hatte etwas räthselhaftes, doch neigt man heute zur Annahme, dass die Herzogin an Magengeschwüren litt und an einer Bauchfellentzündung gestorben sei **). Mme de La Fayette erzählt den traurigen Vorgang in dramatischer Weise. Man fühlt, wie sehr sie selbst davon erschüttert war. Ihr Bericht wirft einen dunklen Schatten auf die sittlichen Zustände am französichen Hof. Welch ein Mensch musste Philipp von Orléans sein, wenn man ihm einen Giftmord zutraute? Nach wenigen Jahren erfüllte der Process der Marquise de Brinvilliers, die ihre Familie und wahrscheinlich noch viele andere Menschen vergiftet hatte, die vornehme Welt mit Schrecken und die Gerüchte von Vergiftungen in der königlichen Familie tauchten immer wieder auf***).

---

*) Mme de La Fayette, Histoire d'Henriette, Mémoire, Ire partie: „Monsieur, frère unique du roi, n'étoit pas moins attaché à la reine sa mère: ses inclinations étoient aussi conformes aux occupations des femmes que celles du roi en étoient éloignées. Il étoit beau et bien fait, mais d'une beauté et d'une taille plus convenable à une princesse qu'à un prince: aussi avoit-il plus songé à faire admirer sa beauté de tout le monde qu'à s'en servir pour se faire aimer des femmes. Quoiqu'il fût continuellement avec elles, son amour-propre sembloit ne le rendre capable que d'attachement pour lui-même."

**) E. Littré, Médecine et Médecins, 1872. Jules Loiseleur im Journal „Le Temps" 2. 3. 4. Nov. 1872. Die Untersuchungen finden sich kurz zusammengefasst in der Einleitung der Ausgabe von A. France.

***) Vergl. auch die Briefe der Sévigné vom 6. Juli 1670, worin von dem Schrecken die Rede ist, den der Tod der Herzogin verbreitete, und den Brief vom 23. Febr. 1689, worin sie ihren Argwohn als unbegründet hinzustellen versucht. Mme de La Fayette erzählt zunächst, dass Henriette d'Orléans auf den

Einige Jahre vor dem Hinscheiden ihrer Gönnerin hatte die Gräfin das intime Freundschaftsbündniss mit La Rochefoucauld geschlossen, dessen wir schon in dem vorhergehenden Abschnitt gedacht haben. Wie sie mässigend und mildernd auf den Geist ihres Freundes einwirkte, so trug dieser mit seinem geläuterten Geschmack dazu bei, ihren Erzählungen mehr Tiefe und feinere literarische Form zu geben. Ihre besten Novellen entstanden erst nach 1665, dem Jahr, in welchem ihre Freundschaft für La Rochefoucauld begann. Man erkennt dessen Geist in der Kunst der psychologischen Entwickelung, welche die folgenden Erzählungen auszeichnet. Ihre zwei berühmtesten Romane sind „Zayde" und die „Princesse de Clèves". Der erstere erschien 1670 unter dem Namen von Segrais als Verfasser, der letztere wurde im Frühjahr 1678 veröffentlicht*). Segrais mag der Gräfin als Sekretär gedient haben, wie er ja auch der Prinzessin von Montpensier zur Seite stand; aber „Zayde" ist unstreitig ein Werk der Gräfin und verräth auf jeder Seite die Damenhand. Zayde ist der Name einer edlen maurischen Prinzessin, die von einem spanischen Edelmann, Consalvo, geliebt wird. Der Roman führt in die romantische Zeit der Kämpfe zwischen Spaniern und Mauren und erlaubt den ritterlich galanten Geist, der in der französischen Literatur so beliebt war, in vollster Entfaltung zu zeigen. In der Anordnung, besonders in der Einschaltung kleinerer Novellen, zeigt sich noch deutlich der Zusammenhang mit der früheren Weise. Aber der Geist, der den La Fayette'schen Roman beseelt,

---

Genuss eines Glases Limonade erkrankt sei und sich für vergiftet erklärt habe. Dann fährt sie fort: „J'étois dans la ruelle auprès de Monsieur, et quoique je le crusse fort incapable d'un pareil crime, un étonnement ordinaire à la malignité humaine me le fit observer avec attention; il ne fut ni ému, ni embarassé de l'opinion de Madame; il dit qu'il fallait donner de cette eau à un chien; il opina comme Madame qu'on allât quérir de l'huile et du contrepoison pour ôter à Madame une pensée si fâcheuse. Madame Desbondes, sa première femme de chambre, qui étoit absolument à elle, lui dit qu'elle avoit fait l'eau et en but."

*) Begonnen und vielleicht auch vollendet war die „Princesse de Clèves" schon lange. Sie muss im Freundeskreis schon früher bekannt gewesen sein. Mme de Sévigné schrieb (16. März 1672): „Je suis au désespoir que vous avez eu „Bajazet" par d'autres que par moi: c'est ce chien de Barbin, qui me hait, parce que je ne fais pas des Princesses de Clèves et de Montpensier."

ist doch schon ein andrer, als der, den man im „Cyrus“ findet. Allerdings erscheint auch hier das Gemüth eines jeden Helden mit ritterlicher Liebe erfüllt. Ein Held ohne Liebe galt ja jener Zeit nur als ein halber Held. Sagt doch Hamilton in seinen Memoiren Gramont's, der Waffenruhm bilde höchstens einen Theil des Glanzes, der die Helden verkläre. Ein wahrhaft ritterlicher Mann müsse lieben, im Dienst der Liebe das Kühnste wagen und ruhmvollle Erfolge aufweisen können*). Allein in „Zayde“ sind die Helden nicht ausschliesslich Diener ihrer galanten Neigung. Sie kennen andre Pflichten, andre Interessen. Die spanischen und maurischen Fürsten kämpfen für die Grösse ihres Vaterlands, für ihren Glauben oder ihren Ehrgeiz, während der Scudéry'sche Cyrus und dessen Helden die ganze Welt in Brand stecken, nur um einer Liebeslaune zu folgen. Noch auffallenderen Fortschritt weist „Zayde“ in der Kunst der Erzählung auf, die lebhaft fortschreitet und zu spannen weiss.

Die „Princesse de Clèves“ ist ohne Zweifel die gelungenste Arbeit der Gräfin, und nicht mit Unrecht wird das kleine Werk zu den klassischen Erzählungen der französischen Literatur gerechnt. Die Geschichte, die sie bietet, ist überaus einfach und hat jegliches Episodenbeiwerk verbannt. Sie ist in die Zeit König Heinrich II. verlegt, und bewegt sich nicht allein in einer Epoche, die jedem Leser damals vertraut war, sie gewann auch an Reiz, weil sie in Paris selbst, im Louvre oder in der nächsten Umgebung der Hauptstadt sich abspielt. Man steht auf festem geschichtlichen Boden, wie schon die historische Einleitung beweist. „Niemals hatte man solche Pracht und ritterliche Galanterie gesehen, wie in den letzten Jahren der Regierung Heinrich II.“, beginnt die Verfasserin; und um den Leser mit der Gesellschaft vertraut zu machen, in die er eingeführt werden soll, gibt sie zunächst eine Charakteristik der ange-

*) Hamilton, Mém. de Gramont, ch. IV: „La gloire dans les armes n'est tout au plus que la moitié du brillant qui distingue les héros. Il faut que l'amour mette la dernière main au relief de leur caractère par les travaux, la témérité des entreprises et la gloire des succès.“

sehensten Personen des Hofes. Sie versucht es, die politische Lage und die Parteien, in die der Hof geschieden war, anschaulich zu machen. In ähnlicher Art begann später auch Walter Scott seine historischen Romane, und wenn die moderne Erzählung des Effekts halber gleich mitten in die Begebenheiten führt, so muss sie doch auf eine oder die andere Weise im Verlauf der Darstellung auf die Vorgeschichte zurückkommen und die nöthigen Aufklärungen nachträglich geben. Im 17. Jahrhundert war diese exakte, an die Geschichte sich anlehnende Form des Romans jedenfalls ein Fortschritt. Der Inhalt der La Fayette'schen Erzählung ist in der Kürze folgender. Das Fräulein von Chartres wird dem Familieninteresse zu Liebe mit dem Prinzen von Clèves vermählt, ohne dass man ihre Neigung befragt. Clèves ist ein Mann von edlem Charakter, der seine junge Gemahlin leidenschaftlich liebt, aber ihr keine Gegenliebe einzuflössen vermag. Er hält sie für kalt und jeder Leidenschaft unfähig. Allein eines Tages trifft sie bei einem Hoffest den Prinzen Nemours, der als der vollendetste Ritter Frankreichs gerühmt wird, und die erste Begegnung weckt die Liebe in den Herzen Beider. Der Roman schildert nun den Kampf der Prinzessin mit sich selbst, ihr Pflichtgefühl im Widerstreit mit der stets mächtiger anwachsenden Leidenschaft. Zuletzt flüchtet sie auf das Land nach Coulommiers, wo sie in der Einsamkeit ihres schönen Besitzes die Ruhe wieder zu finden hofft. Ihr Gemahl ahnt nichts von dem Kampf in ihrer Brust und dringt auf ihre Rückkehr nach Paris. In ihrer Verzweiflung greift sie zu einem ungewöhnlichen Mittel. Der Prinz hat einst geäussert, dass wenn ihm seine Geliebte, ja selbst seine Frau ihre Liebe zu einem andern gestände, ihn diese Mittheilung zwar betrüben, aber nicht erbittern würde. Er würde sich dann nicht mehr als Liebhaber oder Gatte, sondern als Freund und Rathgeber betrachten. Diese Bemerkung ist der Prinzessin in Erinnerung geblieben, und im Vertrauen auf den Edelmuth ihres Gemahls wirft sie sich ihm zu Füssen und bekennt, was in ihrem Herzen vorgeht. Der Prinz geräth ausser sich. Unglücklicherweise hat Nemours ihr Geständniss belauscht. Von Hoffnung erfüllt schleicht er sich nächtlicher Weise in den Park von Coulommiers und

verbringt dort seufzend und schmachtend die Nacht. Ein Vertrauter des Prinzen hat ihn in den Garten schleichen sehen, und Clèves ist nun überzeugt, dass ihn seine Gattin wirklich verräth. Der Kummer wirft ihn auf das Krankenlager und er stirbt. Die Prinzessin zieht sich in tiefer Trauer von der Welt zurück. Sie ist frei, aber Nemours hofft vergebens sie nun zu gewinnen. Gerade diese letzten Abschnitte gehören zu den besten des ganzen Romans.

Der Roman machte grosses Aufsehen. Er wurde von den Lesern verschlungen, Boursault verarbeitete ihn zu einer Tragödie, die Kritiker schrieben ganze Bücher für und gegen ihn. Mme de La Fayette behauptete ihr Incognito wenigstens der Welt gegenüber. Dem Sekretär der Herzogin von Savoyen, Lescheraine, mit dem sie in regem Briefwechsel stand, leugnete sie ihre Autorschaft geradezu ab und kritisirte den Roman, als wäre er ihr völlig fremd. Sie finde das Buch schön und gut, wenn auch nicht sehr sorgfältig geschrieben, und der Hof sei darin vorzüglich geschildert. Es sei weniger ein Roman, als ein Memoirenwerk *).

Bei der Beurtheilung der „Princesse de Clèves" brauchen wir nicht erst darauf hinzuweisen, dass man den Ton und die Effekte eines heutigen Romans nicht darin suchen darf. Wer das Buch zur Hand nimmt, um eine Sensationsnovelle modernen Schlages zu finden, wird sich enttäuscht sehen. Die Erzählung der Gräfin La Fayette gleicht einem feinausgeführten, etwas verblassten Pastellbild. Wahrheit der Darstellung aber, Masshalten in der Schilderung des Details, Anmuth und Liebenswürdigkeit

---

*) Mme de La Fayette à Lescheraine, lettre du 13 avril 1678: „Un petit livre qui a couru, il y a quinze ans, et où il plut au public de me donner part, a fait qu'on m'en donne encore à la „Princesse de Clèves". Mais je vous assure que je n'y en ai aucune.... Pour moi, je suis flattée que l'on me soupçonne et je crois que j'avouerois le livre si j'étois assurée que l'auteur ne vînt jamais me le redemander. Je le trouve très-agréable, bien écrit, sans être extrêmement châtié, plein de choses d'une délicatesse admirable, et qu'il faut même relire plus d'une fois; et surtout ce que j'y trouve, c'est une parfaite imitation du monde de la cour et de la manière dont on y vit; il n'y a rien de romanesque ni de grimpé: aussi n'est-ce pas un roman; c'est proprement des Mémoires, et c'étoit, à ce que l'on m'a dit, le titre du livre, mais on l'a changé.

der Erzählung, psychologische Feinheit, das sind die Vorzüge dieses Werkes, auf das ein Strahl echter Poesie gefallen ist. Ein Hauch der Sehnsucht geht durch das Ganze, der Sehnsucht nach der Jugend, da das Herz noch lieben kann; und eine Reinheit der Gesinnung lebt in dem Roman, die um so wohlthuender wirkt, als er aus einer Gesellschaft stammt, die man für nichts weniger denn sittenstreng kennt.

Zwei Jahre nach der Veröffentlichung der „Princesse de Clèves" starb La Rochefoucauld. Die Briefe der Frau von Sévigné reden wiederholt von der namenlosen Trauer ihrer Freundin über diesen Verlust. Mme de La Fayette lebte noch eine Reihe von Jahren, allein sie war immer leidend. Aus dieser letzten Zeit stammt noch eine kleinere Erzählung „La comtesse de Tende", welche in der Art der vorhergehenden geschrieben ist, aber sie nicht erreicht, und die „Mémoires de la Cour de France", für die Jahre 1688 und 1689. Kam die Gräfin auch nur selten an den Hof, so wurde sie doch von dem König immer ausgezeichnet, so oft er sie sah*).

Mme de la Fayette hatte indessen noch eine andre Aufgabe übernommen, von der die Welt nichts wusste und die mit ihrer literarischen Richtung, ihrem Charakter in Widerspruch zu stehen scheint. Eine Reihe von Briefen, die man kürzlich aus den Papieren des Turiner Archivs veröffentlicht hat, zeigt sie uns in einem ganz andren Lichte**). Die Frau, die aller Politik fern zu stehen schien, deren Offenheit und Geradheit man allgemein rühmte, enthüllt sich nun mit einem Mal als politische Agentin im Dienste der Herzogin von Savoyen. Diese, eine geborne

*) Vergl. Sévigné, lettre à Mme de Grignan, 17 avril 1671: „Mme de La Fayette fut hier à Versailles; Mme de Thianges lui avoit mandé d'y aller. Elle y fut reçue très-bien, mais très-bien, c'est-à-dire que le Roi la fit mettre dans sa calèche avec les dames et prit plaisir à lui montrer toutes les beautés de Versailles, comme un particulier que l'on va voir dans sa maison de campagne. Il ne parla qu'à elle, et reçut avec beaucoup de plaisir et de politesse toutes les louanges qu'elle donna aux merveilleuses beautés qu'il lui montroit. Vous pouvez penser si l'on est contente d'un tel voyage."

**) A. D. Perrero, Lettere inedite di Madame de La Fayette. Torino 1880. — Die Revue des deux mondes vom 15 sept. 1880 enthält einen Aufsatz über diese Briefe von Arvède Barine.

Prinzessin von Nemours, hatte nach dem Tod ihres Gemahls, des Herzogs Karl Emmanuel II. von Savoyen, die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn übernommen. Die Zeit ihrer Herrschaft war stürmisch. Unwürdige Günstlinge rangen um den Einfluss auf die Herzogin, die bald in Zwietracht mit ihrem Sohn gerieth. Den französischen Herrscher und seinen Hof in günstiger Stimmung zu erhalten, musste eine Hauptsorge der savoyischen Fürstin sein, und sie gewann in der Gräfin La Fayette eine kluge und energische Vertreterin. Lescheraine, der schon oben erwähnte Sekretär der Herzogin, hatte den Verkehr zwischen den beiden Damen zu vermitteln. Die piemontesischen Gesandten waren eifrige Besucher des La Fayette'schen Salons, ohne dass diese Höflichkeit besonders auffiel. Von hier aus verbreiteten sich die Nachrichten über die Vorgänge am Turiner Hof und Mme de La Fayette sorgte dafür, dass sie in dem erwünschten Licht erschienen. Umgekehrt war sie oft in der Lage, manche wichtige Kunde aus Paris über die Alpen zu senden. Neben solchen politischen Aufträgen hatte sie aber noch eine Menge unpolitischer, in den Augen der Auftraggeberin gleich wichtigen Geschäfte zu besorgen, Einkäufe aller Art, vor allem Besorgung von Toiletten und Modeartikeln. Die Briefe zeigen, welch' umsichtige und energische Vertreterin die Herzogin an Mme de La Fayette gefunden hatte. Diese liess es an Warnungen und Belehrungen nicht fehlen, sie durchschaute die Politik der Gegner, verstand sie geschickt zu durchkreuzen, und ihre Wirksamkeit war um so nützlicher, je weniger man dieselbe ahnte. Selbst ihre beste Freundin, Mme de Sévigné, wusste nichts von dieser Stellung. Dass die Gräfin ihre Dienste nicht unentgeltlich leistete, geht aus den Briefen hervor; die Herzogin schenkte ihr schöne Stoffe, Kleider und was sie sonst noch erfreuen mochte. Es scheint aber, dass sie ihr auch Geld schickte, und wenn die Belohnung für die Dienste über Gebühr ausblieb, erhielt Lescheraine einen Brief, worin dieselbe nachdrücklich gefordert wurde.

Man sieht die geistvolle Frau mit Bedauern in der Rolle einer geheimen Agentin. Mag sie auch nichts gethan und gesagt haben, was ihrem Lande hätte Schaden bringen können, so bleibt eine solche Thätigkeit immer widerwärtig.

Die letzten Lebensjahre der Gräfin waren, wie gesagt, durch Krankheit getrübt. In einem Briefe vom 24. Jan. 1691 schrieb sie an ihre Freundin Sévigné: „Die Nachrichten, die ich Ihnen über meine Gesundheit zu geben habe, sind sehr schlecht. Ich habe Tag und Nacht keine Ruhe, weder körperlich noch geistig; ich bin nichts mehr und welke sichtlich dahin.“ Melancholisch fügte sie dann im Gedanken an ihren nahen Tod hinzu: „Seien Sie überzeugt, dass ich Sie von allen Menschen am aufrichtigsten geliebt habe.“ Ein Jahr darauf verschied sie, im Mai 1692, im Alter von 58 Jahren *).

Die Anregung, die sie gegeben hatte, übte indessen ihre Wirkung in gleichem Masse weiter aus. Aus ihren Erzählungen erwuchs allmälig der historische Roman. Sobald einmal die Art der Novellen, wie sie Mme de La Fayette liebte, Anerkennung gefunden hatte, fehlte es an Nachahmern und Nachahmerinnen nicht. Freilich besass niemand von ihnen Mme de La Fayette's Geist und Erzählungsgabe. Die elegante Novelle wurde zur Modesache und darum auch bald fad und farblos, wie die Helden der meisten Tragödien. Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner Vorliebe für die Novellette meldete sich bereits an. Den Uebergang zu dieser leichten Gattung, die sich durch Witz und Frivolität, sowie durch leichte Eleganz bemerkbar machte, bildeten eben jene Erzählungen am Schlusse des 17. Jahrhunderts.

Von den Schriftstellerinnen, welche mit der Verfasserin der „Princesse de Clèves“ zu wetteifern versuchten, ist zunächst Marie Cathérine Jumelle de Berneville zu nennen. Im Jahre 1654 in der Guyenne geboren, mit dem Grafen d'Aulnoy verheirathet, schrieb sie ausser Novellen im älteren und romanesken Stil auch historische Erzählungen, deren bekannteste „Hippolyte comte de Douglas“ betitelt ist (1690). Dass Mme d'Aulnoy zu beobachten verstand, bewies sie auch in den beiden Werken, welche sie

*) Vergl. Sainte-Beuve, Portraits de femmes. Aufsatz über Mme de La Fayette. Ferner die Ausgabe der „Princesse de Clèves“, précédée d'une étude par M. de Lescure. Paris, librairie des bibliophiles 1881.

gelegentlich eines Aufenthalts in Spanien über dieses Land und den spanischen Hof verfasste*). Sie starb im Jahr 1705.

Erzählungen schrieben ferner die schon früher genannten Damen, Mlle de La Force, Mme de Saliez, Henriette Julie de Castelnau, spätere Gräfin de Murat, Cathérine Bernard und noch manche andere. Bernard's Arbeiten wurden von Fontenelle gefeilt, ohne deshalb besonderen Werth zu erlangen. Die Gräfin Murat (1670—1716) machte mehr Aufsehen durch ihre galanten Abenteuer als durch ihre Bücher. König Ludwig verwies sie von seinem Hof; wegen ihres Lebenswandels, wie die einen sagen, wegen eines ihr zugeschriebenen Libells, wie die andern wissen wollen. Der Herzog von Orléans hob als Regent die Verbannung wieder auf.

Der Roman hatte einen weiten Weg zurückgelegt. Aus der Erzählung, wie sie das Mittelalter liebte, von den wunderbaren Thaten ritterlicher Helden, die zum Kampf mit Riesen und Zauberern auszogen, war in langsamer Entwicklung der moderne Roman entstanden. Cervantes hatte den Ritterroman verdrängt, aber an seine Stelle war der kaum minder phantastische Schäferroman getreten. Der Mensch hat nun einmal seine Freude an den Gebilden der Phantasie, die ihn über die gewöhnliche Wirklichkeit hinausheben, und alle Bestrebungen der modernen Naturalisten und Experimentalisten werden das nicht ändern. Das 17. Jahrhundert war indessen einer allzu üppigen, überquellenden Phantasie abhold, und der Gedanke, im Roman nur reale Verhältnisse, historische Persönlichkeiten zu schildern, konnte sicher auf Beistimmung rechnen. Das zeigte sich bei den Romanen des Fräuleins de Scudéry, wie noch mehr bei den Werken der Gräfin La Fayette und ihrer Nachfolgerinnen. Das Wunderbare, Uebernatürliche war damit aus der Erzählung verbannt, wie es schon lang aus dem Drama verschwunden war. Boileau's Ruf „le bon sens!“ hatte auch hier gesiegt.

Was aber vermag die abstrakte Theorie, die Lehre der Kritiker und Aesthetiker gegen die Natur? Die Lust an der

*) Mme d'Aulnoy, Mémoires sur la Cour d'Espagne und Relation du voyage d'Espagne 1690. Eine neue Ausgabe, besorgt von Mme B. Carey, erschien 1874. Auch schrieb sie Memoiren über die denkwürdigsten Ereignisse in Europa von 1672—1679. Dieselben erschienen 1692.

Fabelwelt war nicht zu unterdrücken, und als man sie aus der vornehmen Literatur verscheuchte, suchte sie sich ein andres Gebiet, das kleiner, aber um so besser zu behaupten war. Sie bemächtigte sich der Oper, die nun in der Zauberwelt schwelgte, und belebte das volksthümliche Märchen, das bald eine erneute Popularität gewann und in weitere Kreise drang als je zuvor.

Die Kinderwelt kennt die Perrault'schen Märchen von dem „Rothkäppchen", dem „Blaubart", dem „Aschenbrödel" und der „Eselshaut", Märchen, die schon lang im Mund des Volkes lebten, aber von Perrault zuerst in die Form gebracht wurden, wie wir sie jetzt besitzen, und in der sie Millionen und Millionen von Kinderherzen erfreut und bewegt haben.

Das Feenmärchen stammt aus dem Orient, dessen Völker sich am bunten Spiel der Phantasie am meisten vergnügen. Der Farbenglanz und die Ueppigkeit der tropischen Natur belebt auch die Einbildungskraft des Menschen; die gewaltigen Naturerscheinungen leiten ihn zum Glauben an übermenschliche Mächte, als da sind Dämonen und Feen. Die Märchen der tausend und einen Nacht sind die berühmteste, aber nicht die einzige Sammlung arabischer Märchen. Der Orient ist unerschöpflich an derlei Erzählungen. Auch die Völker des Abendlands haben ähnliche Geschichten, die von Nation zu Nation, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werden. Aberglaube und poetische Phantasie vermischen sich und schaffen die verschiedensten Sagen. Oft auch bot das Märchen der alten, heidnischen Götterlehre eine Zuflucht, oder es bildete, gleich der Thierfabel, nur das gefällige Gewand für eine Lehre der Lebensklugheit. Es ist kein Zufall, dass sich die Freude am Märchen gerade am Schluss des 18. Jahrhunderts stärker offenbarte, sondern nur ein natürliches Ergebniss der literarischen Entwicklung. Die nächste und grösste Anregung aber kam von Charles Perrault, der auch bei andrer Gelegenheit in der Geschichte der geistigen Strömungen genannt wird.

Charles Perrault (1628—1703) stammte aus einer angesehenen bürgerlichen Familie der Touraine. Sein Vater, ein Mann von Bildung und Wissen, war Advokat bei dem Pariser Parlament. Von

seinen vier Söhnen erwarben sich zwei nicht geringes Ansehen und Anerkennung. Der zweite, Claude, widmete sich der Medicin, wurde aber durch seine architektonischen Arbeiten bekannt. Er entwarf u. a. den Plan zu der Kolonnade des Louvre. Der jüngste Sohn, Charles, erwarb in Orléans die Würde eines Licentiaten der Rechte, wurde Advokat, trat aber bald in die Finanzverwaltung über. Er arbeitete einige Jahre unter seinem ältesten Bruder Pierre, der Generalsteuereinnehmer war, bis er auch diese Stelle aufgab. Neben seinen praktischen Beschäftigungen fand er noch Musse zu literarischen Arbeiten. In seiner Jugend hatte er, im Sinn des damals herrschenden Geschmacks das sechste Buch der Aeneide travestirt und ein burleskes Epos in zwei Gesängen „Les murs de Troie ou l'origine du burlesque" verfasst*). Diese poetischen Versuche verrathen, wie die späteren Gedichte, keinerlei dichterisches Talent. Perrault blieb auch in seinen Oden und Liebesgedichten kalt und kannte nur die conventionelle Sprache der Galanterie.

Colbert berief ihn 1663 als Mitglied in eine Kommission, welche die nöthigen Inschriften auf Münzen, an öffentlichen Gebäuden, Monumenten u. s. w. vorzuschlagen hatte. Perrault fand darin als Kollegen noch Chapelain, den Abbé de Bourseis und Abbé Cassagne. Die Kommission erhielt auch den Auftrag, eine Geschichte König Ludwig's zu schreiben, zu welchem Behuf ihr noch der gelehrte Hellenist Charpentier beigegeben wurde. Diese Arbeit gerieth jedoch bald ins Stocken, und als der Gedanke später wieder auf Anregung der Mme de Montespan aufgenommen wurde, erhielten bekanntlich Boileau, Racine und Pellisson den Auftrag dazu.

Aus der „Petite-Académie" aber, wie man jene Kommission nannte, erwuchs mit der Zeit die „Académie des inscriptions et belles lettres".

Durch seine Stellung in der Kommission kam Perrault in häufige Berührung mit Colbert, der ihn nach einiger Zeit zum Bau-Inspector (contrôleur général des bâtiments) ernannte. Auch

*) Nur der erste Gesang erschien im Druck Paris 1653 in 4°.

wurde Perrault 1671 in die Akademie gewählt, vor Racine, Boileau und La Fontaine. Diese Ehre feuerte ihn zu neuen poetischen Arbeiten an, die freilich die früheren an Werth nicht übertrafen. Von diesen späteren Werken erwähnen wir das Epos „Saint-Paulin", die Geschichte des Bischofs Paulinus von Nola, der sich selbst als Sklave in die Hand des Vandalenkönigs gab, um den Sohn einer armen Witwe loszukaufen. Anlass zu grossem Streit gab Perrault mit einem längeren Gedicht, das er zur Feier der Genesung Ludwig XIV. in einer Sitzung der Akademie vorlas (27. Jan. 1687). Es trug den Titel „Le siècle de Louis le Grand", und enthielt eine Verherrlichung des Königs und der modernen Zeit, deren Leistungen er auf allen Gebieten weit über die des Alterthums setzte. Selbst die Dichtungen der Griechen erreichten, seiner Ansicht nach, die Vollkommenheit der zeitgenössischen Literatur nicht. Ueber dieses Gedicht empört, begann Boileau mit dem Verfasser eine heftige Fehde, die bald grössere Ausdehnung gewann und gewöhnlich als die „Querelle des Anciens et des Modernes" bezeichnet wird. Wenn wir von der Burleske absehen, können wir sie als den ersten Versuch einer Reaktion gegen den Klassicismus bezeichnen und werden darum an andrer Stelle noch einmal auf sie zurückkommen. Seine Behauptung von der Grösse der modernen Zeit ausführlicher zu begründen, veröffentlichte Perrault 1688 eine Schrift in Form von Gesprächen „Parallèle des anciens et des modernes", und in demselben Sinn schrieb er noch die Biographien der berühmten Männer seines Jahrhunderts*). Auch seine Memoiren sind als ein Beitrag zur Kenntniss der Zeit zu erwähnen.

Trotz dieses grossen Fleisses wäre Perrault heute so gut wie vergessen, wenn er nicht in seinen letzten Jahren die Volksmärchen, die er seinen Kindern zu erzählen liebte, veröffentlicht hätte. Mit ihnen hat er seinen Ruhm begründet, und für die Dauer gesichert. Er wandte sich an die Kinder, deren Sinn

*) Parallèle des anciens et des modernes en ce qui regarde les arts et les sciences. 2 vols. Nouvelle édition augmenté de quelques dialogues. Paris 1693. — Les hommes illustres qui ont paru en France en ce siècle. 1696—1701. 2 vols in fol. 200 Biographien mit schön ausgeführten Porträts.

dem Wandel des Geschmacks nicht so unterworfen ist, und die sich, so viel Generationen auch auf einander folgen mögen, immer auf's neue an den Erlebnissen der „Eselshaut" erfreuen, von dem Blutdurst eines „Blaubart" bewegen lassen. Wer kennt sie nicht, die einfachen, echt volksthümlichen Geschichten? Perrault hatte sie wohl in seiner Jugend in der Kinderstube erzählen hören, oder später dem Mund des Volkes entnommen. Einige, „die Eselshaut", „Griseldis" und „die lächerlichen Wünsche" hatte er zuerst in Versen behandelt und damit den Spott Boileau's herausgefordert, der eine solche Thätigkeit mit der Würde eines Akademikers für unvereinbar hielt*). Boileau's kleinliche Kritik hätte Perrault wohl kaum beirrt, allein er mochte selbst fühlen, dass die Volksmärchen in einem künstlichen poetischen Gewand nur verlieren, und so entschloss er sich, sie in ihrer ursprünglichen Form zu veröffentlichen. Er erzählte sie, wie er sie seinen Kindern erzählt hatte, ja er soll sie von seinem Knaben haben niederschreiben lassen, um ihnen die kindlich naive Form zu bewahren. Unter dessen Namen, Perrault d'Armancour, liess er sie auch 1697 erscheinen**) und widmete sie der Prinzessin Charlotte von Orléans, der Tochter der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte von Baiern, die aus ihrem Heimatland die Freude an Märchen mitgebracht hatte und solche Geschichten gern erzählte.

Seine Märchen sind in alle Sprachen übersetzt und öfters bearbeitet worden, um sie dem Geist der modernen Zeit mehr anzupassen. Ihr Charakter wurde dadurch jedoch nicht wesentlich berührt, und es sind immer noch die Perrault'schen Märchen, welche man den Kindern bietet.

Feen und Zauberer spielen bei Perrault keine grosse Rolle. Erst die Uebersetzung der „Tausend und eine Nacht" von Galland (1704—1708) brachte diese mehr orientalischen Phantasie-

*) Boileau schlug vor, als Titel für die Sammlung dieser Erzählungen zu wählen: „Le conte de Peau-d'âne et l'histoire de la femme au nez de boudin, mis en vers par M. Perrault, de l'Académie françoise."

**) „Les contes de ma mère l'Oye" sind seitdem in vielen Ausgaben erschienen. Besonders zu erwähnen sind die von Paul L. Jacob (Paris, Mame 1836), sowie die von Doré illustrirte. Vergl. auch (Walkenaër) „Lettres sur les contes de fées" 1826.

gebilde auch in Frankreich zur Herrschaft. Bald schossen die Feenmärchen von allen Seiten empor. Unter den Erzählerinnen stand die Gräfin d'Aulnoy voran, die ihr Talent gerade in dieser Gattung am meisten geltend machte. Lassen sich ihre Märchen auch mit den echten Volksmärchen nicht vergleichen, so sind doch auch sie gefällig und frisch. In einem solchen Märchen dürfen selbst die Menschenfresser und bösen Stiefmütter nicht gar zu tragisch erscheinen, und Mme d'Aulnoy verstand es, anziehend zu erzählen, ohne die heitere Anmuth, welche auf diesem Gebiet verlangt wird, zu opfern. Ihre Geschichten von Gracieuse und Percinet, von der Prinzessin Goldhaar, dem Prinzen Charmant, der in einen blauen Vogel verwandelt wird, von der weissen Katze und der Prinzessin Reh (la biche au bois) sind ja ebenfalls heute noch überall beliebt.

In die letzten Jahre des Jahrhunderts gehört noch ein anderer Roman, der viel Aufsehen machte und seine Leser entzückte, Fénelon's „Télémaque". Doch gehört dieses Werk, das für den jungen Sohn des Dauphin, den Herzog von Burgund, geschrieben war, eigentlich schon zur Geschichte der Literatur und der Geschmacksrichtungen im 18. Jahrhundert. Die erste Ausgabe, die mit vielen satirischen Zusätzen versehen war und von Fénelon verleugnet wurde, erschien 1699, aber die richtige, auf das Originalmanuskript basirte Ausgabe besorgte erst Fénelon's Neffe, der Marquis de Salignac, im Jahre 1717.

Merkwürdig war es doch, wie der „Télémaque" an die frühere Richtung im Roman anknüpfte und die Manier des „Grand Cyrus", wenn auch verfeinert und mit mehr Geschmack, wieder aufnahm. Wie jener die alte Welt nur als Rahmen für ein modernes Gemälde wählte, so auch der „Télémaque", in dem man immer zwischen Alterthum und Neuzeit hin und herschwankt.

Wir werden Fénelon an andrer Stelle genauer besprechen und dann noch einmal von dem „Télémaque" handeln, der recht eigentlich den Uebergang aus dem einen in das andre Jahrhundert bezeichnet. Auch den realistischen Roman Furetière's „le roman bourgeois" darf man nicht übersehen. Obgleich Furetière, ein Freund Boileau's und Racine's, auf Seiten der

neuen literarischen Richtung stand, trat er doch mit seinem Roman, der ein merkwürdiges Bild von dem Leben des kleinen Bürgerstands zu Paris entwirft, in direkten Gegensatz gegen die feinen und eleganten Erzählungen. Er betont in seiner Vorrede, dass er nach Wahrheit der Zeichnung strebe, obwohl er keine bestimmten Menschen konterfeit habe. Das geht wohl direkt gegen die Scudéry'schen Romane, deren süssliche Art seinem kaustischen Geist zuwider war*). „Ich singe die Liebschaften und Abenteuer einiger Bürger von Paris, Männlein und Weiblein" **) — so beginnt er seinen Roman, der durch seine Ausfälle gegen die verschiedenen Stände, gegen schlechte Poeten und Pedanten nicht selten satirischen Charakter erhält.

Antoine Furetière war 1620 zu Paris geboren, wurde Advokat, dann Prokurator der Abtei Saint-Germain des Prés, in die er sogar später als Ordensmitglied eintrat. Er war ein Mann von reichem Wissen, dabei scharfen spöttischen Geistes, wie auch seine Werke beweisen. Von seinen satirischen Schriften erwähnen wir die „Nouvelle allégorique sur l'histoire des derniers troubles arrivés au royaume d'éloquence" (1658), sowie seine „Voyage de Mercure", in fünf Büchern, die sich hauptsächlich gegen die damals tonangebenden Dichter wendete (1659). Der „Roman bourgeois" erschien 1666, nachdem Furetière schon vier Jahre zuvor in die Akademie berufen worden war. Er entzweite sich aber mit derselben, als er selbst ein Wörterbuch der französischen Sprache zu bearbeiten begann. Man warf ihm vor, dass er die Vorarbeiten der Akademie benutze, ein Plagiat begehe, und als er sich nicht abschrecken liess, strich man seinen Namen aus der Liste der Mitglieder (1685). Mit diesem Gewaltakt entbrannte aber erst recht der Krieg. Die heftigsten Streit-

---

*) Le roman bourgeois, avis au lecteur: „Toute la grâce que je te demande, c'est qu'après t'avoir bien adverty qu'il n'y a rien que de fabuleux dans ce livre, tu n'ailles point rechercher quelle est la personne dont tu croiras reconnoistre le portrait ou l'histoire, pour l'appliquer à monsieur un tel ou à mademoiselle une telle, sous prétexte que tu y trouveras un nom approchant ou quelque caractère semblable."

**) „Je chante les amours et les adventures de plusieurs bourgeois de Paris, de l'un et de l'autre sexe."

schriften flogen herüber und hinüber. Furetière's Gegner zeichneten sich durch Grobheit und Leidenschaftlichkeit aus. Sie warfen ihm nicht allein allerlei Niederträchtigkeiten, sondern sogar verbrecherische Thaten vor, und zu wahrhaftem Frieden gelangte er nicht mehr. Krank und misstrauisch, glaubte er seine Freiheit bedroht, verbarg sich und war mehr als einmal auf dem Punkt, das Manuskript seines Wörterbuchs ins Feuer zu werfen. Gedruckt erschien dasselbe erst nach seinem Tod (Rotterdam 1690), und als einige Jahre später die Akademie ihr Wörterbuch veröffentlichte, musste man zugeben, dass Furetière's Arbeit nach einem ganz andren Plan aufgebaut sei. Sie bildete die Grundlage für das grosse Wörterbuch, das die Jesuiten von Trévoux im vorigen Jahrhundert ausarbeiteten, und ist auch heute noch für die Kenntniss der Sprache des 17. Jahrhunderts von Werth.

Siebenter Abschnitt.

Madame de Sévigné.

In der Geschichte der Literaturepoche, die uns beschäftigt, darf Frau von Sévigné nicht übergangen werden. Vertrauliche Privatbriefe sind zwar, streng genommen, nicht als Literaturwerk zu betrachten, und auch die Sévigné'sche Correspondenz wäre insofern von unserer Betrachtung auszuschliessen. Und doch möchte niemand die liebenswürdige Briefstellerin aus der Literaturgeschichte bannen. Ihre Briefe ermangeln der Tiefe, aber sie geben ein so anziehendes Bild des geselligen und literarischen Lebens ihrer Zeit, sie sind in ihrer Zwanglosigkeit und durch den sprudelnden Geist, mit dem sie alles behandeln und beurtheilen, so gewinnend und bilden einen so charakteristischen Beitrag zur Literaturgeschichte jener Jahre, dass man ihnen die vollste Aufmerksamkeit widmen muss. Sie sind in ihrer Art klassisch, wie irgend ein andres Werk ihrer Zeitgenossen.

In dem Abschnitt über den Hof und die Stadt fanden wir Veranlassung, auf die Tagespresse, oder vielmehr auf den Mangel einer solchen hinzuweisen. Bevor wir nun von den Briefen der Frau von Sévigné reden, möchten wir auf den Unterschied aufmerksam machen, der zwischen der früheren Art freundschaftlicher Korrespondenz und der heutigen besteht. Die Briefe, die man früher mit einander wechselte, hatten einen Theil der Aufgabe zu lösen, welche heute den Zeitungen obliegt. Diese letzteren hatten im 17. Jahrhundert bei der Armuth ihres Inhalts noch keine Bedeutung; das Bedürfniss aber, das sie später so gross werden liess, machte sich auch damals schon beim Publikum geltend. Wie heute, hatte man auch früher den Wunsch, zu erfahren, was es Neues gibt, was in der Politik, im Staatsleben, was bei Hof und in der Gesellschaft, in Kunst und Literatur, oder auf dem Gebiete der Mode Bemerkenswerthes vorging. In freieren Ländern, wie England und Holland, ersetzten zum Theil die zahlreichen Flugschriften, welche wich-

tige politische Fragen behandelten, die heutigen Tagesblätter. In Frankreich aber, wo eine politische Publicistik nicht möglich war und das Interesse an dem Leben des Staats gewaltsam unterdrückt wurde, musste die Vorliebe des Publikums für Sensationsprocesse, Skandalgeschichten und Klatschereien um so mehr hervortreten. Den Heisshunger nach solcher Unterhaltung zu befriedigen, bemühten sich damals die „Nouvellistes", Neuigkeitskrämer, die sich zumeist im Garten der Tuilerien oder des Palais-Royal trafen, um ihre Nachrichten auszutauschen. Auch fand man sie oft in den Gewölben der Buchhändler, die sich zu solchen Rendezvous vortrefflich eigneten. Aber auch die Provinz wollte wissen, was man sich in Paris erzählte, und dazu mussten die Briefe helfen. Zweimal wöchentlich ging die Briefpost in den verschiedenen Richtungen von Paris ab. So oft sich ausserdem eine Gelegenheit bot, Briefe durch einen Freund oder einen besonderen Boten bestellen zu lassen, benutzte man sie gern. Wer es konnte, gewann einen Vertrauensmann unter den Postbeamten, der die gute und schnelle Besorgung der Korrespondenz überwachte. Die Briefe, die uns aus dem 17. Jahrhundert erhalten sind, weisen zumeist ein grosses, starkes Schreibpapier auf, und da man noch keine Briefhüllen kannte, wurden sie künstlich gefaltet, mit einem Seidenband umschlossen und auf dieses das Siegel gedrückt. Ein Brief von Paris nach Vitré in der Bretagne brauchte fünf Tage, und fast die doppelte Zeit, wenn er aus der Provence dahin geschickt wurde*).

Bei so langen Reisen waren die Briefe vielerlei Unfällen ausgesetzt, und gar mancher gelangte nicht an den Ort seiner Bestimmung. Schon damals hatte die Postverwaltung ihr „schwarzes Kabinet", und die Prinzessin von Montpensier erzählt ganz offen in ihren Memoiren, dass sie sich während der Fronde in Orléans damit die Zeit vertrieb, alle Kuriere anhalten zu lassen, nicht allein die Staatsdepeschen, sondern auch die Privatbriefe zu erbrechen und sich an ihrem Inhalt zu ergötzen**).

---

*) Mme de Sévigné, Brief vom 25. Sept. 1671 und 20. Sept. 1675.

**) Mlle de Montpensier, Mémoires II, S. 41 (Jahr 1652), éd. Chéruel.

Man hat im 17. Jahrhundert viel korrespondirt, wenn auch nicht so viel, wie im darauffolgenden Jahrhundert, das als die goldne Zeit der Briefschreiber gelten kann. Schon damals hatte man in Paris förmliche Korrespondenzbureaux, bei welchen man auf eine Reihe von Briefen abonnieren konnte, und welche es übernahmen, ihre Leser von den Hauptbegebenheiten in der Hauptstadt in Kenntniss zu setzen. Aristokratische Familien, die in der Provinz lebten, hielten sich wohl ihren „Specialkorrespondenten". So liess sich die Herzogin von Longueville von einem gewissen Loret allwöchentlich eine gereimte Chronik über das, was in Paris vorging, einsenden. In trivialen Knittelversen berichtete Loret von den Hoffesten, den sonstigen gesellschaftlichen Vorgängen, dem Theater und was sonst die vornehme Dame noch interessiren konnte. Wir besitzen noch diese Korrespondenz, die durch ihre Mittheilungen nicht ohne Werth für die Kenntniss der Zeit ist*). Auch König Ludwig XIV. liess sich eine ähnliche gereimte Zeitung von dem Lustspieldichter Boursault schreiben. Als sich dieser aber einmal einen Witz über einen Franciskanerpater darin erlaubte, verbot der König ihre Fortsetzung. Boursault schrieb sie trotzdem weiter, nur sandte er sie seitdem dem Prinzen Condé.

Doch man las nicht allein solche Zeitungen in den aristokratischen Kreisen, man schrieb deren auch. Da war z. B. die Marquise d'Huxelles, welche sich auf die Journalistik verlegte, nachdem es mit der Galanterie nicht mehr ging, und ein kurzer Versuch mit der Frömmigkeit ihr auch nicht gefallen hatte. Das Musée Calvet zu Avignon besitzt eine Sammlung solcher Zeitungen, welche die Marquise an ihren Freund, den Marquis de la Garde, sandte. Sie umfasst die Jahre 1704—1705 und 1709 bis 1712, dem Todesjahr der Marquise. Die gesellschaftliche Stellung der Briefschreiberin war derart, dass sie vieles Interessante wissen konnte. Sie kam an den Hof, verkehrte mit den Condé's, mit Frau von Maintenon, Frau von Sévigné und vielen der ersten

*) Jean Loret's Chronik, die er für die Herzogin 1650 — 1665 schrieb und unter dem Titel „La Muse historique" später veröffentlichte, ist in neuer Ausgabe 1857 und in den folgenden Jahren erschienen.

Familien. Man wusste, dass man sich grossen Dank bei ihr verdiente, wenn man ihr Neuigkeiten hinterbrachte, und so organisirte sie bei sich ein förmliches Neuigkeitsbureau. Was sie hörte, meldete sie ihren Freunden in der Provinz, in kurzem geschäftsmässigen Stil. Sie diktirte die Zeitung ihrem Sekretär, der dann für weitere Abschriften zu sorgen hatte. Natürlich suchte die Marquise keinen Gewinn aus ihrer journalistischen Arbeit zu ziehen, sondern betrieb dieselbe als eine Art Sport*). Daneben stand sie in eifrigem Briefwechsel mit Mme de Bernières, Mme de Maintenon, Mme de Harlay und anderen hervorragenden Personen der vornehmen Gesellschaft. Doch bieten ihre Briefe verhältnissmässig wenig Interesse. Sie sind für die Kenntniss des Lebens jener Zeit kaum von Belang, zumal wenn es sich darum handelt, das Thun und Denken jener ungezählten Millionen Menschen zu erforschen, die vor uns gelebt, sich in täglicher Arbeit abgemüht haben, die unbekannt und unbeachtet geblieben sind, und doch jederzeit in ihrer Gesammtheit das Volk ausmachen, um dessen Schicksale sich alles dreht. Das alltägliche Leben der alltäglichen Menschen, die Sitten und Lebensweise früherer Geschlechter vergegenwärtigen uns die Briefe nur, wenn sie mit dem Geist, der Frische und Natürlichkeit geschrieben sind, welche z. B. die Briefe der Marquise de Sévigné auszeichnen. Dann freilich gewinnen sie den Werth historischer Dokumente, da sie uns mit den Personen aus ihrer Zeit, wie mit Lebenden reden, denken, scherzen und trauern lassen.

Mme de Sévigné war keine ausserordentliche Frau, keine Frau von Genie oder grossartigem Charakter. Aber sie war eine der liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit, mit Geist und Mutterwitz begabt und fast immer mit Sonnenschein in dem Gemüth. Wie jedes Menschenkind hatte sie ihre Sorgen, ihren Kummer, oft recht schwere Stunden. Im Ganzen aber verfloss ihr Leben still und glücklich. Sie ist die beste Vertreterin der gebildeten Frauenwelt im 17. Jahrhundert. Sie lebte in der glänzendsten Epoche desselben und war Zeuge des Aufschwungs, den Frankreich

*) Vergl. Ed. de Barthélemy, La marquise d'Huxelles et ses amis. Paris, Firmin-Didot et Cie 1881.

damals nahm. Sie erlebte den Enthusiasmus, den die grossen Dramen Corneille's erregten, sie fühlte ihn mit, und so tief, dass die Erinnerung daran noch dreissig Jahre später ihr Herz höher schlagen machte. Sie sah noch die zweite, die eigentliche grosse Blütezeit der Literatur mit Molière, La Fontaine und Racine. Sie sah den Ruhm Ludwig XIV., des „Roi-Soleil", und der Tod ersparte ihr die Erfahrung von dem Unglück Frankreichs während der letzten Regierungsjahre ihres gefeierten Königs.

Frau von Sévigné schrieb nicht für die Oeffentlichkeit. Scherzhaft sagte sie einmal ihrer Tochter, sie hoffe, dass man ihre Briefe nicht drucken lassen werde*). Sie wäre höchlich überrascht gewesen, wenn man ihr gesagt hätte, dass diese einst zur klassischen Literatur Frankreichs gezählt werden würden. Und doch kam es so. Dreissig Jahre nach dem Tod der Frau von Sévigné veröffentlichte deren Enkelin, die Marquise de Simiane die Korrespondenz ihrer Grossmutter, — und die französische Literatur hatte einen grossen Namen mehr zu verzeichnen.

Marie de Rabutin-Chantal, die spätere Marquise de Sévigné, stammte aus einem alten burgundischen Geschlecht. Die Rabutin rühmten sich ihrer Verwandtschaft mit dem alten dänischen Königshaus. Die Familie theilte sich in zwei Linien, von welchen die ältere, die Rabutin-Chantal, ihren Hauptsitz in dem Schloss Bourbilly hatte. Dieses erhob sich in einem von dem Serain, einem Nebenflüsschen der Yonne, durchströmten Thal, und lag etwa zwei Stunden von Sémur entfernt (in dem heutigen Departement der Côte d'or). Das Land ist dort schön und fruchtbar, und die Herrschaft Bourbilly war ein stattlicher Besitz; doch hatte schon Mme de Sévigné über dessen Verfall zu klagen**). Heut sind die wenigen Reste des alten Schlosses zu Wirthschaftsgebäuden umgewandelt, und ein modernes Wohnhaus erhebt sich neben ihnen.

Die jüngere Linie führte den Namen Bussy-Rabutin. Deren Haupt war zur Zeit Ludwig XIV. Graf Roger de Bussy-Rabutin,

---

*) Brief vom 14. Juli 1680.

**) Mme de Sévigné, Brief an Bussy-Rabutin vom 31. Mai 1687: „Ma terre de Bourbilly est quasi devenu à rien par le rabais et par le peu de débit des blés et autres grains."

der viel von sich reden machte, und dessen wir auch schon früher Erwähnung gethan haben*).

Ein Rabutin that sich in der für die Franzosen so unglücklichen Schlacht bei Saint-Quentin 1557 hervor. Er sammelte die Trümmer des französischen Heers und rettete dieses vor gänzlicher Vernichtung. Später griff er, gleich Götz von Berlichingen, zur Feder, und schrieb Denkwürdigkeiten über den französisch-spanischen Krieg von 1551—1555.

Am Schluss des 16. und in dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts lebte Jeanne de Rabutin-Chantal, die wegen ihrer Frömmigkeit wie eine Heilige verehrt wurde. Im Verein mit dem bekannten Bischof von Genf, François de Sales, gründete sie den Frauenorden der „Heimsuchung" (de la Visitation), dessen Mitglieder, die Visitandines oder Salesianerinnen, sich hauptsächlich der Krankenpflege zu widmen hatten. Mme de Rabutin-Chantal setzte ihre Kraft und ihren Feuereifer für das Gelingen ihres Werkes ein. Sie verliess selbst ihr Haus und ihre Familie, um ganz den Werken der Frömmigkeit zu leben. Ihr Sohn Celse-Benigne, der damals dreizehn Jahre zählte, warf sich auf der Schwelle des Hauses vor ihr nieder und flehte sie an, bei ihm zu bleiben. Es war vergebens. Etwa achtzig Klöster verdankten ihr Entstehen der selbstlosen Frau, die freilich nicht begreifen wollte, welche Pflichten sie zu Haus vernachlässigte. Ihr Sohn hatte ihre Feuerseele geerbt, aber, in der Erziehung vernachlässigt, wurde er zu einem der stürmischsten Junker und Duellanten seiner Zeit.

Die Unsitte des Zweikampfs war zu einer wahren Kalamität geworden, und vergebens hatten die Könige zu wiederholten Malen jeden Duellanten mit der Todesstrafe bedroht. Der junge Baron Rabutin wurde eines Tages aus der Kirche, wo er das Abendmahl nahm, abgerufen, um seinem Freund, dem Marquis de Bouteville, zu sekundiren. Aus der Kirche eilte er auf den Kampfplatz und focht wacker mit. Denn es war Sitte, dass auch die Sekundanten mit einander kämpften. Das Duell machte Aufsehen; auch die Geistlichkeit beschwerte sich über Rabutin's Frevel, und sämmtliche Duellanten wurden zum Tod am Galgen

*) Siehe Abschnitt VII „Die Erzählungsliteratur".

verdammt. Rabutin hielt sich einige Monate versteckt, und erschien dann wieder bei Hof, als sei nichts vorgefallen. Bald darauf liess er sich in eine Verschwörung gegen Richelieu ein, und entging nur mit Mühe der Rache des Kardinals. Als dann gar Bouteville 1627 wegen eines abermaligen Duells enthauptet wurde, gerieth Rabutin in wilde Aufregung und suchte sich im Kriegslärm zu betäuben.

Der König belagerte damals La Rochelle, die Hauptfestung der Hugenotten. Rabutin eilte als Freiwilliger zu dem Heer, und fiel wenige Tage nach seiner Ankunft in einem tollkühnen Reiterangriff gegen ein englisches Corps, das den bedrängten Hugenotten Hilfe bringen wollte. Er war erst dreissig Jahre alt.

Mit ihm starb die männliche Linie der Rabutin-Chantal aus. Er hatte sich im Jahr 1624 mit Marie de Coulanges vermählt, und hinterliess eine Tochter, Marie, die spätere Marquise de Sévigné. Wir werden sehen, wie sich in derselben die Heftigkeit des Vaters, der fanatische Eifer der Grossmutter zu liebenswürdiger Lebhaftigkeit milderte.

Am 5. Februar 1672 schrieb Mme de Sévigné scherzhaft ihrer Tochter: „Heut vor tausend Jahren bin ich auf die Welt gekommen.“ Ihr Geburtstag ist somit bestimmt, der 5. Februar. Da sie nun in einem andern Brief, vom 18. September 1680, ihrer Tochter sagt, sie sollte sich nicht wundern, wenn Leute, die aus dem Jahr 1627 stammten, sich herausnähmen, krank zu werden, — so wäre auch, scheint es, das Geburtsjahr bestimmt. Allein wir wissen heute besser, als Frau von Sévigné selbst, wann sie zur Welt gekommen ist. In den Kirchenbüchern des Sprengels von St. Paul zu Paris hat man die Notiz gefunden, dass Marie de Rabutin-Chantal im Jahr 1626 zu Paris geboren wurde, wo ihre Aeltern ein Haus, und zwar im elegantesten Theil der Stadt, auf der Place Royale du Marais, gemiethet hatten.

Das Kind verlor auch seine Mutter sehr früh, und war nun ganz verwaist. Zwar lebte die Grossmutter noch, allein diese hatte mit ihren frommen Stiftungen zu thun, und mochte die Sorge um ihre Enkeltochter nicht übernehmen. Und das war wohl gut, denn bei ihrem strengen Sinn hätte sie nur das frische Naturell des Mädchens verderben können.

So übernahm denn ein Bruder der Mutter, Christophe de Coulanges, die Vormundschaft und die Sorge für die Erziehung des Kindes. Er war Abbé von Livry und seiner Nichte überaus zugethan. Frau von Sévigné nennt ihn in ihren Briefen immer nur „le bien bon", und bis zu seinem Tod blieb er ihr treuster Freund und Berather*). Livry ist ein kleiner Ort im Wald von Bondy, vier Meilen nordöstlich von Paris an der Strasse nach Meaux, und ist noch heute von einem stundenweit sich erstreckenden Wald umgeben. Die Abtei besass einen Theil desselben als abgesonderten Park, und dort, unter den prachtvollen Bäumen, in der frischen freien Natur, verbrachte Marie de Rabutin ihre Jugend. Der Abbé schickte sie nicht, wie es doch Sitte war, in ein Klosterpensionat zur Erziehung. Wenn sie sich später einer festen Gesundheit erfreute, und ihre Frische und Natürlichkeit bewahrte, verdankte sie es zum grossen Theil dieser weisen Massregel ihres Oheims.

Auch in späteren Jahren flüchtete sie gern nach Livry zurück. „Ich fahre nach Livry", schrieb sie aus Paris am 22. April 1672 an ihre Tochter, „um mich drei oder vier Stunden dort zu ergehen. Ich ersticke hier, ich bin traurig, und das junge Grün und die Nachtigallen sollen mir etwas Trost geben." In einem andern Brief aus Livry (29. April 1672) heisst es: „Die Nachtigall, der Kukuk und die Grasmücke haben den Lenz in unsere Wälder gebracht. Ich bin den ganzen Abend einsam umhergewandelt und habe alle meine melancholischen Ideen wieder gefunden." — „Wenn ich verstimmt bin", sagt sie ein andermal, „muss ich nach Livry" (6. Dec. 1679).

Zwei der bekanntesten Gelehrten, Ménage und Chapelain, unterrichteten das Fräulein von Rabutin-Chantal im französischen Stil und in der Literatur. Daneben studierte sie lateinisch, italienisch und spanisch; sie hatte eine schöne Stimme, übte Gesang und Tanz und war eine vortreffliche Reiterin.

---

*) Wir bitten, ein Versehen auf der Seite 52 verbessern zu wollen. Ein Brief der Mme de Sévigné wird dort als an ihren Oheim gerichtet angeführt, während er an den Vetter, Emanuel de Coulanges, gerichtet war.

Als sie in die vornehme Pariser Gesellschaft eingeführt wurde, sah sie sich viel bewundert und umworben. Jung, schön, heiter, liebenswürdig, war sie dazu noch die einzige Erbin eines grossen Vermögens, das auf dreimalhunderttausend Livres geschätzt wurde. Zudem hatte sie die Aussicht auf spätere bedeutende Erbschaften *).

Der Abbé de Coulanges, „le bien bon", war mit der Familie Sévigné befreundet, und glaubte in dem jugendlichen Haupt derselben den passenden Gemahl für sein Mündel gefunden zu haben. Die Sévigné zählten zu den ältesten und angesehensten Adelsfamilien der Bretagne. Sie hatten grosse Güter daselbst, die aber stark belastet gewesen sein mögen. Der Marquis Henri de Sévigné war gewandt, von gefälligem Wesen, und gewann die Neigung des Fräuleins von Chantal. So wurde die Ehe beschlossen, und die Hochzeit am 4. August 1644 gefeiert. Die neue Marquise zählte damals achtzehn Jahre.

Das junge Paar lebte in der ersten Zeit abwechselnd in Paris, und auf seiner Herrschaft Les Rochers unweit der Stadt Vitré in der Bretagne.

Die Bretagne gleicht in der eintönigen Folge von niedren Hügeln und flachen Thalgründen einem in leichtem Wellenschlag plötzlich erstarrten Meer, und die Sitte der Bewohner, ihre Besitzungen mit Hecke und Zaun zu umgrenzen, engt die Landschaft noch mehr ein.

Als die junge Marquise von ihrem Gemahl zum erstenmal in die Bretagne geführt wurde, fand sie in Les Rochers ein Schloss aus dem 14. Jahrhundert, gross, massiv und schwer, mit Gräben, Festungsmauern und Thürmen, dabei vernachlässigt und schlecht eingerichtet. Auf eine anders geartete Frau hätte es wahrscheinlich einen trübseligen Eindruck gemacht. Aber Frau

---

*) Man prägte damals aus einer Mark Silber 28 livres 13 sols und 8 deniers tournois. Die livre parisis war um etwa 5 sols mehr werth. Heute prägt man rund 52 Franken aus der Mark. Tausend Livres hatten also einen Silberwerth von ca. 1800 Franken heutigen Gelds, 300.000 Livres demnach den Silberwerth von einer halben Million Franken, wobei man noch den veränderten Geldwerth in Anschlag bringen muss, der vor 200 Jahren drei bis viermal so hoch war wie heute.

von Sévigné befreundete sich rasch mit ihm. Sie liess ausbessern, ändern, verschönern, und der weithin sich erstreckende Park mit seinen Eichen, Buchen und Kastanienbäumen entzückte sie. Sie liess ihn, dem Geschmack der Zeit entsprechend, etwas reguliren, ordnete neue Pflanzungen an und schuf einen Platz für das beliebte Mailspiel. Die grossen Alleen, die man heute dort sieht, sind von ihr angelegt worden. So gewannen Les Rochers bald ein freundlicheres Aussehen. Von dem Schloss stehen heute nur noch wenige Reste. Die meisten Gebäude stammen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aber der Geist der früheren Schlossherrin scheint den Besucher noch jetzt überall zu begrüssen*).

In den Unruhen der Fronde stand Sévigné auf der Seite der Empörer. Der Herzog von Longueville riss als Gouverneur der Normandie und der Bretagne diese beiden Provinzen zum Aufstand mit fort. Das Ehepaar Sévigné befand sich in Paris, als die Stadt von den Königlichen eingeschlossen wurde, und Ludwig XIV. hat es der Marquise lang nicht vergessen können, dass ihre Familie ihm einmal feindlich gegenübergestanden hatte.

Die Ehe des jungen Paares war nicht sehr glücklich. Der Marquis war ein leichtsinniger Lebemann, der seine Frau vernachlässigte, um Abenteuern nachzugehen. „Er verschenkte sein Herz an alle möglichen Damen", sagte Bussy-Rabutin von ihm, „aber niemals liebte er eine Frau, die so liebenswürdig gewesen wäre, wie seine eigene." Ein frivoler Liebeshandel brachte ihm den Tod. Er wurde 1651 im Duell von einem Nebenbuhler schwer verwundet und starb bald darauf. Er hinterliess eine fünfundzwanzigjährige Witwe mit zwei kleinen Kindern, einer fünfjährigen Tochter, Marguerite Françoise (geb. 1646) und einem dreijährigen Knaben Charles (geb. 1648). Frau von Sévigné muss sich damals in bedrängter Lage befunden haben, selbst von finanziellen Schwierigkeiten bedrängt worden sein. Sie spricht mehrmals von dem Abgrund, in dem sie sich gesehen habe**).

*) In einem Zimmer des alten Gebäudes hängt ihr Bild, umgeben von den Bildern derer, die ihr nahe standen.

**) Brief an Bussy-Rabutin vom 2. Sept. 1687. Darin meldet sie den Tod ihres guten Onkels, des Abbé des Coulanges: „Il m'a tiré de l'abîme où

Was sie während der wenigen Jahre ihrer Ehe erfahren hatte, mag bitter genug gewesen sein, aber sie bemühte sich, es zu vergessen. In ihrem Alter schrieb sie, sie habe aus ihrem Gedächtniss alle Daten ihres Lebens ausgelöscht, und wolle sich nur des Tags ihrer Hochzeit erinnern und jenes andern Tags, der sie zur Witwe machte und ihr im Ganzen ein angenehmes Leben bereitete*).

In der sittenlosen Zeit war die Stellung der jungen Frau, die sich vorwurfsfrei erhalten wollte, sehr schwierig. Schon ihrer Kinder halber glaubte sie in Paris wohnen zu müssen, um bei Hof und in der vornehmen Gesellschaft nicht fremd zu werden. Zudem liebte sie die Unterhaltung und Anregung, die sie da fand. Aber nur mit Mühe erwehrte sie sich der Bewerber, die mit ehrenhaften, öfters auch frechen Anträgen an sie herantraten. Sie wollte sich nicht wieder verheiraten, sondern sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmen.

Bald kam die Zeit, da sie ihre Tochter bei Hof vorstellte, und nun begannen ihre Sorgen erst recht. Das Fräulein von Sévigné wurde wegen ihrer grossen Schönheit gefeiert, und selbst von König Ludwig ausgezeichnet. Der Hof erwartete schon, eine neue Herrscherin in ihr zu erhalten. Allein sie wurde glücklich vor diesem Los bewahrt und reichte 1669 dem Grafen François Adhémar de Grignan ihre Hand. Diese Verbindung überraschte allgemein, denn der Graf zählte vierzig Jahre, und war bereits zweimal vermählt gewesen. Seine erste Frau war Angélique d'Angennes, die Tochter der Marquise de Rambouillet, gewesen. Der Graf war das Haupt einer der ältesten und stolzesten Geschlechter der Provence, aber so stark verschuldet, dass die Mitgift des Fräuleins von Sévigné dazu verwendet wurde, seine pekuniären Verhältnisse zu ordnen, was jedoch trotz dieses Opfers

---

j'étois à la mort de M. de Sévigné.... c'est à ses soins continuels que je dois la paix et le repos de ma vie."

*) Brief vom 17. Juni 1687: „Je n'avois retenu de dates que l'année de ma naissance et celle de mon mariage, mais sans augmenter le nombre, je m'en vais oublier celle où je suis née, qui m'attriste et m'accable, et je mettrai à la place celle de mon veuvage, qui a été assez douce et assez heureuse, sans éclat et sans distinction."

nicht gelang. Man konnte sich die Wahl der Marquise für ihre Tochter nur durch die Scheu erklären, welche manche Familien vor einer Verbindung mit den in halber Ungnade stehenden Sévigné hatten, und mehr noch aus dem Wunsch der Mutter, ihre Tochter um jeden Preis in ihrer Nähe zu behalten. Grignan aber lebte in Paris und hatte Aussicht, ein Hofamt zu erhalten. Wenige Monate jedoch nach der Hochzeit wurde der Graf unerwartet zum Lieutenant-général der Provence ernannt, und musste in seine Heimat übersiedeln. Der Lieutenant-général einer Provinz war der Stellvertreter des Gouverneurs. Die letzteren begnügten sich oft mit der Ehre, blieben in Paris und überliessen die Verwaltung ihrer Provinz dem Lieutenant-général. Gouverneur der Provence war damals der Herzog von Vendôme, der sich um sein Amt nicht weiter kümmerte. So hatte Grignan eine wichtige und bei dem Widerstand, den der Wille des Königs zeitweise bei den Ständen fand, recht schwierige Stellung. An ein Ablehnen des Amtes war nicht zu denken, obwohl dasselbe mit grossen Kosten verbunden war.

Zwischen Valence und Avignon auf dem linken Ufer der Rhône, etwa zwei Meilen landeinwärts, auf einem steil emporsteigenden Felsenplateau ragen heute die Ruinen des Schlosses Grignan, das einst gewaltig und stolz auf die Ebene und das Städtchen gleichen Namens zu seinen Füssen herabblickte. Dort residirte auch die „Regentin“ der Provence, wie Frau von Sévigné ihre Tochter manchmal scherzhaft nannte, wenn die Geschäfte den Grafen nicht nach Aix, dem Hauptort des Landes, oder in andere Städte zu längerem Aufenthalt riefen.

Die Gräfin Grignan war eine eigenthümliche Natur, geistig begabt, aber zurückhaltend, melancholisch, fast menschenscheu. Während ihre heiter gesinnte Mutter sich an Corneille und La Fontaine erfreute, war sie eine Anhängerin des Descartes, dessen Philosophie sie eifrig studierte. Ihr Wesen verrieth Hochmuth und es gelang ihr nicht, sich in der Provence beliebt zu machen. Der Kreis, in dem sie dort, wenn auch als die erste, zu leben hatte, bot ihr keinerlei geistiges Interesse, und die stets wachsenden Bedrängnisse, in welche der Graf durch seine Verschwendung gerieth, mussten ihr ohnehin die Ruhe des Gemüthes rauben.

Sie war von Ehrgeiz für die Grösse ihres Hauses erfüllt, und es ist ein tragisches Geschick, dass sie damit nur den völligen Ruin desselben beschleunigte, wie weiter unten erzählt werden wird.

Baron Charles de Sévigné, wie er zu Lebzeiten seiner Mutter genannt wurde, war seiner Schwester ganz unähnlich. Stets guter Laune und voll spasshafter Einfälle, mit Geschmack und gutem Urtheil begabt, war er ohne Ernst und inneren Halt. Er hatte des Vaters Leichtsinn geerbt, und Frau von Sévigné hatte in ihren Briefen gar oft, halb ergötzt und halb entsetzt, über die Streiche und das Leben des „frater" zu berichten. Sonderbar war es, dass der Baron seine Mutter zur Vertrauten machte, auch wenn es sich um die schmutzigsten Verhältnisse handelte. „Er erzählt mir alle seine Thorheiten; ich zanke ihn und mache mir ein Gewissen daraus ihn anzuhören, aber ich höre ihn an" *). Es überrascht uns nicht, wenn wir hören, dass Charles de Sévigné in späterer Zeit fromm wurde, nachdem er sich ausgetobt hatte, und das Leben ihm nichts mehr bot. Er starb 1713, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen.

Die Marquise schrieb gern und korrespondirte eifrig mit ihren beiden Kindern. Der Briefwechsel mit dem Sohn ist verloren gegangen. Charles de Sévigné wird die Briefe seiner Mutter vernichtet haben, da sie ihn gewiss wegen seines tollen Lebens abkanzelten, und er später solche Erinnerung an seine Vergangenheit nicht lieben konnte. Dafür sind uns aber viele Briefe erhalten, welche Frau von Sévigné an ihre Tochter schrieb. Sie wären noch werthvoller, als sie es in der That sind, wenn uns auch die Antworten der letzteren aufbewahrt wären. Diese aber mögen aus andern Gründen nach dem Tod der Marquise verbrannt worden sein. Sie müssen freigeistige Aeusserungen enthalten haben, wie wir aus den Briefen der Mutter schliessen können; zudem behandelten sie später traurige Familienverhältnisse und finanzielle Verlegenheiten, die man keinesfalls vor die Oeffentlichkeit bringen wollte.

Ausser den Briefen an die Gräfin Grignan besitzen wir von der schreiblustigen Marquise noch andre Briefe, die sie an

*) Mme de Sévigné, Brief vom 15. April 1670.

Freunde und Bekannte richtete. Am wichtigsten und zahlreichsten sind jedoch die ersteren. An ihre Tochter schrieb die immer bewegliche, frische und liebenswürdige Frau fast täglich während eines Vierteljahrhunderts. Diese Korrespondenz wurde bei ihr fast zur Leidenschaft. Sie schrieb zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit; im stillen Zimmer zu Haus, wenn sie gesammelt war, oder wenn sie angeregt aus lebhafter Gesellschaft heim kam. Sie schrieb im Wagen auf der Reise und an dem Tisch der Freunde, die sie besuchte. „Ich gebe Dir", schrieb sie den 1. December 1675, „mit Vergnügen das beste, was ich habe, d. h. die Blüte meines Geistes, meines Kopfes, meiner Augen, meiner Feder, meines Tintenfasses. Das Uebrige findet sich, so gut es geht. So glücklich ich bin mit Dir plaudern zu können, so schwerfällig bin ich mit den andern."

Die Liebe zu der Tochter, die Klage über die Trennung ist ein Thema, das in unzähligen Variationen wiederkehrt. „Meine Gedanken sind immer bei Dir", schreibt sie den 29. März 1671 aus Livry, „und da ich meine Empfindungen für Dich nicht bemeistern kann, beginne ich Dir zu schreiben, — hier am Ende der kleinen, düstern Allee, die Du liebst, auf dem Moossitz, wo ich Dich oft liegen sah. Doch, mein Gott, wo habe ich Dich hier nicht gesehen? und wie lebhaft kommen mir all diese Erinnerungen in den Sinn! Gibt es doch kaum einen Platz im Haus, in der Kirche, im Garten, in der ganzen Gegend, wo ich Dich nicht gesehen hätte; keine Stelle, die mir nicht irgend eine Erinnerung weckte; und welcher Art dieselbe auch immer sei, sie zerschneidet mir das Herz. Ich sehe Dich, Du stehst vor mir. Ich denke an alles und denke immer wieder daran; ich sinne und grüble nach, aber ich mag mich noch so sehr wenden und mag noch so sehr suchen, mein theures, leidenschaftlich geliebtes Kind ist zweihundert Meilen weit, ich besitze es nicht mehr, und darüber kommen mir unwillkürlich die Thränen. Ich bin ganz hin, meine liebe Gute. Das ist eine Schwäche, aber ich kann nun einmal einer so begründeten und natürlichen Zärtlichkeit nicht widerstehen.... Ich bitte Dich, sage mir nichts über diese Schwäche" — Frau von Grignan zankte wohl öfters mit der Mutter wegen dieser Sentimentalität — „Du musst sie

lieben, musst meine Thränen achten, denn sie kommen aus einem Herzen, das Dir gehört."

Dieselbe Melodie, aber in anderer Tonart, erklingt in dem Brief vom 21. Juni 1671 aus Les Rochers: „Vor allem gilt es das Leben angenehm und ruhig zu verbringen. Aber wie ist das möglich, wenn Du hunderttausend Meilen entfernt bist? Du sagst sehr richtig, dass man sich wie durch einen dichten Schleier sieht und mit einander spricht. Du kennst Les Rochers, und mit ein wenig Phantasie kannst Du mich schon sehen. Ich aber habe keinen Anhaltspunkt; ich mache mir von der Provence und dem Haus in Aix ein Bild, das vielleicht schöner ist als die Wirklichkeit. Dort sehe ich Dich, dort finde ich Dich. Auch Schloss Grignan sehe ich. Aber Du hast keine Bäume. Das thut mir leid, ich sehe nicht recht, wo Du spazieren gehen kannst. Auch hast Du keine Grotten und Wasserkünste, und ich fürchte, dass Dich der Sturm eines Tages von Deiner Terrasse forttragen wird. Ja, wenn ich glauben könnte, dass Dich der Wirbelwind einmal hierher brächte, ich liesse immer mein Fenster offen — und empfangen wollte ich Dich, Gott weiss es!"

Im Ganzen verfloss das spätere Leben der Marquise ruhig und gleichmässig, und wir haben nur wenig Ereignisse von Bedeutung zu erwähnen. Im Jahre 1676 verfiel sie in eine schwere Krankheit. Ein Rheumatismus lähmte sie, so dass sie längere Zeit weder stehen noch gehen konnte und zur Kur nach Vichy geschickt wurde. Die Schilderungen, die sie von dem Badeleben daselbst macht, sind lebhaft und unterhaltend, wie alle ihre Beschreibungen.

Im Jahr 1689 reiste sie noch einmal in die Bretagne und verbrachte den ganzen Winter auf ihrem Gut. Es war das letztemal, dass sie sich des Landlebens erfreute. Die Reisen wurden der nun schon bejahrten Frau wohl zu beschwerlich. Nur zu einem Besuch ihrer Tochter raffte sie sich im Frühjahr 1694 auf. Die Sorge um die Gesundheit derselben, die seit vielen Jahren geschwächt war, trieb sie dahin. Zudem lastete auch der Kummer wegen der gänzlich zerrütteten Verhältnisse der Familie Grignan schwer auf ihrem Herzen. Die angesehene Stellung des Grafen hatte ihn zu Ausgaben verleitet, die weit über seine Kräfte

gingen. Sein Haus war auf grossartigem Fuss eingerichtet. Dazu kamen die Kosten, welche die standesgemässe Ausstattung des Sohnes, des jungen Marquis de Grignan, verursachten. Derselbe sollte sich des Königs Gunst erwerben, kaufte eine Kompagnie, wurde in seinem 18. Jahr Oberst und verbrauchte als solcher ebenfalls ein Vermögen. Die Schuldenlast wurde zuletzt erdrückend; Frau von Sévigné opferte, was sie konnte, Baron Charles gab bereitwillig, die Verwandten und Bekannten Grignan's halfen aus, aber alles war umsonst. Die stolze Gräfin demüthigte sich so weit, dass sie sich die Tochter eines reichen Domänenpächters, Saint-Amans, als Schwiegertochter gefallen liess, weil dieselbe eine Mitgift von 400.000 Livres erhielt, und damit kontraktlich die dringendsten Schulden bezahlt werden mussten. Aber diese Summe reichte lange nicht hin, und die junge Marquise flüchtete bald aus dem Haus ihrer Schwiegermutter, wo man sie unwürdig behandelte. Die Aufregungen aller Art, welchen Frau von Sévigné in Grignan somit nicht entgehen konnte, wirkten schädlich auf ihre Gesundheit. Die Gräfin erholte sich langsam, aber ihre Mutter wurde von den Blattern befallen und starb nach kurzer Krankheit am 16. April 1696. Es heisst, die Todkranke habe sehnlichst gewünscht, ihre Tochter noch einmal zu sehen, diese aber habe die Pflege andern überlassen und das Krankenzimmer ängstlich gemieden.

Neunzehn Jahre später, 1705, folgte Frau von Grignan ihrer Mutter ins Grab. Sie hinterliess nur zwei Töchter, denn ihr einziger Sohn, der letzte Spross des Geschlechts, war wenige Monate vor ihr in einem kleinen lothringischen Ort an den Blattern gestorben, nachdem er unversehrt aus der furchtbaren Niederlage des französischen Heers bei Höchstädt heimgekehrt war. Ein tragisches Geschick lastete auf den Grignans. Im Streben, die Grösse ihres Hauses zu sichern, die Herzogswürde zu erwerben, opferten die Aeltern Vermögen, Ruhe, Glück, und wie verwegene Spieler alles auf eine Karte setzen, so setzten sie alles auf ihres Sohnes Haupt. Und da sie völlig ruinirt waren, so sehr, dass ein königliches Edikt den Gerichten einmal vorschrieb, drei Monate lang keine Schuldklage gegen den Grafen Grignan anzunehmen, — sank dieser Sohn, ihre einzige Hoffnung, vor ihnen ins Grab!

Die älteste Tochter, Marie-Blanche, war als ein Opfer der herkömmlichen Familienpolitik ins Kloster gesteckt worden; die zweite, Pauline, wurde durch die eindringlichsten Vorstellungen ihrer Grossmutter vor gleichem Schicksal bewahrt. Sie heiratete den Marquis de Simiane, gerieth aber auch in dürftige Verhältnisse.

Abschriften einzelner Briefe der Sévigné waren schon lange bekannt. Selbst zu Lebzeiten der Frau von Sévigné cirkulirte mancher derselben in Abschrift. Frau von Grignan gab sie ihren Bekannten in der Provence zum Besten, wenn sie es ohne Indiskretion thun konnte. Andre Freunde waren noch weniger zurückhaltend. In einem Brief an die Marquise vom 10. April 1673 erzählt die Schreiberin, Mme de Coulanges: „Ich muss noch erwähnen, was mir heute Morgen begegnet ist. Man meldete mir einen Diener der Mme de Thianges*). Ich lasse ihn eintreten, und höre folgende Botschaft: Madame, ich komme im Auftrag der Madame de Thianges, welche Sie bittet, ihr die zwei Briefe der Madame de Sévigné, den vom Pferd und den von der Wiese zu schicken. Ich antwortete dem Diener, dass ich seiner Herrin die Briefe selbst überbringen würde und schickte ihn fort. Sie sehen, dass Ihre Briefe das Aufsehen machen, das sie verdienen.“ Der Brief „vom Pferd“ ist verloren, der „von der Wiese“ ist ein Brief vom 22. Juli 1671 und erzählt von dem Park und der Heuernte in Les Rochers, ist aber an sich wenig bedeutend. Bussy-Rabutin ging noch weiter. Er sandte dem König eine Sammlung verschiedener Briefe, darunter auch die, die er von seiner Cousine erhalten hatte. „Darüber fällt mir ein, dass ich den König an unserer Korrespondenz theilnehmen lassen will“, schrieb er ihr. „Sie wissen, dass ich ihm im letzten Juni ein Manuskript geschickt habe, das er behalten hat, und nun verlangt er ein neues. Das, was ich ihm am nächsten Neujahrstag schicken will, stammt aus den Jahren 1673 bis 1675; es sind die drei Jahre, in denen Sie mir die meisten und schönsten Briefe geschrieben haben“**).

---

*) Die Marquise de Thianges war eine Schwester der Marquise de Montespan.

**) Brief von Bussy-Rabutin an Mme de Sévigné vom 28. Dec. 1680.

Die wenigen Briefe, die man kannte, machten den Wunsch rege, noch andre zu lesen. Eine grössere Anzahl erschien zuerst im Druck, als Bussy-Rabutin seine Korrespondenz veröffentlichte (1696 und 1697). Er hatte Jahre lang im eifrigen Briefwechsel mit seiner Base gestanden. Mme de Simiane liess ihm später auch die Abschrift vieler Briefe zugehen, die sie im Besitz hatte. Ueberhaupt müssen in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts schon mehrere Sammlungen in Handschrift existirt haben. Im Jahr 1725 erschien, wahrscheinlich zu Troyes gedruckt, eine Sammlung von einunddreissig Sévigné'schen Briefen. Eine andre Ausgabe wurde ein Jahr darauf zu Rouen in 2 Bänden mit 138 Briefen veröffentlicht und man vermuthet, dass Bussy-Rabutin das Manuskript geliefert hat. In demselben Jahr veranstaltete ein Buchhändler im Haag eine Sammlung in 2 Bänden mit 177 Briefen und Fragmenten. Diese Veröffentlichungen, die in den folgenden Jahren noch öfters nachgedruckt wurden, berührten die Familie sehr unangenehm, und Mme de Simiane entschloss sich, alle Briefe ihrer Grossmutter, die noch in ihrem Besitz waren, durch ihren Freund, den Chevalier du Perrin, in einer mehr entsprechenden und diskreten Form herausgeben zu lassen. Diese wichtige Publikation erfolgte 1734 in 4 Bänden, welchen 1737 noch zwei weitere folgten. Die Sammlung war nun schon auf über 600 Briefe gewachsen, und die du Perrin'sche Ausgabe diente allen spätern als Basis. Man hielt den Text derselben für echt und dachte an keine Prüfung. Erst im Beginn unseres Jahrhunderts hielt es der gelehrte Monmerqué, der eine neue Ausgabe vorbereitete, für rathsam, auf die Quellen zurückzugehen. Da fand sich denn, dass du Perrin, offenbar im Einverständniss mit Mme de Simiane, die Briefe vielfach geändert hatte, um ihnen mehr akademische Haltung zu geben, dass er viele Stellen gestrichen, andere dafür eigenmächtig zugesetzt hatte. Die Sévigné'schen Briefe erschienen in Perrin's Redaktion hübsch anständig und dem damaligen Geschmack angepasst, aber sie waren auch eines guten Theils ihrer Frische und Originalität beraubt. Monmerqué versuchte darum in seiner Ausgabe (1818—1819) den ursprünglichen Text wieder herzustellen, und verglich zu diesem Behuf die Manuskripte, so weit sie ihm zu

Gebot standen, und die alten Abschriften. Später stellte man ihm noch ein neues Manuskript zur Verfügung, das sich in der Bibliothek des Marquis de Grosbois auf Schloss Grosbois in der Bourgogne befand und heute im Besitz der Familie d'Harcourt ist. Das Manuskript Grosbois, das vor den ersten gedruckten Ausgaben zusammengestellt worden sein muss, enthielt nicht allein neue Briefe, sondern bot auch eine Menge Varianten, welche viele bis dahin dunkle Stellen erklärten. Eine neue mit grösster Sorgfalt und kritischer Genauigkeit veranstaltete Ausgabe schien endlich einen definitiven Text hergestellt zu haben, so weit dies überhaupt möglich ist*).

Doch kaum war sie erschienen, als auch ihre Autorität schon erschüttert wurde. Ein Professor von Dijon, M. Capmas, fand in Sémur bei einem Antiquar im Jahr 1873 sechs Folianten, welche in guter Abschrift etwa 1500 Briefe der Sévigné enthalten. Die Bände stammten aus der Bibliothek eines Schlosses in der Bourgogne. Nach genauer Prüfung ergab sich die Wahrscheinlichkeit, dass das Manuskript Capmas älter als die Grosbois-Handschrift, aber erst nach dem Tod Charles' de Sévigné gefertigt ist. Das Grosbois-Manuskript ist wohl nur eine fehlerhafte Abschrift des Capmas, und der letztere bringt wiederum manche erfreuliche Berichtigung**).

---

*) Lettres de Madame de Sévigné, de sa famille et de ses amis. Recueillies et annotées par M. Monmerqué. 14 Bände. Paris, Hachette & Cie 1862—1866. (Sammlung der Grands Écrivains de la France, nouvelles éditions publiées sous la direction de M. Ad. Régnier.)

**) Das Manuskript Capmas hat mehr Briefe als das Manuskript Grosbois. Aber das letztere hat keine Zeile, die sich nicht in dem ersteren fände. Es hat dieselbe Ordnung, obwohl dieselbe nicht methodisch ist, hat dieselben Fehler, aber noch mehr daneben, und zwar immer an Stellen, wo die Schrift im Manuskript Capmas durch Korrekturen schwerer lesbar ist. Der Kopist des Grosbois hat an manchen Stellen aus Unachtsamkeit einzelne Zeilen übersprungen und dadurch den Sinn entstellt. Ein Beispiel möge zeigen, wie gut manche bisher dunkle Stelle nun erklärt wird. Im Brief vom 29. Dec. 1675 las man: „Je vous trouve bien hardie d'assembler vos lettres provençales; et qu'en voulez-vous faire, bon Dieu?" Eine Erklärung war unmöglich. Hatte Frau von Grignan etwa philosophische Briefe geschrieben, die sie veröffentlichen wollte? Aber nirgends ist von solchen die Rede. Das Manuskript Capmas bietet nun die richtige Lesart: „Je vous trouve bien hardis d'assembler vos têtes provençales, et qu'en voulez-vous faire, bon Dieu?" Unter den têtes pro-

Die Briefe der Marquise de Sévigné bilden, wie schon im Beginn dieses Abschnitts gesagt wurde, einen interessanten Beitrag zur Kenntniss des Lebens und der geistigen Bewegung jener Zeit. Aber auch die Briefschreiberin selbst zeigt sich als eine Frau, die wohl der Beachtung werth erscheint. Reich begabt und vielseitig gebildet, nahm sie lebhaften Antheil an allem, was sie umgab. Heiter, lebenslustig, eine glänzende Erscheinung, ihrer vornehmen Stellung bewusst und voll Selbstgefühl, dabei verständig, praktischen Sinnes und reich an Menschenkenntniss, erscheint sie als die beste Vertreterin der gebildeten Damenwelt im 17. Jahrhundert. Sie konnte sich für alles, was sie für schön und gross erachtete, begeistern, aber sie liebte, wie ihre Briefe beweisen, auch den derben Scherz, dem überhaupt in der früheren Gesellschaft eine gewisse Berechtigung zugestanden war.

Ihre Briefe athmen die grösste Liebe zu der Tochter, nach der sie sich immer sehnte. Aber sie sind deshalb keineswegs trübseliger Natur. Hat Madame de Sévigné ihr Herz in einigen Zeilen ausgeschüttet und ihr Thränchen geweint, so wischt sie sich das Auge und plaudert so unbefangen und heiter, als hätte sie nie von einem Kummer geträumt. „Unsere Unterhaltung", schreibt sie den 30. Mai 1672, „ist manchmal so traurig, dass es scheint, als müsste man uns nächstens begraben." Und ohne Übergang fährt sie fort: „Der Garten der Frau von La Fayette ist wunderhübsch." In ihrem Alter freilich machte ihr die bedrängte Lage der Tochter zu viel Sorge, als dass sie sich ihrem Naturell ganz hätte überlassen können.

So bieten die Briefe ein getreues Bild der Schreiberin, die manchmal, ein Brausekopf, in den Tag hinein lachte und schwatzte. Aber wie ihr die Freunde darob nicht zürnten, so machen auch wir ihren Briefen keinen Vorwurf darüber. Denn so nur konnten sie werden, was sie wirklich sind, ein getreues Abbild der Zeit, in der sie geschrieben wurden, der Gesellschaft,

---

vençales meinte die Briefschreiberin den Adel der Provence, der zu einer Versammlung berufen werden sollte. Acht Tage später — 8. Jan. 1676 — sagt Mme de Sévigné: „Reparlons de cette assemblée de la noblesse." Damit schwindet die Schwierigkeit.

in der sich die Marquise bewegte. Es ist in der That eine ganze Welt, die sich in ihnen abspiegelt, ein buntes Durcheinander von Geschichten, Beobachtungen, Notizen, Modeberichten, literarischen Urtheilen, Herzensergiessungen, — ein wahrhaftes Kaleidoskop, dessen Zeichnungen durch einander wirbeln und den Leser fast schwindlich machen. Darum darf man die Briefe nicht rasch lesen, nicht wie einen Roman durchfliegen wollen. Man muss sie langsam durchnehmen, einen nach dem andern prüfen, und sie wie die halb verwitterte Inschrift eines alten Monuments entziffern. Dann werden sich mit einem Male selbst scheinbar nichtssagende Notizen beleben, zu einem Ganzen zusammenfügen und ein farbenfrisches Bild vergangener Zeit vor Augen führen.

Da es Mme de Sévigné darum zu thun war, ihre Tochter auf dem Laufenden zu erhalten, und ihr von allem zu berichten, was es bei Hof, in der hohen Gesellschaft, in der Literatur Neues gab, so galt ihr kein Vorfall als zu geringfügig. Nur wusste sie ihre Mittheilungen mit Laune und Witz vorzubringen, und selbst Unbedeutendes interessant zu machen.

Hoch über das ganze Volk und die vornehme Gesellschaft sah sie die Gestalt des Königs emporragen. Kein Fürst schien ihr je so gross gewesen zu sein. „Das Königthum ist über jeden Begriff erhaben", schrieb sie (21. August 1675). Man sieht förmlich den Chauvinismus bei ihr wachsen, und sie sprach hierbei gewiss die Ansicht der Majorität ihrer Zeitgenossen aus. Wenn früher ein französisches Heer ins Feld rückte, äusserte sie sich bescheiden und sorgenvoll. Bald aber überkam sie das Gefühl der französischen Unüberwindlichkeit. „Alles vereinigt sich zum Glück des Königs. Wenn ich für meinen Sohn besorgt bin, so ist es, weil man in dem öffentlichen Triumph doch manchmal Privatverluste zu beklagen hat. Aber wegen der Barke selbst werde ich niemals zittern." (16. Sept. 1676.) Schon früher hatte sie ausgerufen: „Das Glück der Franzosen ist grösser, als das irgend eines andern Volks zu irgend einer Zeit." (16. Okt. 1675) und am 28. Februar 1689 schrieb sie begeistert: „Noch niemals hatte ein König von Frankreich 300.000 Mann aufgebracht. Das konnten nur noch die persischen Könige. Alles ist neu! alles ist wunderbar!"

Des Königs Majestät ist geradezu blendend für sie. „Ich komme von Versailles zurück", schreibt sie am 12. Februar 1680, „ich habe die prachtvollen Gemächer gesehen und bin entzückt davon. Wenn ich es in einem Roman gelesen hätte, würde ich es für unmöglich halten, so etwas je in Wirklichkeit zu sehen. Aber ich hab' es gesehen, berührt. Es ist ein Zauberwerk... Was mir dabei am meisten gefällt, das ist, dass man volle vier Stunden mit dem Herrscher leben kann, dass wir seine Vergnügungen und er die unsrigen theilt: das genügt, um ein ganzes Königreich zufrieden zu stellen."

Hundert Jahre später genügte das freilich nicht mehr, um Frankreich oder auch nur den Adel zufrieden zu stellen. Aber niemand ahnte zur Zeit Ludwig XIV., welcher Umwälzung man entgegen ging. Die Briefe der Sévigné beweisen uns nur, wie stark das monarchische Gefühl damals noch war, und dass man Unrecht thut, die begeisterten Verse der Dichter jener Zeit, z. B. Boileau's, ohne weiters als niedrige Schmeichelei zu verurtheilen. Frau von Sévigné war doch oft recht skeptisch; ihre Briefe waren zudem ohne Nebenabsichten geschrieben und kamen nur ihrer Tochter in der fernen Provence zu Gesicht. Trotzdem redeten sie diese enthusiastische Sprache. Oder sollte die Marquise manchmal mit Rücksicht auf die Neugier des Königs, der ein „schwarzes Kabinet" auf der Post hatte, so begeistert geschrieben haben? Wir wagen auf diese Frage keine Antwort zu geben, wenn wir auch in den Ausbrüchen des Enthusiasmus einen Accent der Überzeugung zu finden glauben. Wie bezaubert ist sie von der Majestät und Herablassung des Königs, als dieser sie nach einer Aufführung der „Esther" von Racine einer Ansprache würdigt: „Ich bin überzeugt, Madame, Sie sind zufrieden gewesen." „Sire, ich bin entzückt", antwortete die Marquise muthig („sans m'étonner"), „ich habe keine Worte für das, was ich empfinde." „Ja, Racine hat Geist", schloss der König. Und der Brief fügt hinzu: „Dann ging Seine Majestät weiter, und ich blieb — ein Gegenstand des Neides". (21. Februar 1689.)

Sobald es sich aber nicht mehr um den König handelt, wechselt die Sprache der Briefe. Allen andern fühlte sich die Marquise gleich oder überlegen, und weder Prinzen noch Herzoge

und Herzoginnen wurden von ihr verschont. Ebenso wenig die geistlichen Würdenträger. Sie hat eine eigne Art, die Dinge anzuschauen und über sie zu lachen. Es freut sie, wenn sie ihrer Tochter kleine pikante Geschichten erzählen kann, und sie erzählt gut. So berichtet sie in dem Brief vom 5. Februar 1674: „Der Erzbischof von Reims fuhr gestern, wie ein Sturmwind, von Saint-Germain hieher zurück. Wenn er sich selbst schon für einen Grand Seigneur hält, so bewahren seine Leute diesen Glauben noch fester. Sie passiren Nanterre — trara, trara; — sie begegnen einem Reiter — Platz! Platz! Der arme Mann will ausweichen, sein Pferd will nicht; der Sechserzug wirft Ross und Reiter um, und stürmt über sie hinaus, so gut, dass der Wagen um- und umfällt. Anstatt sich gefälligst rädern und verstümmeln zu lassen, erheben sich Ross und Reiter wunderbarerweise — der eine besteigt das andre, und fort geht es in eiliger Flucht, während die Lakaien und der Kutscher und sogar der Erzbischof hinter ihm herschreien: „Haltet den Schurken! Hundert Stockprügel für ihn!“ — Der Erzbischof hat die Geschichte selbst erzählt und gesagt: Wenn ich den Lump erwischt hätte, ich hätte ihm die Knochen entzwei geschlagen und die Ohren gestutzt!“

Ist das nicht ein nettes Genrebildchen aus der Vergangenheit? Doch wir wollen annehmen, dass Seine Eminenz nur in der Erregung des Moments so gesprochen hat.

Eine andere Scene, die den Stand der medicinischen Kenntnisse im 17. Jahrhundert erkennen lässt, wird in den Briefen nicht minder drastisch geschildert. Drei Hofdamen der Königin waren von einem Schosshund gebissen worden, und da man das Thier für toll hielt, schickte man die Damen nach Dieppe, wo sie dreimal ins Meer geworfen wurden, weil diese Procedur als das sicherste Mittel gegen den Biss eines tollen Hundes galt. Darüber meldet nun der Brief vom 13. März 1671: „Wenn Du die Ehrendamen der Königin für toll hältst, wirst Du nicht irren. Vor acht Tagen wurden Mme de Ludres, Coëtlogon und die kleine Rouvroi von einer Hündin gebissen. Das Thier war toll und starb. Darum sind die Ludres, Coëtlogon und Rouvroi heute früh nach Dieppe abgereist, um sich ins Meer werfen zu lassen. Die Reise ist traurig... Findest Du nicht, dass die Ludres der Andromeda

gleicht? Ich sehe sie am Felsen angekettet und Tréville, der auf einem geflügelten Pferd herbeieilt, um das Unthier zu tödten*)". Man hört förmlich das heitre Lachen der Sévigné, wenn sie in ihrem Brief fortfährt und die fehlerhafte Aussprache der Ludres nachahmt: „Ah, Zésu! matame de Grignan, l'étranze sose t'être zetée toute nue tans la mer."

Neben solchen Hofgeschichten erscheint in den Briefen auch der Modebericht. Die Gräfin Grignan, die „Regentin der Provence", musste sich doch nach der neusten Pariser Mode kleiden und coiffiren. Da aber noch keine Modezeitungen existirten, schickte ihr die aufmerksame Mutter grosse Puppen, die nach dem neusten Geschmack frisirt und geputzt waren; ferner Bänder, Fächer, Schuhe und recht viel Briefpapier. Sie schickte aber auch Küchenrecepte, und empfahl eines Tages auch den Gebrauch der Chokolade, die in Frankreich noch neu war. Sie fand, dass die Chokolade für alles gut sei, nach dem Mittagsmahl zur Beförderung der Verdauung, und vor einem Fasttag, um sich recht zu sättigen. „Sie wirkt je nach Wunsch" (‚selon les intentions'), schrieb sie am 28. October 1671. Bald aber fiel der neumodische Trank wieder in Ungnade und sie neigte zur Ansicht, dass ihr Enkelsohn Grignan nur in Folge des Genusses einer Tasse Chokolade die Blattern bekommen habe. (23. December 1671.) Nicht viel besser erging es dem Kaffee, der nach kurzem Triumph „mit Schimpf und Schande" verjagt wurde, um der altherkömmlichen Morgensuppe wieder Platz zu machen.

Doch alle diese Notizen gleiten nur vorüber. Frau von Sévigné verweilt nicht bei ihnen und legt ihnen keinen Werth bei. Die Fragen der Literatur, der Philosophie, der äusseren Politik haben doch grösseres Gewicht in ihren Augen und werden mit Lebhaftigkeit von ihr behandelt. Sie ist dem alten soliden Kirchenglauben treu geblieben und geht gern zur Predigt. Mit Vorliebe hört sie Bourdaloue von der Kanzel reden. Ihrer Tochter gäbe sie gern etwas mehr Frömmigkeit, aber sie wagt sich nicht recht mit solchem Rath an Frau von Grignan heran. Nur

*) Graf Tréville war seiner Galanterie und Unbeständigheit halber bekannt.

indirekt deutet sie z. B. an, wie nützlich eine Messe sein könne. Als ihre Tochter bei einer stürmischen Ueberfahrt über die Rhone in Gefahr gerathen war, schrieb sie ihr: „Ich denke doch, Du hast zum wenigsten Gott für Deine Rettung gedankt. Ich meines Theils bin überzeugt, dass die Messen, die ich jeden Tag für Dich habe lesen lassen, dieses Wunder bewirkt haben.“ (4. März 1671.) Ein andermal freilich schreibt sie nicht ohne einen Anflug von Humor, wie sehr sie wünsche, so recht von Herzen fromm zu sein. Sie gehöre weder Gott noch dem Teufel an, und dieser Zustand quäle sie. Freilich finde sie gerade diesen Zustand am natürlichsten. (10. Juni 1671.)

Madame de Sévigné hatte jedenfalls nichts von Pedanterie an sich. Aber gelernt hatte sie viel und ihre Belesenheit war erstaunlich. Die Bücher, die sie gelegentlich anführt, beweisen dies und sie hatte den Muth, ihren eignen Geschmack zu behaupten. Sie hatte ihre Bibliothek sowohl in Paris wie in Les Rochers. Von dem letzteren Ort meldete sie am 5. Juni 1680, dass sie ihre Bücherei nach Fächern geordnet habe: Andachtsbücher, Geschichte, Poesie. „Die Romane sind verachtet und kommen in die kleinen Schränke.“ Das war freilich nicht immer so, denn es gab eine Zeit, in der sie die Romane der Scudéry mit Entzücken las. Kehrte sie doch auch später noch gern zu den Rittergeschichten zurück, an welchen sie sich in ihrer Jugend begeistert hatte. „Wir lesen noch immer Tasso mit Vergnügen“, schrieb sie den 5. Juli 1671, „und ausserdem habe ich — ich wage es kaum zu gestehen — auf „Kleopatra“ zurückgegriffen*). Glücklicherweise habe ich kein Gedächtniss, und so unterhält mich das Buch. Es ist entsetzlich, aber Du weisst, dass ich jede Art von Prüderie verabscheue. Sie liegt nicht in meinem Charakter. Und da ich noch nicht so prüde bin, diese Art Bücher zu verachten, so lasse ich mich noch immer von ihnen unterhalten ... Niemand ist empfänglicher als ich für die Schönheit der Sprache. Der Stil La Calprenède's ist an tausend Stellen abscheulich, grosse Romanphrasen, entsetzliche Ausdrücke, ich weiss das

*) Sie meinte damit den Roman „Cléopâtre“ von La Calprenède. Vergl. Abschnitt I „Die Romane“, S. 62 dieses Theils, und Band II S. 97.

alles... und doch lasse ich mich immer wieder von ihm fangen, und gehe ihm wie ein Vogel auf den Leim. Die Schönheit der Gefühle, die Grösse der Begebenheiten, die Heftigkeit der Leidenschaften und der Erfolg ihrer furchtbaren Schwerthiebe, — alles das begeistert mich, als wäre ich ein junges Mädchen. Wenn mich nicht La Rochefoucauld und d'Haqueville darüber trösteten, würde ich mich aus Kummer über meinen schlechten Geschmack aufhängen. (5. und 12. Juli 1671.)

Unter den Büchern ernster Richtung, die sie studiert, erwähnt sie oft die Schriften von Pascal, Arnauld d'Andilly, Nicole, den Führern der Jansenisten, und besonders des letzteren Moralabhandlungen bewundert sie sehr. Deshalb war sie doch von jedem jansenistischen Zelotenthum frei. Descartes kannte sie auch, mochte ihn aber nicht. Seine Philosophie war ihr zu scharf und logisch; sie spottete der Vorliebe ihrer Tochter für dieselbe und nannte Descartes den „père spirituel" der Gräfin. Mit grossem Eifer las sie geschichtliche Werke, so des Josephus Geschichte der Juden, Sallust und Tacitus. Der letztere gehörte zu ihren Lieblingsschriftstellern. Daneben führt sie eine Reihe moderner Historiker an, deren Werke sie gelesen, und sie citirt öfters Lucian und Quintilian. Mit besonderer Vorliebe aber wandte sie sich den Dichtern zu; Homer, Virgil, Ovid, Terenz sind ihr vertraut, ebenso die Italiener Ariosto und Tasso. Dass sie darüber die literarische Entwickelung in Frankreich nicht ausser Augen liess, brauchen wir kaum zu sagen. Sie weiss La Fontaine halb auswendig und citirt ihn mit glücklichem Humor; ebenso Molière. Ihr Sohn, Baron Charles, liest ihr Komödien vor, „die er spielt wie Molière", er unterhält sie mit Rabelais, über den sie sich halb todt lacht. Ihre Herzensneigung aber hat sie Corneille geschenkt, der das Feuer der Begeisterung in ihr entfacht hat, als sie jung war. In Rodrigo, in Chimène, Emilie und Camille hat sie einst ihre Ideale verkörpert gefunden, und wenn die Wirklichkeit ihr die Illusionen rauben will, kehrt sie schnell zu ihrem grossen Dichter zurück, der ihr das Herz erwärmt. Corneille's Tragödien begleiten sie überall hin, sie liest sie selbst im Reisewagen und ist förmlich eifersüchtig auf Racine, dessen Ruhm die Grösse ihres Lieblings in Schatten zu stellen droht.

Ihrem Dafürhalten nach sind die Tragödien Racine's nur schön, wenn sie durch die Kunst der berühmten Schauspielerin Champmeslé gestützt werden. „Sei versichert", schreibt sie ihrer Tochter (15. Jan. 1672), „dass niemals etwas die göttlichen Stellen bei Corneille, ich sage nicht übertreffen — nein, nicht einmal erreichen wird." Ein andermal bricht sie in den Ruf aus: „Es lebe unser alter Freund Corneille! Verzeihen wir ihm seine schlechten Verse zum Dank für die göttlichen und erhabenen Schönheiten, die uns entzücken!... Es ist der gute Geschmack; bleibe dabei!" (16. März 1672.)

Erst in späteren Jahren zeigte sich Frau von Sévigné gerechter gegen Racine und über die Esther-Aufführung in Saint-Cyr schrieb sie ganz begeistert. Ob zu dieser freundlicheren Stimmung nicht die Umgebung, die Gnade des Königs, der Glanz des Hofes mächtig beitrugen, bleibe dahingestellt.

Ein andres interessantes Bild entrollt sich vor unsern Blicken, wenn wir lesen, wie Frau von Sévigné die Hauptstadt verlässt und als Schlossherrin einige Monate auf ihrer Herrschaft in der Bretagne verbringt.

In unsern Tagen rast der Eilzug in wenigen Stunden von Paris nach Vitré. Vor zweihundert Jahren reiste man bedächtiger und gemüthlicher, wenigstens die Vornehmen. Frau von Sévigné brauchte zu ihrer Fahrt in die Bretagne gewöhnlich vierzehn Tage. Ihr Weg führte sie zunächst nach Orléans. Im Jahr 1671 reiste sie mit zwei Wagen, sieben Wagenpferden und einem Lastpferd, welches das Bett der Herrin zu tragen hatte. Sie war damals von ihrem Onkel, dem Abbé de Coulanges, ihrem Sohn, ihrem Gewissensrath La Mousse und ihrer Zofe begleitet. Ausserdem dienten noch vier Berittene zum Schutz der Karavane. (Brief vom 13. Mai 1671.)

Unterhaltend war eine solche Reise gewiss. Man plauderte, scherzte, las, und wenn der Weg gut, das Wetter schön war, ging man wohl auch eine kleine Strecke zu Fuss. Das Brevier versammelte zeitweise „den zweiten Stand" zum Gebet und gestattete der Marquise, ihre Erbauung in einem andern Brevier, „certain bréviaire de Corneille" zu suchen. Auch Reiseabenteuer fehlten nicht. Bei dem schlechten Zustand der Strassen drohte

der Wagen öfters zu stürzen, fiel auch ein oder das andre Mal wirklich um. „Mein Kutscher ist vorzüglich“, schrieb Frau von Sévigné am 19. August 1677, „nur ist er zu kühn. Guitaut sagt, dass ihm zweierlei an dem Mann gefalle: einmal seine Geschicklichkeit, und dann, dass er mein Schreien nicht beachtet.“

Wir gedenken hier der Briefe, in welchen hundert Jahre später Frau Eva König, Lessing's Verlobte, über ähnliche Reiseschicksale berichtet. In einem Brief aus Augsburg vom 30. August 1770 erzählt sie Lessing von ihrer Fahrt durch Thüringen. „Von Ilmenau werden Sie meinen Brief erhalten haben? wo ich endlich des Nachts um zwölf Uhr wegkam, mit einem besoffenen Postillon und einem Halbblinden, der mir leuchtete, der aber nach einer Viertelstunde kein Licht mehr hatte; und just im Thüringer Walde, wo man auf zwei Meilen keine Hütte antrifft und wo solche Wege sind, die man am Tage mit Lebensgefahr passirt. Nun glauben Sie, dass mir der Muth gefallen sei? Wahrhaftig nicht! ich stieg aus und suchte Tannenzapfen, die steckten wir an und so halfen wir uns fort.“ Noch Schlimmeres hatte sie in ihrem Brief vom 28. Februar 1772 zu melden, wo sie aus Rattelsdorf am Main schreibt, dass sie in verschiedene Gewässer gerathen sei, „die alle in den Wagen kamen. Das letzte war so hoch, dass alles, was im hinteren Chaisenkasten lag, nass wurde.“ Auf einer Station in der Nähe von München sah sie sich von etwa achtzig Bettlern umringt, gegen die der Postillon seine Peitsche gebrauchen musste. „In München laufen einem ganze Familien nach und schreien, man möchte sie doch nicht verhungern lassen.“ (Br. vom 16. März 1771.)

Doch die Marquise sah noch ganz andere Scenen. Sie fand an den Bäumen, die an der Landstrasse standen, von Zeit zu Zeit die Körper von Gehängten. Die strenge Justiz damaliger Zeit bestrafte das Raubgesindel, das sich zahlreich im Land herumtrieb, auf dem Ort der Missethat selbst. Zum Glück hatten die Damen des 17. Jahrhunderts noch starke Nerven, und Frau von Sévigné konnte über solchen Anblick scherzen. „Wir fanden heute früh an den Bäumen auf der Landstrasse zwei grosse Bursche aufgehängt. Wir fragten uns, warum man

sie gehängt habe, denn meines Erachtens bilden die Geräderten den Hauptschmuck der Chausséen."

Die Tagereisen wurden so bemessen, dass man wo möglich gegen Abend bei dem Schloss einer befreundeten Familie anlangte, wo man gastliche Aufnahme fand. Fehlte solche Unterkunft, musste man sich freilich in armseligen Wirthshäusern einquartieren, wo es oft nur Strohlager gab. „Wir kamen um Mitternacht zu einem tugurio*), das über alle Vorstellung arm und elend war: wir fanden darin nichts als zwei oder drei alte Weiber am Spinnrad und frisches Stroh, auf das wir uns alle unausgekleidet niederlegten." (Br. v. 17. Sept. 1675.)

Waren die Reisenden aber einmal in Orléans angelangt, so hatten sie die Hauptschwierigkeiten überwunden. Es folgte nun die Fahrt auf der breiten, ruhig fliessenden Loire durch die Touraine, den Garten Frankreichs. Man miethete ein Schiff; die Wagen wurden auf das Verdeck gezogen und Frau von Sévigné konnte in ihrem bequemen Reisewagen sitzen bleiben, um sich der schönen Landschaft zu erfreuen, während die Schiffsmannschaft mit Stangen den Lauf des Fahrzeugs beschleunigte. So glitten die lieblichen Ufer mit den zahlreichen Schlössern und Landsitzen vor den Augen der Reisenden dahin. Zur Abwechslung fuhr das Schiff auch einmal auf einer Untiefe auf, und es kostete dann mehrere Stunden schwerer Arbeit, um es wieder flott zu machen. Doch mit etwas Geduld überwand man auch diese kleinen Unannehmlichkeiten. Für Lebensmittel war bestens gesorgt, interessante Bücher hatte man auch — literarische Neuigkeiten in einer solchen Zeit, welcher Genuss, welche Aufregung, welche Debatten! — und war die Marquise des Lesens müde, so hatte sie Gesellschaft zum Plaudern. Wenn sie gar von ihrem Sohn begleitet wurde, war des Lachens kein Ende, so voll Humors war der junge Baron und so sehr drängten sich bei ihm die komischen Einfälle.

Kam die Karawane endlich an das Ziel, nach Les Rochers, so fand die Marquise festlichen Empfang von Seiten ihrer Unterthanen. Im Mai 1671 zogen ihr an die fünfzehnhundert Mann

*) *tugurium*, lat. = Hütte.

entgegen, jubelten ihr zu, schossen alte Flinten ab und beschlossen den Abend mit einem Volksfest, einem ländlichen Tanz und lustigen Trinkgelag. Denn die Bretonen hatten immer Durst, wie Frau von Sévigné versichert.

Oft blieb sie Monate lang auf ihrem Gut und kehrte erst spät im Herbst in die Hauptstadt zurück. Ihr Leben in Les Rochers verlief gewöhnlich still und eintönig. Sie widmete sich mit Eifer den Arbeiten, sah ihren Leuten zu, wie sie bauten und gruben, und hatte dabei ihre eigenthümlichen Einfälle. „Ich habe jetzt zehn oder zwölf Arbeiter am Bau meiner Kapelle beschäftigt. Mein Rücken thut mir schon allein davon weh, dass ich ihnen von unten helfe. Welch' gute Wirkung erzielt die Vorsehung doch mit Hilfe der Habsucht! Man dankt Gott dafür, dass es Menschen gibt, die für zwölf Sous das zu thun bereit sind, was andere nicht für hunderttausend Écus thun möchten. Glücklich die, die Kohl pflanzen! Wenn sie einen Fuss auf dem Boden haben, ist der andre nicht weit davon. Ich habe das von einem guten Schriftsteller gelernt*)." — „Ich war heute früh im Thau und bin bis zu den Knieen nass geworden, um Linien abzustecken", meldet sie ein andermal.

In den Abendstunden, wenn ringsum alles still war, liebte sie es, ihrer Tochter zu schreiben. Auch machte sie dann noch grosse Spaziergänge in ihrem Park, die freilich nicht ganz ohne Gefahr waren. Es gab noch Wölfe in der Bretagne, und die ungebetenen Gäste kamen oft bis in die Nähe des Schlosses. So wurde jeder Gang verdorben und liess keine rechte Stimmung aufkommen, selbst wenn der Mond die Landschaft mit seinem weissen Licht verklärte und die milde Luft das Herz sehnsüchtig stimmte. „Ich habe meine Infanterie um mich und fürchte die Wölfe nicht", schrieb sie ihrer Tochter zur Beruhigung (23. October 1675). Sie war immer von drei mit Flinten bewaffneten Dienern begleitet, wenn sie ihre „einsamen Abend-Spaziergänge" unternahm.

---

*) Ein Wort des Panurge bei Rabelais, Buch IV, Cap. 18. Panurge sieht sich bei einer Seefahrt vom Sturm überfallen und dem Schiffbruch nahe. In dieser Gefahr preist er jene glücklich, die Kohl pflanzen.

Von Zeit zu Zeit gab es Ausflüge, Besuche bei den benachbarten Adelsfamilien. Doch liebte die Marquise diesen Verkehr nicht sonderlich und beschränkte ihn so viel wie möglich.

Lebhaft wurde es dagegen bei ihr, wenn die Stände der Bretagne ihre Sitzungen in Vitré abhielten, was alle paar Jahre der Fall war. Wenn die Briefe von diesen Landtagen reden, werden sie zu wichtigen geschichtlichen Dokumenten, die uns mit den Zuständen der Provinz im 17. Jahrhundert bekannt machen. Da wir eine wahrhafte Geschichte der Literatur immer nur in Verbindung mit der Kulturgeschichte für möglich halten, glauben wir auf den Inhalt gerade der Briefe, welche von dem Landtag der Bretagne handeln, wenigstens hindeuten zu sollen.

Die Bretagne gehörte zu den wenigen privilegirten Provinzen, welche die ständische Verfassung bewahrt hatten. Der Landtag hatte freilich nicht viel zu sagen. Der königliche Gouverneur regierte; die Stände — Adel, Klerus und die meistens vom König ernannten Vertreter der Städte — hatten hauptsächlich die Steuern für die Provinzialbedürfnisse zu votiren und alljährlich zu den Kosten der Reichsverwaltung das sogenannte freiwillige Geschenk — „le don gratuit“ — zu bewilligen, das gerade so freiwillig war, wie der einjährige Militärdienst, den heute unsere „Freiwilligen“ leisten. In früheren Zeiten hatte das Geschenk etwa 400.000 Livres betragen; unter Richelieu stieg es auf etwa eine Million und die Regierung schraubte es bald auf die doppelte Summe hinauf. Dabei erklärte einmal der Gouverneur, der Herzog de Chaulnes, ein Bekannter der Sévigné, dass über den Betrag des Geschenkes gar nicht berathschlagt werden dürfe; es sei mehr Ehre für die Provinz das Geld zu geben, als Nutzen für den König, es zu nehmen.

Die Versammlung der Stände bot immer Veranlassung zu rauschenden Festlichkeiten. Die Herren hatten hohe Diäten, aber die wenigen Wochen ihres Zusammenseins kosteten sie doch oft grosse Summen. Denn man überbot sich an Glanz, spielte leichtsinnig, und mancher Edelmann war froh, wenn er das Deficit seiner Kasse, das in der kurzen Zeit entstanden war, durch sparsames Leben während des übrigen Jahres wieder gut machen

konnte. Auch Komödianten durften nicht fehlen, denn ohne Schauspiel galt bereits kein Fest für vollständig *).

Im Jahre 1671 waren die Stände nach Vitré berufen, und da Frau von Sévigné gerade auf ihrem Gut in der Nähe weilte, wollte sie sich für die Zeit der Versammlung entfernen. „Es ist zwar schön", schrieb sie den 10. Juni, „für Fricassées und Diners tausend Écus auszugeben, um Herrn und Frau de Chaulnes zu bewirthen", aber sie wollte trotzdem auf diese Ehre verzichten. Bevor sie jedoch abreisen konnte, erhielt sie ein Schreiben der Herzogin, welche sie bat, doch ja nach Vitré zu kommen. Nun mochte sie nicht Nein sagen und fuhr zur Stadt, wo der Gouverneur ihr zu Ehren alsbald ein Diner gab. Ihr Bericht darüber ist von Interesse. „Man speiste in einem Saal, aber an zwei Tafeln, an jedem Tisch waren vierzehn Plätze, der Herzog präsidirte an dem einen, die Herzogin an dem andern, und die Fresserei war gross (‚cela fait une assez grande mangerie'). Das Diner ist vorzüglich; man trägt ganze Schüsseln mit Braten fort, als ob man sie gar nicht berührt hätte. Für die Obstpyramiden hatte man die Thüren erhöhen lassen. Unsere Vorfahren sahen solche Geschichten nicht voraus; sie glaubten, eine Thür brauche nicht höher zu sein als sie selbst. Eine Pyramide soll also hereingebracht werden, eine von jenen, welche die Gäste nöthigen, sich von einem Ende der Tafel zum andern zu schreiben. Doch das ist kein Unglück, im Gegentheil, man ist zufrieden, nicht zu sehen, was sie verbergen. Jene Pyramide also, die aus zwanzig Schalen gebildet war, wurde an der Thür so völlig umgeworfen, dass der Lärmen die Tafelmusik zum Schweigen brachte. Nach dem Essen tanzten die Herren de Locmaria und de Coëtlogon mit zwei bretonischen Mädchen wunderbare Passepieds und Menuette, wie es unsere guten Tänzer nicht fertig bringen." Einige Tage später schildert ein andrer Brief das Leben in Vitré kurz und treffend so: „Fünfzehn oder zwanzig grosse Tafeln, fortwährendes Spiel, nichts als Bälle, dreimal die Woche Theater, ein ausserordentlicher Aufwand: das heisst man die Stände. Ich

*) Vergl. Lotheissen „Molière", Abschnitt „Lehr- und Wanderjahre" S. 65 ff.

vergass vierhundert Fass Wein, die getrunken werden. Aber wenn ich auch den kleinen Artikel vergessen sollte, die andern würden es nicht thun."

Natürlich kam bei dieser Gelegenheit auch vornehmer Besuch nach Les Rochers, unter anderm einmal der Gouverneur mit vielen Herren von Adel, mehreren Bischöfen, im Ganzen etwa zwanzig Gäste, die in vier sechsspännigen Wagen anfuhren und von fünfzig Garden zu Pferd, und ausserdem noch von berittenen Pagen begleitet wurden.

Frau von Sévigné hatte doch ihre Freude an solchem Pomp, und zumal an der Ehre, die man ihr erwies, wenn sie auch etwas verächtlich von der ganzen Sippschaft („tout cela") sprach, und sie that ihr Bestes, die Gäste zufrieden zu stellen. Dann musste sie wieder nach Vitré, und an dem Tag, an dem die Stände ein „freiwilliges Geschenk" von $2^1/_2$ Millionen votirten, war die Begeisterung grenzenlos. „Die ganze Bretagne" — das will sagen: die gesammte bretonische Junkerschaft — „war betrunken.... Der Gouverneur verlas einen freundlichen Brief des Königs, alle Welt rief Hoch! und dann begann man zu trinken — aber zu trinken, Gott weiss es!"

Wir glauben der feingebildeten Frau gern, wenn sie versichert, dass ihr das Treiben zuwider sei. Und nicht sie allein dachte so. Am 23. August desselben Jahres 1671 meldete sie ihrer Tochter: „Mme de Chaulnes, Mlle de Murinais, Mme Fourché und ein hübsches Fräulein aus Nantes kamen Donnerstag hierher. Mme de Chaulnes sagte beim Eintritt, sie halte es nicht länger aus, ohne mich zu sehen. Die ganze Bretagne liege ihr im Magen und sie sei dem Tode nah. Mit diesen Worten wirft sie sich auf mein Bett, man reiht sich um sie her, und siehe da, in einem Augenblick schläft sie vor lauter Müdigkeit ein. Wir plaudern weiter; sie wacht endlich wieder auf und spricht ihre Bewunderung für die schöne Freiheit auf Les Rochers aus. Wir gingen dann spazieren und liessen uns im Dickicht des Waldes nieder; während die andern Mail spielten, liess ich sie von Rom erzählen, und wie es sich gemacht, dass sie Herrn de Chaulnes geheiratet habe, denn ich suche mir immer die Langweile fern zu halten. Während wir gerade davon sprechen,

kommt ein heimtückischer Regen, der uns überfällt ohne sich vorher anzukündigen, aber so stark, dass das Wasser überall aus unsern Kleidern schiesst. Da beginnen wir zu laufen; man schreit, man fällt, man gleitet aus. Endlich gelangt man nach Haus; ein grosses Feuer wird angezündet, und man wechselt Wäsche und Kleider. Ich helfe überall aus; man lässt sich die Schuhe trocknen und lacht sich halb todt. So wurde die Regentin der Bretagne in ihrem eignen Reich behandelt. Später gab es ein schönes Mahl und dann kehrte die arme Frau wieder heim, ohne Zweifel ärgerlicher über die langweilige Rolle, die sie wieder spielen muss, als über das Attentat, das man hier gegen sie verübt hat."

Damals war die Bretagne noch verhältnissmässig zufrieden, und im Ganzen nicht zu schwer belastet. Doch nur zu bald sollten harte Zeiten über das Land heraufziehen.

Die steigenden Geldforderungen der Pariser Regierung riefen im Jahr 1675 einen blutigen Aufstand hervor, der auch blutig wieder unterdrückt wurde. Um die Kosten der unaufhörlichen Kriege und den Aufwand des Hofes bestreiten zu können, hatte man neue Steuern, besonders auf Tabak und Stempelpapier, ausgeschrieben. Das war ein Eingriff in die Rechte der Stände, deren Zustimmung nicht eingeholt worden war. Diese boten statt der jährlichen freiwilligen Gabe von drei Millionen eine Gabe von fünf Millionen, wenn man die verhassten Edikte zurückzöge. Ludwig XIV. ging auf den Vorschlag ein, die Bretagne zahlte fortan 5 Millionen und wenige Jahre später, 1675, erschienen dieselben Steueredikte von Neuem! Dieser Wortbruch entfesselte einen Sturm des Unwillens in der Provinz, der Gouverneur wurde in Rennes insultirt, die Bauern überfielen die Steuerämter, erschlugen die ihnen missliebigen Beamten, verbrannten die Akten und verweigerten jede Abgabe. Allenthalben loderte der Aufstand empor und richtete sich bald auch gegen den Adel. Die Schlösser jener Herren, die sich gegen ihre Unterthanen hart erwiesen hatten, wurden überfallen, geplündert und nach Kräften zerstört.

Die Strafe liess nicht lange auf sich warten. König Ludwig schickte einige Regimenter von der Rheinarmee in die Bretagne und an ihrer Spitze durchzog der Herzog von Chaulnes

die Provinz, um ein furchtbares Strafgericht zu halten. Zunächst wurde die Stadt Rennes nachdrücklich gezüchtigt. Das Parlament, der oberste Gerichtshof der Provinz, der hier seinen Sitz hatte, wurde verlegt, die Stadt musste bei Strafe der Plünderung binnen vier und zwanzig Stunden dreimalhunderttausend Livres zahlen, und eine ganze Strasse wurde dem Untergang geweiht. „Man hat die Bewohner einer grossen Strasse verjagt", schrieb Frau von Sévigné am 30. Oktober 1675, „und bei Todesstrafe verboten, sie aufzunehmen. Man sah die Unglücklichen, Greise, Wöchnerinnen, Kinder weinend vor den Thoren umherirren, ohne Obdach und ohne Nahrung. Vorgestern wurde ein Musikant, der den Tanz mit dem Stempelpapier begonnen hatte, gerädert.... Sechzig Bürger sitzen gefangen, und morgen fängt das Hängen an. Die Bretagne ist eine Warnung für die andern Provinzen, dass sie ihre Gouverneure respektiren."

Fast noch Schrecklicheres erzählen die Briefe von dem Schicksal der Bauern in der Basse-Bretagne. „Unsere armen Bretonen schaaren sich auf den Feldern zusammen, vierzig oder fünfzig. Sobald sie der Soldaten ansichtig werden, fallen sie auf die Kniee und sagen: mea culpa. Das ist das einzige französische Wort, das sie wissen... Man hängt sie unermüdlich auf; sie fordern Tabak und etwas zu trinken — und von Charon kein Wort."

Der Schluss dieser Stelle ist ein Citat aus Lucian. In dessen Dialog „Charon" wundert sich der Höllenfährmann über das Treiben der eiteln Menschen. „An alles denken sie", sagt er, „aber von Charon kein Wort". So dachten die bretonischen Bauern nicht daran, vor ihrem Tod kirchlichen Trost zu erbitten, sondern starben mit stumpfer Resignation.

Wir fühlen uns verletzt darüber, dass Frau von Sévigné über solche Vorfälle noch scherzen konnte. Freilich birgt sich oft bitterer Ernst hinter dem Scherz, aber hier dürfen wir ihn nicht suchen. Die Marquise bedauerte zwar das Unglück der armen Bretonen, doch ging ihr Mitgefühl nicht sehr tief. Das 17. Jahrhundert war überhaupt noch nicht so menschenfreundlich gestimmt, wie wir heute, — die wir ja auch trotz der schönen Grundsätze, die wir predigen, dem fremden Elend oft noch zu

unthätig gegenüber stehen. Die Menschen jener Zeit waren aus härterem Holz geschnitzt und egoistischer, zumal wenn es das niedere Volk betraf. Wie sich die Lage desselben, wenigstens in manchen Gegenden des Landes, gestaltete, zeigt uns die Schilderung der Bauern bei La Bruyère, — jene furchtbare Stelle, welche am deutlichsten den Fortschritt der neuern Zeit erkennen lässt: „Man sieht auf dem Land", heist es dort, „gewisse scheue Thiere, Männchen und Weibchen, schwarz, fahl, von der Sonne verbrannt, an dem Boden haftend, den sie durchwühlen und hartnäckig durchsuchen. Sie haben eine artikulirte Stimme, und wenn sie sich aufrichten, zeigen sie ein menschliches Antlitz. In der That, es sind Menschen. Nachts ziehen sie sich in Höhlen zurück, wo sie sich von schwarzem Brod, von Wasser und Wurzeln nähren. Sie ersparen den andern Menschen die Mühe des Ackerns, Säens und Erntens, und verdienen darum, dass ihnen das Brot, dass sie gesäet haben, nicht fehle" *).

Die Marquise de Sévigné war gewiss eine der besten Frauen ihrer Zeit, aber gewisse Züge von Hartherzigkeit finden sich auch bei ihr. Der Process der Marquise de Brinvilliers ist bekannt. Die Frau hatte, ihrem Geständniss nach, ihren Vater, zwei Brüder und eine Schwester vergiftet. Wahrscheinlich waren ihr noch andre Personen zum Opfer gefallen. Zum Tod verurtheilt, wurde sie im Juli 1676 hingerichtet Sie hatte in der besten Gesellschaft gelebt, und war auch mit der Sévigné bekannt gewesen. Doch findet man in deren Briefen kaum ein Wort des Mitleids oder des Schauders Sie erzählt nur, wie sie voll Neugier sich einen Platz auf dem Pont-Neuf, wahrscheinlich am Fenster eines der auf dieser Brücke stehenden Häuser, gesichert habe, um die vornehme Dame im Armensündergewand zur Richtstätte transportiren zu sehen. Selbst dabei findet sie noch ein Scherzwort, denn nachdem sie berichtet hat, dass die Verbrecherin hingerichtet, ihre Leiche verbrannt und die Asche in die Lüfte zerstreut worden sei, sagt sie witzelnd: „So werden wir sie einathmen und selbst etwas Giftmischerlaune bekommen". (Br. v. 17. Juli 1676.)

*) La Bruyère, Caractères, chap. de l'homme, n° 128.

Seien wir nicht ungerecht deshalb. Man muss einen jeden Menschen nach dem Massstab seiner Zeit beurtheilen. In Epochen, in welchen die Gesetze noch mit Blut geschrieben zu sein scheinen, die höheren Stände durch eine tiefe Kluft von dem armen Volk geschieden sind und dieses letztere zum Dienen und Dulden geschaffen glauben, in solchen Epochen hat man wenig Verständniss für wahre Menschlichkeit. So war es noch im 17. Jahrhundert. Wir wollen Frau von Sévigné nicht besonderer Hartherzigkeit anklagen, da wir von Colbert, dem grössten Minister Ludwig XIV., ein Rundschreiben an die Intendanten der Provinzen haben, in welchem denselben mitgetheilt wird, dass es den Galeeren Sr. Majestät an Ruderern fehle — man gebrauchte bekanntlich die verurtheilten Verbrecher zu dem furchtbaren Ruderdienst — und dass im Interesse der Flotte Sr. Majestät die Polizei ohne weiteres alle Bettler und Vagabunden aufgreifen und auf die Galeeren schicken solle!

Es war ja auch die Zeit, in der das Edikt von Nantes aufgehoben und die Bekehrung der Reformirten den Dragonern übertragen wurde, eine Massregel, welche damals vielseitige Billigung, auch von Seiten der Gebildeten erhielt. „Niemals hat ein König Grösseres und Denkwürdigeres vollbracht", schrieb Frau von Sévigné an Bussy-Rabutin (28. Oct. 1685). Graf Grignan hatte den Auftrag, die widerspenstigen Reformirten in der Provence und in der Dauphiné zu Paaren zu treiben. Darum interessirte sich auch die Marquise für die Sache. Sie bedauerte ihren Schwiegersohn wegen der Strapazen, die ihm „die elenden Hugenotten" bereiteten. Sie nahm es ihnen förmlich übel, dass sie sich nicht gutwillig umbringen lassen wollten. „Sie kommen aus ihren Löchern hervor, um Gott anzubeten, und verschwinden wie Gespenster, sobald sie sehen, dass man sie sucht und sie ausrotten will." (Brief vom 16. März 1689.)

Der Widerspruch dieser und anderer Stellen mit den liebevollen Worten, die sie für ihre Tochter und ihre Freunde findet, ist nur scheinbar. Es war ihre vollste Ueberzeugung, was sie im Brief vom 9. März 1672 schrieb: „Man behauptete neulich, die wahre Grösse des Herzens werde nach der Fähigkeit gemessen, mit der es zu lieben wisse. Dann finde ich mich sehr

gross; dieser Satz könnte mich eitel machen, wenn ich nicht tausendfachen Anlass hätte, bescheiden zu bleiben."

Die vorstehenden Andeutungen werden es begreiflich machen, dass wir die Briefe als ein wichtiges Dokument für die Kenntniss des 17. Jahrhunderts bezeichneten, und warum sie immer gern gelesen werden. Sie lehren uns jene Zeit von einer Seite kennen, die sich in den Werken der klassischen Dichtung dem Blick entzieht. Lamartine nennt sie in seiner Schrift über Madame de Sévigné ein Buch, das mehr für das Alter, als für die Jugend passe, — das Buch des Abends, wenn die Schatten sich herabsenken und man zu träumen liebe. Er preist das 17. Jahrhundert glücklich, dass es als Annalisten die Marquise de Sévigné und den satirischen Saint-Simon gefunden habe*). Nicht anders urtheilte Sainte-Beuve. „Sollte uns Jemand vorwerfen", sagt er, „in unserer Bewunderung für Frau von Sévigné zu weit gegangen zu sein, so erlauben wir uns die eine Frage an ihn: Haben Sie die Briefe gelesen? Unter Lesen verstehen wir nicht die rasche Durchsicht einiger als klassich geltender Briefe, sondern ein Vertiefen in die zehn Bände, etwa auf dem Lande während einer Reihe von Regentagen. Mache man diese wenig zu fürchtende Probe, und dann tadle man uns noch, wenn man den Muth dazu hat, oder wenn man sich des Tadels überhaupt noch erinnert" **).

---

*) Lamartine in seinem Buch über Mme de Sévigné: „C'est le livre du soir, non du matin; il a le jour doux, les ombres, les rêveries, les loisirs vagues, les sérénités du soleil couchant." — S. 199: „On peut affirmer que cette bonne fortune d'avoir eu pour annalistes involontaires une mère aussi émue que Mme de Sévigné et un satiriste aussi passionné que Saint-Simon a beaucoup contribué à l'intérêt et au retentissement de cette grande époque. La correspondance privée de Mme de Sévigné devient donc tout à coup une chronique de France. On y voit passer en quelques lignes, en impressions successives, en anecdotes, en portraits, en confidences, en demi-mots, en reticences, en applaudissements et en murmures, mais on y voit passer tout vivants les évènements, les hommes, les femmes, les gloires, les hontes, les douleurs du siècle... c'est le tableau de famille du 17me siècle."

**) Sainte-Beuve, Portraits des femmes S. 21.

Achter Abschnitt.

Die Kanzelberedsamkeit.

Genau betrachtet, gehört auch die Besprechung der Beredsamkeit nicht in eine Geschichte der Literatur. Die Rede hat immer einen bestimmten praktischen Zweck, mag sie nun politisch, gerichtlich oder kirchlich sein. Die Werke der Literatur dagegen haben ein ideales Ziel, sie wollen das menschliche Gemüth erheben, läutern, es auf Augenblicke dem Drang des gewöhnlichen Lebens entreissen. Auch der Redner will das Gemüth seiner Zuhörer erregen, aber nur um dieselben desto leichter für eine bestimmte Ansicht zu gewinnen.

Indessen bedarf die Beredsamkeit mancher Mittel, die sie der eigentlichen Literatur nahe bringt. Man verlangt von ihr Schönheit der Sprache, Schwung der Gedanken, Schärfe der Charakteristik, Klarheit der Anordnung. So wenig der Redner zu loben ist, der allzusehr nach literarischem Ruhm strebt, so gewiss ist es doch, dass eine zündende, gedankenreiche Rede zu einem bedeutsamen literarischen Denkmal werden kann. So wie die hervorragenden Philosophen und Historiker in der Literaturgeschichte nicht fehlen dürfen, so müssen auch die Redner in dem Bild der literarischen und geistigen Bewegung ihren Platz behaupten.

Die Zeit Ludwig XIV. war der Entfaltung der Beredsamkeit insofern nicht günstig, als sie dieselbe fast ganz auf das kirchliche Gebiet beschränkte. Die politische parlamentarische Beredsamkeit war in Frankreich erstorben, seitdem die Reichsstände als zu lästige Berather von den Königen nicht mehr berufen wurden. Sobald es freilich die Umstände gestatteten, zeigte sich das Talent der Nation für das lebendige Wort in alter Kraft. In den Unruhen der Fronde erlangte das Pariser Parlament eine Zeit lang grosse politische Bedeutung, und mehrere seiner Mitglieder beherrschten durch ihre entweder leidenschaft-

liche und farbenreiche oder massvolle überzeugende Rede das aufgeregte Volk, das die Politik auf die Strasse getragen hatte. An der Spitze des Parlaments stand der würdige Präsident, Mathieu Molé, ein Mann von antikem Charakter. Als einer der Führer der Bewegung erschien in der ersten Zeit der Parlamentsrath Broussel, der als echter Volkstribun auftrat, ohne grosse Ideen und weiten Blick war, aber durch seine Beredsamkeit auf die Massen wirkte. Auch der Generaladvokat am Pariser Parlament, Omer Talon, ist hier zu erwähnen. In seiner Rede vom 15. Januar 1648 erhob er sich in Gegenwart der Regentin und des jugendlichen Königs gegen die absolute Gewalt des Monarchen, dem er nur eine beschränkte Macht zugestanden wissen wollte. In einem geordneten Staat müssten Vertreter der einzelnen Kreise und Provinzen zu freien Versammlungen zusammentreten, um die Thätigkeit der Regierung zu kontroliren und zu regeln. Unter der Herrschaft eines absoluten Fürsten finde man nur verwüstete Provinzen, öde oder von der Sonne verbrannte Länder, und als Einwohner nur Leute, die vom Menschen nichts besässen als die Gestalt. Frankreich aber, die Freude des Himmels, der Liebling der Natur, müsse einen Monarchen haben, der wisse, was man von einem Frankenkönig verlange, und der über edle Männer und freie Seelen, nicht über Sklaven herrschen wolle. „Seit zehn Jahren", rief er zum König gewandt aus, „ist das Land verwüstet, liegen die Bauern auf dem Stroh. Ihre Habe ist verkauft worden, weil sie die Steuern nicht bezahlen konnten, die man ihnen auferlegte; und um den Luxus von Paris zu bestreiten, müssen Tausende von unschuldigen Menschen von Kleienbrod leben, und finden nur in ihrer Ohnmacht Schutz" *).

Auch der Herzog Gaston von Orléans wird als guter Redner gerühmt. In den Tagen der stürmischen Parlamentsverhandlungen während der Fronde sprach er versöhnlich und mit politischem Verständniss, während die anderen Prinzen und aristokratischen Häupter der Fronde, Condé, Conti, Beaufort und

*) Vergl. die Mémoires d'Omer Talon in der Sammlung von Petitot-Monmerqué vol. LX. — Gaillardin, Histoire du règne de Louis XIV. (Paris, Lecoffre 1871—1875) vol. I, p. 327.

Genossen nur mit kurzen, gewöhnlich groben Worten zu unterbrechen verstanden.

Das Parlament hatte in dieser Epoche der bürgerlichen Unruhen eine Bedeutung erlangt, die es bald wieder verlieren sollte. Darum konnte sich keine rechte Beredsamkeit in seinem Kreis entwickeln, zumal die Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen sehr beschränkt wurde.

Auch die gerichtliche Beredsamkeit, die sich nie ganz verlor, litt unter diesem Mangel der Oeffentlichkeit. Sie gedeiht, wie die parlamentarische, doch nur dann, wenn sie sich an ein grosses Publikum wenden kann. Wo dies nicht der Fall ist, gerathen die Redner schnell auf Abwege. Die Ankläger sowohl wie die Vertheidiger zeigten im 17. Jahrhundert zum grossen Theil in ihren Vorträgen unerträglichen Schwulst. Ohne Geschmack, gefielen sie sich in verknöcherter Schulberedsamkeit und halfen sich mit stereotypen Redensarten, die auf jede Sache passten. Sie waren unerschöpflich in nichtssagenden Phrasen, mit welchen sie ihre Gelehrsamkeit beweisen wollten. Tallemant des Réaux erzählt von einem Advokaten in Rennes, der einen wegen Baumfrevels verklagten Menschen zu vertheidigen hatte, und in seiner Rede von Dodona, den alten Eichenwäldern und Druiden phantasirte. Solchem Geschwätz gegenüber siegte wohl der Gegner, dem der Sinn für natürliche Einfachheit nicht ganz geschwunden war. Der Gegenadvokat des Redners von Rennes brachte die Lacher auf seine Seite. Seine ganze Rede lautete: „Meine Herren, es handelt sich um vier Eichbäumchen, die mein Klient gefällt, und die er zu vergüten bereit ist“ *).

Ein andrer hatte einen Process gegen einen Schuhflicker zu führen, und begann seine Rede mit dem Exordium der Rede Cicero's pro Quintio **). Selbst hervorragende Männer, wie Denis Talon, der die „Grossen Gerichtstage“ der Auvergne zu eröffnen hatte, verlor sich im Schwulst höfischer Wendungen und Schmeicheleien. Er verglich den König mit der Sonne, welche nicht allein

*) Tallemant du Réaux t. II, p. 108, éd. Monmerqué et Paris.

**) Tallemant des Réaux VII, p. 273.

die Planeten erleuchtet, sondern ihren wohlthätigen Einfluss bis in das Innerste der Erde erstreckt, die Metalle bildet, die Pflanzen wachsen lässt, die Erschütterungen verursacht. Um den König, die Sonne des Landes, gruppiren sich die Gerichtshöfe als kleinere Sterne, welche auf die Erfrischung des Landlebens verzichten, um ihr Licht in eine Region der Finsterniss strahlen zu lassen u. s. w. u. s. w. Die Satiren der Zeit verschonen denn auch diese Helden der rollenden Phrase keineswegs. Boileau erwähnt eines Advokaten Gaultier, den man nur den „Heul-Gaultier" (Gaultier la Gueule) nannte, und den er mit einem wüthenden Weib vergleicht*). Die schärfste Verhöhnung der gerichtlichen Redekunst findet sich in Racine's „Plaideurs". Bei einem Verrückten, der die Manie hat, zu Gericht zu sitzen, wird ein Hund verklagt, weil er einen Kapaun gefressen hat. Darüber entspinnt sich eine grossartige Verhandlung. Der Ankläger, Petit-Jean, beginnt seine Anrede mit der prachtvollen Tirade:

Wenn wir die Wechselfälle dieser Welt
Und ihren Unbestand mit Ernst betrachten,
Wenn ich die Menschen so verschieden sehe,
Und so viel Wandelsterne unter ihnen,
Doch keinen einz'gen Fixstern finden kann;
Wenn ich den Cäsar sehe und sein Glück,
Wenn ich die Sonne sehe und den Mond,
Das alte Babylon, die Serper und
Die Nacedonier, — — —

Er kennt nicht einmal die alten Namen und hat diesen Beginn der Rede einfach auswendig gelernt. Da er unterbrochen wird, kann er sich nicht mehr zurechtfinden und verwirrt sich, so dass er mit einer sehr prosaischen Drohung gegen den angeklagten Hund schliesst. Der Vertheidiger des Thiers ist nicht minder pathetisch als sein Gegner. Mit kläglicher Fistelstimme eröffnet er seine Rede, indem er, gleich seinem schon erwähnten Kollegen, die Ciceronianische Stelle pro Quintio benutzt:

Was immer nur den Menschen schrecken kann,
Und was er kennt von höchster Furchtbarkeit,

*) Boileau, sat IX, v. 15 u 16:
— — — Plus aigre et plus mordant
Qu'une femme en furie ou Gaultier en plaidant.

Das zeigt sich heute gegen uns vereint —
Beredsamkeit und finstere Kabale.
Des Todten Ruhm erschreckt mich einerseits,
Und andrerseits bin ich von Meister Jean's
Beredsamkeit geblendet — *).

Die „Plaideurs" sind freilich eine übermüthige Posse, aber auch eine Karrikatur kann ähnlich sein. Dandin verzweifelt auf seinem Richterstuhl über die hadernden Advokaten und ihren Redeschwall. „Hat man jemals so plaidirt?" ruft er. — „Das ist jetzt Mode", bemerkt ihm sein Sohn, und das lustige Spiel streift damit die ernste Wirklichkeit.

Allerdings werden die Namen einzelner Sachwalter und Advokaten jener Zeit mit besonderer Achtung erwähnt. Vor allen angesehen war Olivier Patru, den wir schon als Freund Boileau's kennen gelernt haben **). Nach dem, was man von ihm berichtet, dürfen wir annehmen, dass er sich von allzugrossem Schwulst frei hielt. Er feilte seine Reden und suchte einem jeden Satz die Rundung zu geben, welche man in dem Stil Bal-

---

*) Racine, Les Plaideurs III. 3, v 11.

„Messieurs, quand je regarde avec exactitude
L'inconstance du monde et sa vicissitude;
Lorsque je vois, parmi tant d'hommes différents,
Pas une étoile fixe, et tant d'astres errants;
Quand je vois les Césars, quand je vois leur fortune;
Quand je vois le soleil et quand je vois la lune,
Quand je vois les États des Babiloniens
Transférés des Serpans aux Nacédoniens,
Quand je vois les Lorrains, de l'état dépotique,
Passer au démocrite et puis au monarchique;
Quand je vois le Japon — —

Die Gegenrede beginnt:

Messieurs, tout ce qui peut étonner un coupable,
Tout ce que les mortels ont de plus redoutable,
Semble s' être assemblé contre nous par hasar:
Je veux dire la brigue et l' éloquence. Car
D'un côté le crédit du défunt m'épouvante;
Et de l'autre côté l'éloquence éclatante
De maître Petit-Jean m'éblouit.

Vergl. Cicero pro Quintio: „Quae res in civitate duae plurimum possunt, hae contra nos ambae faciunt in hoc tempore, summa gratia et eloquentia ...."

**) Siehe Abschnitt III S. 167.

zac's bewundert hatte. Andere nannten ihn dafür trocken. Dass er unermüdlich verbesserte und änderte, beweist doch, dass er kein wahrhafter Redner war, nicht der Inspiration des Augenblicks vertraute, sondern mehr literarische Neigungen hatte. Zudem heisst es, er habe nur selten vor Gericht gesprochen; seine Kollegen hätten mit ihrer plumpen Beredsamkeit grösseres Vertrauen beim Publikum gefunden als er. Dafür wurde Patru frühe der Wahl in die Akademie gewürdigt, und seine Aufnahmsrede schien so schön, dass man seitdem von jedem neu eintretenden Akademiker eine solche verlangte. Welcher Art indessen sein Geschmack war, bewies er, als er Boileau von seiner „Art Poétique" und La Fontaine von seinen Fabeln abrieth*).

So blieb denn eigentlich nur die kirchliche Beredsamkeit, welche freien Spielraum zu ihrer Entwickelung fand, so weit ihre Natur es erlaubte, und für welche sich die Verhältnisse so günstig wie möglich gestalteten.

La Bruyère vergleicht einmal die geistliche mit der gerichtlichen Beredsamkeit und gelangt zu dem Schluss, dass es leichter sei zu predigen als zu plaidiren; dass aber eine gute Predigt viel schwerer sei als eine gute Gerichtsrede**).

Die Kanzelberedsamkeit hatte im Lauf des Jahrhunderts verschiedene Wandlungen erfahren. Von den rohen, fanatischen Predigten der Mönche in Paris während der Liga war der Weg weit zu den formvollendeten Vorträgen eines Bourdaloue und Bossuet. Unter Heinrich IV. hatte man zunächst auf Beruhigung der Gemüther hinarbeiten müssen, und um seinem Klerus ein leuchtendes Vorbild zu geben, hatte der König den Bischof

---

*) Die erste Ausgabe von Patru's Werken erschien 1681, eine zweite in 2 Bänden 1732. Ueber die gerichtliche Beredsamkeit in Frankreich während des 17. Jahrhunderts vergleiche man Oscar de Vallée, „l'éloquence judiciaire au 17me siècle". Paris 1856. 2. Auflage unter dem Titel: „Études sur le 17me siècle 1858; ferner Jules de Berquier in der Revue des deux mondes, 1. Jänner 1863 („Une reforme au Palais") Ch. Gidel, Les Français du XVII. siècle. Paris, Didier & Cie 1872.

**) La Bruyère, Les caractères, chap. de la chaire n° 25: „On croit voir qu'il est plus aisé de prêcher que de plaider, et plus difficile de bien prêcher que de bien plaider".

von Genf, François de Sales, nach Paris berufen. Als Kanzelredner hatten damals de Besse, Valladier, so wie Fenoillet, Bischof von Montpellier, besonderen Ruf. Aber wie vor Gericht, herrschte der Ungeschmack auch auf der Kanzel. Die Predigten waren der Mehrzahl nach trivial bis zum Aeussersten, ergingen sich in einer ungeordneten Reihe von Gemeinplätzen, oder überboten einander an Affektation. Eine Predigt musste zugleich ein Beweis für die Gelehrsamkeit des Redners sein, und man citirte jeden Augenblick nicht allein lateinische Bibelstellen, sondern auch die verschiedensten griechischen und lateinischen Autoren, Aristoteles neben Thomas von Aquino, Homer und Plato, Cicero und Seneca neben den Kirchenvätern. „Man musste wunderbar gelehrt sein, um so schlecht predigen zu können", sagt La Bruyère*). Wie in der Poesie, fanden die Antithesen, die gesuchten Bilder auch in der Predigt eine Stätte. Der falsche Geschmack erhielt sich noch bis in die Zeit Ludwig XIV. Der Superior des Oratorianerordens, Pater Senault, galt als ein Prediger, der besseren Geschmack in die Kanzelreden eingeführt habe. Wie weit jedoch diese Besserung ging, mag man aus der folgenden Probe ersehen. Senault hatte eine Festpredigt bei Gelegenheit der Geburt des Dauphin, später eine Leichenrede für die Königin-Mutter gehalten, und veröffentlichte beide Predigten. In der Zueignung an den König, die er der letzteren voranstellte, heisst es: „Ich widmete Eurer Majestät einen jungen Sohn, dessen Horoskop ich stellte, und widme ihr nun eine todte Mutter, deren Leichenrede ich gehalten habe" **).

Mit dem Ungeschmack wetteiferte die Schmeichelei, welche sich in den Predigten ungescheut breit machte. So verstieg sich der Jesuitenpater Condé in seiner Trauerrede über den Tod Ludwig XIII. zu folgender Phrase, die er an die verwitwete

---

*) La Bruyère, Caract. chap. de la chaire n° 6: „Il fallait savoir prodigieusement pour prêcher si mal." Vergl. A. Hurel, les orateurs sacrés à la cour de Louis XIV. Paris, Didier. 1873. 2 vols.

**) „Sire, j'offris à Votre Majesté un fils naissant dont je faisais l'horoscope, et je lui offre une mère morte dont j'ai fait l'oraison funèbre." Vergl. Hurel I. p. 91.

Königin richtete: „Der grosse Gott, den unsere Theologen den Vater-Mutter seines Sohnes nennen, hat aus Eurer Majestät die Mutter-Vater des Eurigen gemacht — Mutter wegen der Liebe, Vater wegen des männlichen Edelsinns.“ Ludwig XIV. Sohn, der Dauphin, kam am Tag Aller Heiligen 1661 um die Mittagsstunde zur Welt. In seiner Festpredigt über die Geburt des Prinzen erklärte Senault nicht allein, dass die meisten grossen Männer im Herbst geboren würden, er behauptete auch, dass gerade die Mittagsstunde die glücklichste Zeit sei, um ins Leben zu treten. Am Palmsonntag des Jahres 1681 leitete Fromentières seine Predigt mit folgenden Worten an den König ein: „Sire, wenn Jesus Christus zu einem feierlichen Empfang nur Palmen brauchte, so könnte ihm niemand einen reicheren und ruhmvolleren Einzug bereiten, als Eure Majestät“.

Schon unter der Regentschaft standen indessen einige Kanzelredner in dem Ruf, nach Einfachheit im Ausdruck zu streben, und an Beredsamkeit die andern zu übertreffen. Zu ihnen gehörte Claude de Lingendes (1591—1660), den Bayle einen der berühmtesten Kanzelredner des Jahrhunderts nennt. Ueber den wirklichen Werth seiner Predigten lässt sich nichts sagen, da er sie in lateinischer Sprache entwarf und erst beim Vortrag ins Französische übertrug. Sein Vetter, Jean de Lingendes, Bischof von Sarlet, ist gleichfalls schwer zu beurtheilen. Seine Predigten sind alle, bis auf eine, verloren, und diese, eine Leichenrede auf Ludwig XIII, ist nur in entstelltem Abdruck erhalten. Die Zeitgenossen rühmten seine Mässigung; uns aber fällt in der erwähnten Leichenrede auf, dass er die Ermordung Concini's, mit welcher König Ludwig seine Regierung eröffnete, offen vertheidigte. „Gott, der Du über das Heil der Könige wachst, wie deutlich zeigte sich Deine Vorsehung in furchtbarem Urtheil! Auribus nostris audivimus; und die Zeit, welche die Erinnerung an alle Dinge verwischt, wird niemals das denkwürdige Ereigniss vom 24. April 1617 vergessen lassen, als auf der Louvrebrücke Feuer und Schwert gebraucht wurden, um ein Unheil, das des ganzen Reiches Wohl bedrohte, mit der Wurzel auszurotten. Eine Strafe, rasch wie der Blitz, fiel auf das Haupt eines Ein-

zigen, zum abschreckenden Beispiel für viele ...." *). Ebenso finden wir in dieser Rede den Ausdruck fanatischen Eifers, der zu seiner gerühmten Mässigung nicht recht stimmen will. Er sprach von Ludwig's Krieg gegen die Hugenotten, die sich, „Gott und die Fürsten ungestraft beschimpfend", in La Rochelle eingenistet hätten. Obwohl die Hugenotten in Frankreich anerkannt waren und ihre Kirche rechtliche Stellung hatte, rief Senault triumphirend, der König habe sie „bis zur Verachtung" gedemüthigt. Fast noch heftiger sprach Jean Louis de Fromentières, Bischof von Aire und Hofprediger des Königs. Er wandte sich direkt an die Regentin und führte aus, dass sie keinen heiligeren Gebrauch von ihrer Gewalt machen könne, als wenn sie die Ketzer verderbe **).

Die Partei des Klerus, welche diese strenge Richtung vertrat, lehrte auch das Recht des Königs auf absolute Herrschaft. Diese Anschauungen kamen oft in sonderbar verquickter Weise zum Ausdruck. Während der Wirren des Bürgerkriegs hatte ein Pater Faure, der Beichtvater der Königin Anna war, eine Streitschrift veröffentlicht, in welcher er der gewöhnlichen Ansicht, dass Gott alles nach seinem Willen leite, entgegentrat. „Glaubt Ihr, Frankreich gelte etwas bei ihm?" rief er, und fuhr dann drohend fort, dass die Rebellen gestraft werden müssten und die Stadt Paris mit ihnen. „Man will glauben machen, dass wir das Blut des unschuldigen Volks vergiessen. Man irrt, ... aber wenn dem so wäre, darf der König nicht nach Gutdünken mit seinem Volk verfahren? Warum sollte er nicht das Recht haben es zu vertilgen, wenn es ihn beleidigt?" ***).

---

*) „Le temps qui ruine la mémoire de toutes choses n'abolira jamais celle de ce remarquable événement du 24. avril 1617 où, sur le pont du Louvre, le feu et le fer furent employés pour couper la racine d'un mal si contagieux que le salut de tout un royaume en était menacé. Une punition aussi soudaine que la foudre tomba sur la tête d'un seul pour la correction et pour l'exemple de plusieurs."

**) Fromentières, Panégyrique de St. Thomas d'Aquin. Péroraison.

***) La response du P. Faure, prédicateur et confesseur de la Reyne, sur la Harangue à elle faite par un Révérend père chartreux pour la paix. Paris 1652.

Wenn solche Theorien alles Ernstes von der Kanzel herab und in politischen Schriften verkündigt wurden, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Könige selbst zu solchen Ideen über ihre Machtvollkommenheit gelangten. Ludwig XIV. hörte aus dem Mund eines seiner Hofprediger, dass man die Fürsten nicht mit den andern Menschen vergleichen dürfe. Keine Strafe sei schwer genug für den ungeheuren Frevel eines Menschen, der seinen Fürsten zu beschimpfen wage. „Wir müssen uns eher unsere Güter und unser Leben rauben lassen, als dass wir uns gegen unsere Herrscher erheben, selbst wenn sie Tyrannen wären!“ *)

Gegenüber solchem Gebahren freut es uns, auch versöhnlichen, wahrhaft humanen Gesinnungen zu begegnen. So überreichte Pierre de Bertier, zuletzt Bischof von Montauban, dem König Ludwig XIV. nach dessen Krönung in Reims, an der Spitze des Klerus eine Adresse, welche dem jungen Monarchen Sanftmuth empfahl und ihm anrieth, Andersgläubige nur durch Milde und Belehrung zu gewinnen.

Der bedeutendste Kanzelredner seiner Zeit war nach allem, was wir von ihm wissen, Paul de Gondi, Koadjutor von Paris, der als Kardinal von Retz bekannter wurde. Wir werden diesen merkwürdigen Mann in einem spätern Abschnitt über die Memoirenschriftsteller genauer behandeln. Hier gilt es uns zunächst, seine rednerische Begabung zu erkennen. Nachdem sich Gondi lange geweigert hatte, die geistliche Laufbahn zu betreten, gab er endlich dem Verlangen der Familie nach, beschloss aber zugleich, den ihm widerstrebenden Beruf nun auch ganz seinem Ehrgeiz dienstbar zu machen. Als er 1643 die Kanzel zum erstenmal betrat, hatte er vor der Regentin und ihrem Hof zu predigen, doch liess er sich durch sein Auditorium nicht einschüchtern, und galt seitdem als ein tüchtiger Redner. Da ihn die Gunst der Königin emporgetragen hatte, hielt er sich anfangs zu ihrer Partei. Doch erstaunte er auch damals schon seine vornehmen Zuhörer durch

*) Le Boux, mit 37 Jahren zum Bischof von Acqs ernannt, hielt diese Predigt ums Jahr 1682. Er starb 1693. Sechzehn seiner Predigten wurden lange nach seinem Tod, 1766, aber in sehr geänderter Gestalt, veröffentlicht.

die Kühnheit seiner Behauptungen, und erregte mehr als einmal ihren Unwillen. Seine Reden hatten manchmal einen Anflug von Demagogenthum, und das Volk strömte in Schaaren herbei, um zu hören, wie der Sprössling einer vornehmen Familie, der Koadjutor des Erzbischofs von Paris, die Partei der Unterdrückten nahm.

Am Ludwigstag, 25. August 1648, predigte Gondi vor der Königin-Regentin, dem jungen König und glänzender Gesellschaft, und schloss seine Rede mit der Erinnerung an das Testament des heiligen Ludwig, in dem es heisse: „Wisst, dass Ihr König seid, um Gerechtigkeit zu üben, und dass Ihr gleicherweise gegen die Armen und Vornehmen gerecht sein müsst, Ihr selbst und Eure Beamten, für deren Thaten Ihr Gott einst Rechenschaft werdet geben müssen. Helft Eurem Volk, schützt seine Gerechtsame, hört seine Klagen, und neigt Euch gewöhnlich dem weniger Reichen zu, weil die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass er der Bedrängte ist... Seid freigebig mit Eurem Besitz, aber sparsam mit dem Gut Eurer Unterthanen... Verleiht geistliche Aemter nur an jene, die fähig sind, deren Pflichten würdig zu erfüllen u. s. w.“ Die Höflinge fanden solche Rathschläge unerhört, ja sie witterten Rebellion darin*).

Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen, denn kurze Zeit nachher stand Gondi auf der Seite der Aufständischen, und der Hof flüchtete nach Saint-Germain. Aber in diesem halb tragischen, halb possenhaften Spiele wechselten die Scenen mit erstaunlicher Schnelligkeit. Ein Jahr später war der junge König wieder in Paris, und Gondi predigte als Erzbischof vor ihm in der Kirche Nôtre-Dame. Seine Rede ist nicht im Original erhalten, aber wir wissen aus dem Bericht eines der Zuhörer, dass er von dem Elend des Volks, den Leiden des Staats, dem Treiben der Kriegspartei sprach**). Bald darauf brach der Bürgerkrieg mit erneuerter Heftigkeit aus. Gondi kämpfte, man könnte sagen im Einzelkampf, gegen Mazarin an, und beide erwiesen sich in der

*) Mémoires de Guy-Joly, éd. Michaud p. 10. Hurel, les orateurs sacrés I. p. 34. Marius Topin, le cardinal de Retz. Paris, 1872.

**) Relations curieuses des harangues et cérémonies faites à Notre Dame. Paris Remy 1649.

Kunst ränkevoller Politik als ebenbürtige Gegner. Die Kanzel wurde für den ehrgeizigen Erzbischof eine Tribune, von der er zum Widerstand aufrief. In seinen Memoiren berichtet Omer Talon von einer Predigt, die Gondi am Tag der Bekehrung des Saulus hielt, und die in einer beredten Ermahnung an den Prinzen Conti gipfelte, derselbe möge in seinem Widerstand nicht erlahmen. So sehr wusste er dabei seine Zuhörer zu bewegen, dass nach dem Zeugniss eines Zeitgenossen die Frauen Thränen vergossen, und die Männer die furchtbarsten Verwünschungen gegen Mazarin ausstiessen*).

Nach dem Sieg des Königs war Gondi's Rolle zu Ende. Er wurde verhaftet, entfloh, und als er endlich die Erlaubniss zur Rückkehr erhielt, lebte er in der Stille, fern vom Hof, und dem politischen Treiben entfremdet. Mit ihm verschwand die Demagogie von der Kanzel, und die Prediger kehrten zur gewöhnlichen Weise zurück. Der ganzen Richtung der Zeit entsprechend drang der precieuse Geist nun auch in die Kanzelreden, und während manche Geistliche, wie z. B. Pater Maimbourg, fast das burleske Gebiet streiften, strebten andre nach Eleganz und Witz, gefielen sich in Antithesen, überfeinen Bildern, und schöngeistigem Wesen**). Einer der bekanntesten unter diesen Precieusen der Kanzel war der Abbé Jacques Testu, der ein gern gesehener Gast der vornehmen Salons und Mitglied der Akademie war. Nach ihm versuchte es Étienne Le Camus mit der pomphaften Rede. Langsam bildete sich ein fester Stil, ein Gefühl für Mass und Geschmack in den Reden aus. Dass Senault seit 1650 in dieser Richtung fördernd gewirkt haben soll, wurde schon angeführt. Jedenfalls waren seine Predigten beliebt; man schrieb sie in der Kirche nach und verkaufte die Kopien, auch an Geistliche, welche sie dann auf den ihnen zugewiesenen Kanzeln als eigne Eingebung vortrugen.

---

*) Ausser den Memoiren von Omer Talon vergleiche man die Memoiren von René Rapin. — Gaillardin, Hist. de Louis XIV, t. I. p. 176.

**) Molière vertheidigte seinen Tartuffe mit dem Hinweis auf Maimbourg. „Est-il étonnant que je mette des sermons sur le théâtre, puisque le P. Maimbourg fait des comédies dans la chaire?“

In der Geschichte der Kanzelberedsamkeit kommen eigentlich nur die Reden in Betracht, welche vor dem Hof gehalten wurden oder denselben im Auge hatten. So bestimmend erwies sich auch hier der Geschmack des Königs, und unsere Aufmerksamkeit muss sich vorzugsweise auf diese Hofprediger-Beredsamkeit richten. Diese, die ihrer Natur nach gemessen, stilvoll, pathetisch, aber kühnen Gedanken abhold war, erreichte in jener Zeit ihren Höhepunkt. Die Predigten, welchen der König und sein Hof beiwohnten, waren je nach ihrer Veranlassung entweder einfache Sonn- und Feiertagspredigten, oder Festreden; ein andermal galt es, beim Beginn eines Kriegszugs Glück für die französischen Waffen zu erflehen, oder für die Genesung des Monarchen zu beten. Dazu kamen die Predigten bei feierlichen Einkleidungen. Als Mlle de la Vallière ins Kloster trat, sprachen Fromentières und Bossuet. Nicht minder interressant für ein sensationsliebendes Publikum war eine Bekehrung wie die des Marschalls Turenne oder des Herzogs von Richmond. Besonderen Werth aber legte man auf den Cyclus von Predigten, die in der Advents- und in der Fastenzeit gehalten wurden, und für welche der König schon lange vorher die Redner bestimmte. Ebenso bildeten die Lobreden und die Leichenreden, welche einen ganz besonderen Aufwand pathetischer und glanzvoller Diktion gestatteten, eine eigene Gattung der Kanzelberedsamkeit.

„Man braucht heute nur wenig zu wissen, um gut zu predigen", sagt La Bruyere*). Theologische Gelehrsamkeit war nicht am Platz, denn sie hätte das vornehme Publikum gelangweilt. Auch auf Kontroverse liess sich der Prediger nicht viel ein, sondern behandelte hauptsächlich Fragen der Moral, die er in der herkömmlichen Weise Punkt für Punkt besprach. Lehren der Moral anziehend zu behandeln, ist immer eine schwierige Aufgabe; sie war doppelt schwer vor einem Kreis, der so grosse Anforderungen an die Form und den Vortrag stellte, wie der Hof Ludwig XIV. Das Publikum, das sich zu diesen Predigten zusammenfand, war das feinste, das man sich damals wünschen konnte. Liess es auch an wahrer Frömmigkeit viel fehlen, so besass

*) Chap. de la chaire n° 6.

es Geschmack und Geist. Man ging in die Predigt, wie man ins Theater ging, aus literarischem Interesse, im Wunsch sich zu unterhalten. Wie die Neugier sich mit einer neuen Tragödie Racine's oder einer Schauspielerin beschäftigte, so wurde sie auch durch eine fulminante Predigt oder ein neu auftauchendes Kirchenlicht erregt. Man wettete auf den Erfolg des einen oder des andern Predigers, und berichtete den Freunden in der Provinz von den besonders bewunderten Vorträgen. La Bruyère spricht von den grossen Zetteln, welche an den Strassenecken angeschlagen oder in die Häuser gebracht wurden, und die Namen der in den nächsten Tagen predigenden Geistlichen ankündigten*). Die Spekulation benützte das; wie schon erwähnt, fanden sich Schreiber in der Kirche ein, welche nachschrieben und die Abschriften ihrer stenographischen Aufzeichnungen verkauften. Die Familien in der Provinz liessen sich diese Predigten vielfach schicken, und manche heitere Anekdote beweist, dass weniger redegewandte Geistliche in ihnen eine willkommene Stütze suchten**).

Ihrem raffinirten Publikum zu gefallen, arbeiteten die Prediger ihre Reden völlig aus. Nur wenige, wie Bossuet, wagten noch frei zu sprechen. Die Predigt anziehender zu gestalten, schmückte man sie mit einer Reihe von Charakterbildern. Wir wissen ja, wie sehr man damals an solchen Skizzen Gefallen fand. Um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer ganz zu gewinnen, liess es der Redner selbst an Anspielungen und Epigrammen nicht fehlen. So leicht diese auch nur angedeutet wurden, man verstand sie doch, oder man gefiel sich darin, einem einfachen Wort eine bissige Bedeutung unterzulegen. Eines Tags rief der Kapuzinerpater Séraphin in einer Predigt seinem vornehmen Audito-

---

*) La Bruyère. De la chaire n° 18.

**) Die Stenographen arbeiteten für viele holländische Verleger, welche mit dem Druck dieser Predigten ein gutes Geschäft machten. Aber sie hatten auch Privataufträge und in mancher alten Schlossbibliothek könnte man noch geschriebene Predigt-Sammlungen finden. Die Nationalbibliothek zu Paris hat eine solche, in welcher sich Reden von Mascaron, Bourdaloue u. a. vereinigt finden. Vergleiche Lauras, Bourdaloue I. S. 112.

rium zu: „Sans Dieu point de cervelle“. Alle Welt sah darin eine kühne Anspielung und wandte sich dem Marschall Villeroy zu, dessen Unfähigkeit eben so gross war, wie die Gunst, in der er bei König Ludwig stand*). Immerhin bedurfte es besonderer Vorsicht der Redner bei solchen Worten. Sie mussten wissen, wie weit sie gehen konnten, und man braucht deshalb noch nicht an übergrosse Kühnheit von ihrer Seite zu glauben.

Wenn solche Ausfälle noch an die Kapuzinaden früherer Zeit erinnern, bieten die Predigten anderer und gerade der hervorragenden Kanzelredner Beispiele genug für jenen Geschmack an kleinen Charakterskizzen, welche mit Sorgfalt behandelt und zu wahren Kabinetsstücken ausgearbeitet waren. In seiner Trauerrede auf Turenne sprach Mascaron von der Bosheit der Menschen, und was er vorbrachte, könnte sich ganz gut in den Maximen La Rochefoucauld's oder den „Charakteren“ La Bruyère's finden: „So blind die Menschen auch sind, haben sie doch eine gewisse boshafte Einsicht bewahrt; sie sehen darum recht wohl, was ein guter Mensch thun müsste, aber gleichzeitig überreden sie sich in ihrem Innern, dass es solche Menschen nur im Ideal gebe, und sie auf der Erde nicht zu finden seien**)“. Ebenso schildert Mascaron die Leidenschaften. „Unsere Leidenschaften sind nicht allein heftig, sie sind auch schlau. Haben wir sie aus einem Winkel unseres Herzens verbannt, so erscheinen sie unter andrer Gestalt und auf einer andern Seite wieder. Mancher Mensch hält es zwar für unehrenhaft, nur an den eignen Vortheil zu denken; aber er ist überzeugt, dass man für jene, die uns lieb sind, rücksichtslos

*) Saint Simon, Mémoires I. ch. 19. Jahr 1696: „Le P. Seraphin, capucin prêcha cette année le carême à la cour. Ses sermons dont il répétoit souvent deux fois de suite les mêmes phrases, et qui étoient fort à la capucine, plurent fort au roi... C'est de lui, qu'est venu ce mot si répété depuis, „Sans Dieu point de cervelle.“ Il ne laissa pas d'être hardi devant un prince qui croyoit donner les talents avec les emplois. Le maréchal de Villeroy étoit à ce sermon; chacun comme entraîné le regarda“.

**) Mascaron, oraison funèbre de Turenne: „Les hommes tout aveugles qu'ils sont, n'ont pas laissé de conserver un reste de connaissance maligne qui leur fait entrevoir ce qu'il faudroit pour faire un coeur parfait, mais qui leur donne un penchant secret à croire que ce coeur n'est plus qu'en idées et qu'on n'en trouve point sur la terre.“

handeln dürfe. Er begreift nicht, dass seine Eigenliebe ihn dabei nicht verlässt, und dass ihm diese eine kleine Abschwenkung nach Aussen nur gestattet, um ihn unbemerkt auf einem andern Weg wieder zu sich zurückzuführen*).

In einer Rede, die Fléchier vor dem Domkapitel zu Nimes hielt, entwarf er folgendes, fast humoristisch gehaltene Bild eines feisten Propstes: „Die Laien halten die Mitglieder eines Kapitels gewöhnlich für die vornehmsten, aber auch am wenigst thätigen Geistlichen der Diöcese... Man sieht sie beim Gottesdienst, manchmal freilich sieht man sie auch nicht; sie haben im Chor bequeme Stühle, und halten es kaum für nöthig, in die Loblieder zur Ehre Gottes mit einzustimmen“ **).

Ueber den literarischen Charakter, welchen die Predigt mehr und mehr annahm, haben wir zwei gewichtige Zeugen, La Bruyère und König Ludwig. Der erstere sagte: „Der Redner schildert gewisse Verirrungen in so schönem Bild, mit so feiner Unterscheidung, so viel Geist und Raffinement, dass ich ihnen nicht widerstehen kann, wenn mich nicht wenigstens ein Apostel in christlicher Weise vor ihnen warnt“. König Ludwig aber beglückwünschte eines Tags Mascaron wegen seiner Erfolge auf der Kanzel: „Sie haben die schwerste Aufgabe gelöst; Sie haben den Hof, der so feinen Geschmack hat, befriedigt“ ***).

---

*) Ibid: Nos passions ne sont pas seulement violentes, elles sont adroites; repoussées par un endroit de notre âme, elles se représentent avec un nouveau visage d'un autre côté. Tel croit qu'il n'est pas honnête d'être intéressé pour soi-même qui se persuade qu'il est permis de l'être pour ce que l'on aime, et il ne croit pas que son amour-propre le suit partout, et qu'il ne lui fait faire ce petit mouvement au-dehors que pour le ramener dans son intérêt par un chemin dont il ne s'aperçoit pas.

**) Fléchier, 1r discours aux chanoines de Nîmes, prononcé dans l'assemblée de leur chapitre général: „Les gens du monde regardent ordinairement les chapitres comme la partie la plus noble, mais aussi la moins occupée d'un diocèse... On les voit assister, quelquefois même manquer, au Service Divin, remplir dans un choeur des chaises commodes, joindre à peine leurs voix aux prêtres inférieurs qui chantent pour eux les louanges de Dieu.“

***) La Bruyère, de la chaire n° 1 u. 9. — Ludwig's Wort lautete: „Je vous dois, mon Père, des compliments; vous avez fait la chose la plus difficile, qui est celle de contenter une cour aussi délicate.“

Solche Anerkennung zu ernten, wurde das Ziel der Redner, die dazu ihre ganze Kunst aufboten; glücklich der, den sein sonores Organ unterstützte, der mit Phantasie, Gefühl und Kraft ein gefälliges Aeussere, eine lebendige Aktion verband. Dann war sein Glück gemacht. Die Prediger, die dem König gefielen, gelangten rasch zu Würde und Ansehen, wurden oft genug mit der Ernennung zum Bischof belohnt.

Da der König diesen Predigten beiwohnte, waren sie ihres Publikums sicher. Welch ein mächtiger Beweggrund für die Herren und Damen des Hofs, auch in die Kirche zu gehen. Man wurde vom König gesehen, beachtet, war in seiner Gesellschaft! Und König Ludwig hielt in höherem Alter darauf, dass seine Höflinge den Gottesdienst besuchten. „Der König vertraut seine Geschäfte nur frommen Leuten an", schrieb Mme de Maintenon*). Und doch hätte Ludwig wissen können, wie weltlich die Gründe waren, die seine Höflinge zur Frömmigkeit antrieben. Saint-Simon weiss davon eine ergötzliche Geschichte zu erzählen. Sonntags und Donnerstags erschien der König gewöhnlich beim Abendgottesdienst, und die Kapelle, in welcher derselbe abgehalten wurde, war deshalb immer gedrängt voll. Die Damen pflanzten kleine Wachslichter vor sich auf, unter dem Vorwand, dass sie in ihren Andachtsbüchern lesen wollten, in Wahrheit aber, um vom König und der Maintenon erkannt zu werden. Eines Abends aber erschien der Hauptmann der Gardes-du-corps, der alte Brissac, und befahl der Ehrenwache mit lauter Stimme abzuziehen, weil der König nicht erscheinen werde. Die Soldaten zogen ab; bald darauf erlosch ein Licht nach dem andern, und alle Damen bis auf drei verschwanden. Nach kurzer Zeit aber erschienen die Garden wieder, und als der König kam, war er über die schlecht besuchte Kirche sehr erstaunt. Brissac erzählte ihm den Streich, den er sich erlaubt hatte. Ludwig lachte herzlich, man nannte ihm die Namen der Damen, die sich hatten anführen lassen, und diese hätten

*) Mme de Maintenon à Mme de Saint-Géran, 3 April 1700: „Que vous dirai-je de M. de Catinat? Le roi n'aime pas à confier ses affaires à des gens sans dévotion."

dem alten Brissac am liebsten die Augen ausgekratzt, wie Saint-Simon sagt*).

Die grossen Redner, deren Namen heute noch als Vertreter der wahren Beredsamkeit genannt werden, waren zu ihrer Zeit zwar auch geschätzt, allein man stellte ihnen andre gleich, deren Ruhm bei der Nachwelt sich nicht erhalten hat. Wir übergehen die Männer, welche nur durch die Mode oder durch die königliche Gunst vorübergehenden Ruhm gewannen und beschäftigen uns mit den wenigen, durch ihr Talent hervorragenden Männern, mit Mascaron und Fléchier, Bourdaloue und Bossuet. Fénelon, den man nicht vergessen darf, wenn man die französischen Kirchenfürsten des 17. Jahrhunderts aufzählt, nahm unter den Kanzelrednern keinen hervorragenden Platz ein.

Jules Mascaron (1634—1703) stammte aus Marseille. Sein Vater war Advokat beim Parlament zu Aix. Als Geistlicher widmete er sich hauptsächlich dem Predigtamt, und wurde in die verschiedensten Städte Frankreichs gesendet. Im Jahre 1666 hatte er zu Rouen eine Trauerrede für die dahingeschiedene Königin Anna zu halten, und zog damit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Er wurde dem König empfohlen, der ihn vor sich predigen liess, Wohlgefallen an ihm fand und ihn seitdem oft hörte. Seine Rede war klar, leicht und natürlich; nur selten liess er sich zu Schwulst und subtilen Unterscheidungen verleiten. Sein Ruf als Redner war so gross, dass selbst die „Ketzer" gekommen sein sollen, sich an seinen Worten zu erbauen. Der seiner Zeit berühmte Philolog Tanneguy Le Febvre, ein Protestant, der ihn hatte reden hören, rief bewundernd aus: „Weh den Rednern, die nach ihm kommen!" **)

Irrte sich Tanneguy auch in dem Glauben, dass Mascaron die höchste Stufe der Beredsamkeit erklommen habe, so beweist sein Wort doch, wie angesehen derselbe war. Vom König zum Bischof von Tulle, dann von Agen ernannt, zog sich Mas-

*) Saint Simon, Mémoires, t. IV. ch. X. Jahr 1708. u. t. VI. chap. 24. Jahr 1713.

**) Tannegui Le Febvre, 1615-1672, Professor zu Saumur, war der Vater der bekannten Mme Dacier.

caron 1684 ganz in seine Diöcese zurück. Er schien vergessen, als er plötzlich 1695 wieder nach Versailles berufen wurde, dort zu predigen, und auch den alten Beifall erntete. König Ludwig war schon bejahrt, und wehmüthig begrüsste er den beredten Bischof: „Alles altert, nur Ihre Beredsamkeit nicht.“ Dass Mascaron dem König so angenehm war, könnte uns fast erstaunen, denn er gehörte zu den Predigern, die ihm und seinem Hof manchmal die Wahrheit in ernster Weise zu sagen wagten. Man berichtet, dass er eines Tags vor dem König über den Ehebruch in einer Weise gepredigt habe, dass das vornehme Publikum sich entrüstet fühlte und unruhig wurde. Mascaron hielt in seiner Rede inne und bemerkte: „Wenn ich schlecht gesprochen habe, so sage man es!“ Der König beruhigte aber seine Umgebung, der Bischof habe seine Pflicht gethan.

Mascaron's berühmteste Leistung war die Leichenrede für Turenne, die er 1675 in der Kirche des Karmeliterordens hielt, wo das Herz des Gefallenen aufbewahrt wurde. Er verglich seinen Helden mit David, dem er als Krieger, als Weisen und als gottesfürchtigen Mann zur Seite zu stellen sei. Beide liefern nach seiner Ansicht den Beweis, dass der Beruf des Kriegers sich mit aufrichtiger Frömmigkeit vertrage. Sage doch Gott selbst, dass der Schrecken und der Tod vor seinem Angesicht hergehen und seine Gegner niederwerfen? nenne er sich doch selbst den Gott der Schlachten? Aber der fromme Soldat dürfe immer nur kämpfen, um den Frieden zu sichern, und dieses Ziel habe auch Turenne nie aus den Augen gelassen. Die Mittel, die er wählte, und die der Redner aufzählte, erscheinen uns heute freilich etwas sonderbar. „Einem Blitzstrahl vergleichbar, verheert er die Ufer des Rheins“, rief Mascaron, „und mit Feuer und Schwert dringt er bis nach Baiern vor“ *). Im Ver-

*) „Car enfin, messieurs, sous quelle image plus pompeuse les saintes écritures nous représentent-elles Dieu même, que sous celle d'un général, qui marche en personne à la tête des légions innombrables d'esprits qui combattent sous ses étendards? Elles nous le font voir sur un char tout brillant d'éclairs, la foudre à la main: la terreur et la mort marchent devant sa face, renversent ses ennemis à ses pieds et, se faisant sentir aux choses insensibles mêmes, ébranlent jusqu'à leurs fondements et ouvrent la terre jusqu'aux abîmes.“

lauf der Lebensgeschichte Turenne's musste die Rede auch des Helden Verhalten während der Fronde erwähnen. Als Mitglied der Familie Bouillon hatte Turenne sich Anfangs den Aufständischen angeschlossen und sich erst später mit dem König ausgesöhnt, dessen Heer er dann gegen Condé führte. Mascaron verstand es, diese böse Erinnerung in einer pathetisch schwungvollen Klage über den Bürgerkrieg zu erwähnen und gleichzeitig zu verbergen. Nachdem er von der Beendigung des grossen deutschen Kriegs gesprochen hatte, rief er aus: „Unglückliches Frankreich! als dieser Gegner beseitigt war, blieben dir nicht andre äussere Feinde genug? Musstest du die Waffen gegen dich selber wenden? Welch verhängnissvolle Macht bewog dich dazu, so viel Blut zu vergiessen, so viel tapfere Männer zu opfern, die dich zum Herrn von Europa hätten machen können? Warum können wir diese traurigen Jahre nicht aus der Geschichte streichen und sie unsern Enkeln verbergen? Aber da es unmöglich ist, Ereignisse, die mit so viel Blut bezeichnet wurden, zu übersehen, so wollen wir wenigstens den Kunstgriff jenes Malers nachahmen, der, um die Hässlichkeit eines Gesichts zu verbergen, zuerst darauf verfiel, ein Profil zu zeichnen. Wenden wir den Blick von jener verderblichen Nacht, die selbst jene irre leitete, die den richtigen Weg suchten. Ist doch die Seite, die wir von jener unseligen Zeit zeigen können, so schön, so gross, so ruhmvoll für Turenne, leistete er doch so Grosses für den Staat, dass die Erinnerung daran nur mit der Monarchie vergehen kann“ *).

*) „Hélas, malheureuse France! pour être défaite de cet ennemi, ne t'en restoit-il pas assez d'autres, sans tourner tes mains contre toi-même? Quelle fatale influence te porta à répandre tant de sang, et à perdre tant de vaillants hommes qui eussent pu te rendre maîtresse de l'Europe? Que ne peut-on effacer ces tristes années de la suite de l'histoire, et les dérober à la connoissance de nos neveux! Mais, puisqu'il est impossible de passer sur des choses que tant de sang répandu a trop vivement marquées, montrons-les du moins avec l'artifice de ce peintre, qui, pour cacher la difformité d'un visage, inventa l'art du profil. Dérobons à notre vue ce défaut de lumière, et cette nuit funeste, qui, formée des affaires publiques par tant de divers intérêts, fit égarer ceux-mêmes qui cherchoient le bon chemin. Il est certain d'ailleurs que le côté que nous pouvons montrer de ce temps malheureux est si beau, si grand, si illustre pour M. de Turenne, et qu'il fit des choses si importantes pour l'état, que la mémoire en durera autant que la monarchie.“

Damit war der Uebergang zur Schilderung der Kriegsthaten Turenne's in der späteren Zeit gefunden, und Mascaron benutzte die Gelegenheit, dem Lob des Feldherrn einen überschwenglichen Hymnus auf den König, als dessen Schüler in der Wissenschaft des Kriegs, folgen zu lassen. „Wie der Blitz in einem Augenblick entsteht, leuchtet, trifft und erschlägt, so zeigt sich der kriegerische Eifer im Herzen des Königs; kaum entzündet, glänzt er und trifft nach allen Seiten. Charleroi, Douai, Tournai, Ath, Lille, Alost, Oudenaarde sehen ihre Mauern vor ihm sinken. Schrecken ergreift ganz Flandern, Bestürzung verbreitet sich in Europa. Selbst Turenne ist erschreckt von der Schnelligkeit und Sicherheit dieser Führung, er, der doch gewöhnt ist, grosse Thaten zu vollbringen und im Krieg nichts mehr erstaunlich finden sollte."

Diese erste Ausführung über Turenne als Krieger bildet den farbenreichsten und dankbarsten Theil der Rede. In einem zweiten Abschnitt schildert Mascaron des Verblichenen Weisheit und Rechtlichkeit, wobei er ihn wieder mit David vergleicht. Er rühmt seine Tugenden, denn weder Egoismus noch Habsucht hätten Macht über ihn gehabt, so wenig wie die niederen Lüste, die so oft die Handlungen der Menschen vergiften. Wie von dem weisesten Römer könne man auch von Turenne sagen, dass er sich in seinen Handlungen niemals von der Eigenliebe habe leiten lassen. Dagegen sei er immer mild und gemässigt gewesen, zuverlässig in der Freundschaft, fest in der Wahrheit, und so gelangt Mascaron schliesslich zum dritten Punkt, dem Lob Turenne's als Christen, wobei seine Bekehrung zum Katholicismus besonders betont wird.

Wir haben etwas länger bei dieser Rede verweilt, weil sie die Beredsamkeit vor Bossuet in ihrem besten Denkmal zeigt. Noch etwas schwerfällig in Sprache und Gedanken, hat sie stellenweise bedeutende rednerische Bewegung. Man fühlt, dass es nur des rechten Mannes bedurfte, um die oratorische Kunst zur Höhe zu führen. Dieser Mann war auch Fléchier noch nicht, der mit Mascaron um den Preis in der Beredsamkeit rang. Bekannter als dieser, gehört Fléchier doch auch noch der älteren Schule

an, und vertritt unter den Predigern am deutlichsten die precieuse Richtung.

Fléchier.

Esprit Fléchier war am 19. Juni 1632 zu Pernes in der Grafschaft Avignon geboren, fünf Jahre nach Bossuet und in demselben Jahr wie Bourdaloue. Sein Vater hatte eine Krämerei, und scheint in sehr einfachen Verhältnissen gelebt zu haben. Aber ein Onkel mütterlicher Seite war Superior der Congrégation de la doctrine chrétienne, und dieser sorgte für des Knaben Erziehung. Die Stellung des Onkels erklärt es, warum der junge Fléchier in jugendlichem Alter ebenfalls in den Orden eintrat. Er wurde bald als Lehrer in verschiedenen Anstalten zu Tarascon, Draguignan und Narbonne verwandt. In der letzteren Stadt blieb er mehrere Jahre. Der Unterricht in den Lyceen legte damals ein Hauptgewicht auf die Gewandtheit im lateinischen Ausdruck, besonders in gebundener Rede. Fléchier zeichnete sich denn auch durch seine lateinischen Gedichte aus, in welchen er u. a. die Orange feierte, oder die Verwundung eines Hündchens beklagte. Auch schrieb er eine lateinische Tragikomödie „Isaac", die von den Schülern aufgeführt wurde. Zum Gebrauch in der Schule verfasste er eine Rhetorik, die aber, wie man sich denken kann, nur Erlerntes, und noch keine eignen Erfahrungen vorbrachte.

Im Jahr 1659 erhielt Fléchier die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Oheims in Paris, und er brach sogleich zur Pflege seines Wohlthäters auf, fand ihn aber bei seiner Ankunft in der Hauptstadt nicht mehr am Leben. Schon längst hatte er gewünscht, die geistige und literarische Bewegung in Paris kennen zu lernen, und da er sich nun unerwartet dort sah, bat er um die Erlaubniss, auch dort bleiben zu dürfen. Sein Gesuch wurde abgeschlagen, und Fléchier löste darauf sein Verhältniss zum Orden. Er begnügte sich mit einer bescheidenen Stelle als Katechet, nur um Paris nicht verlassen zu müssen. Es war die Zeit, in der die precieusen Kreise die ersten entschiedenen Angriffe erfuhren. Fléchier aber stellte sich unbeirrt auf die Seite der Angegriffenen, die ihm geistesverwandt waren, und deren

Einfluss noch immer sehr gross blieb. Er liess sich in dem Salon der Scudéry und bei andern Grössen der precieusen Gesellschaft einführen, stellte sich unter Chapelain's Schutz, und verwerthete sein kleines poetisches Talent, indem er in lateinischen und französischen Versen allerlei galante Begebenheiten feierte, wie z. B. das Carroussel, das der König 1662 veranstaltete.

Daneben war Fléchier ein eifriges Mitglied der „Académie des Orateurs", die ein gewisser Escuyer, der sich sieur de Richesource nannte, eröffnet hatte, um nach Art der alten Sophisten junge Redner heranzubilden. Die Theilnehmer hatten Abhandlungen zu verfassen und Reden über alle möglichen, meist recht gesuchten Themata zu halten. Wie in den Konventikeln der Precieusen wurde auch hier debattirt, ob die Leidenschaften der Frauen oder der Männer heftiger seien, welcher Stand am besten die Werthschätzung der Damen erwerbe? Fléchier sprach sich in dieser letzteren Frage für den Gelehrten aus. Wie geziert und gesucht die Redekunst war, welche der Sieur de Riche-source lehrte, geht aus den Deklamationen hervor, die Fléchier dort hielt und die noch erhalten sind *). Fléchier strebte offenbar nach Reinheit und Korrektheit der Sprache, nach Harmonie und gefälligem Satzbau, Vorzüge, die auch seine späteren Reden auszeichnen. Aber er gefiel sich auch in den geschmacklosesten Vergleichungen, wie sie nur ein wahrhafter Precieuser finden konnte. So nannte er die Lobsprüche einmal die süsse Strafe der Tugend, und sprach von der Thüre eines Gemachs, die fast eben so stolz sei wie ihr Herr **).

Diese jugendliche Geschmacksverirrung wäre nicht zu erwähnen, wenn Fléchier nicht immer mit der Erinnerung daran zu kämpfen gehabt und bis in seine spätere Zeit einen precieusen Zug bewahrt hätte. Wer weiss, ob er nicht auch in der „Akademie" lernte, mit einer gewissen Leichtigkeit sich andrer Leute

---

*) Von diesen Discours académiques sind zwölf erhalten. Sie fallen in die Jahre 1660 und 1661 und finden sich im 9. Band der Ausgabe von Ducreux. Nîmes 1782. (10 B.) Siehe Fabre I. p. 52.

**) 4me discours (p. 23): „les louanges sont les doux supplices de la vertu." 7me discours (p. 32), wo von den Ehrgeizigen gesprochen wird: „à la porte d'un cabinet qui est presque aussi orgueilleuse que son maître."

Gedanken anzueignen und sie als die seinigen zu benutzen, wie man ihm später nicht ganz ohne Grund vorwarf. In seinen Lehrbüchern behandelte Riche-source ganz offen die Kunst des Plagiats, und unterwies seine Schüler, wie man den Gedanken eines andern nehmen, die einzelnen Sätze verändern, mit Synonymen und Ausschmückungen sich helfen, und so etwas neues bieten könne. Es war gut, dass Fléchier in andre Umgebung kam und die Welt kennen lernte.

Er trat als Erzieher in die angesehene Familie Caumartin. Das Haupt derselben, Louis Lefèvre de Caumartin war damals Maître des requêtes, und wurde später Staatsrath und Intendant der Finanzen*). Im Jahr 1665 wurde er als Richter zu den „Grands-Jours" in die Auvergne geschickt. Die „Grands-Jours" waren eine Einrichtung, die noch aus der Zeit der Feudalmonarchie stammte und dazu bestimmt war, die königliche Justiz auch in den entlegensten Theilen des Landes zur Geltung zu bringen. Bei der Entfernung des Königs und der Macht der in den Provinzen ansässigen Barone kam es nur zu oft vor, dass diese letzteren sich ungestraft gegen die Gesetze vergingen und Gewaltthaten aller Art verübten. Gegen solche Uebelstände sollten die „Grossen Gerichtstage" Abhilfe schaffen. Der König schickte in solchem Fall einen besondern Gerichtshof, den er aus Mitgliedern der Parlamente und seines Staatsraths bildete und mit fast unumschränkter Vollmacht ausrüstete, in die Provinz, aus welcher Klagen über Rechtsunsicherheit eingingen. Dieser Gerichtshof hatte die Befugniss, jede Klage entgegenzunehmen und von seinem Urtheil gab es keine Berufung. In früheren Zeiten hatten die Könige häufig Veranlassung gefunden, solche Gerichts-Kommissionen zu entsenden. Ludwig XIV., der die Verwaltung seines Landes so sehr centralisirte, brauchte nur noch selten zu einem so ausserordentlichen Mittel zu greifen. So liess er 1665 zu Clermont in der Auvergne, im Jahr darauf zu Puy solche Gerichtstage abhalten und 1688 findet man sie noch einmal in Poitou, dann aber kamen sie in Vergessenheit.

*) Von ihm sagte 1698 Boileau, sat. XI v. 103:

Chacun de l'équité ne fait pas son flambeau.
Tout n'est pas Caumartin, Bignon ni Daguesseau

Schon im Jahr 1661 waren aus der Auvergne Klagen der Beamten bei Colbert eingelaufen über die unerträgliche Unordnung, die dort herrschte. Die Vornehmen erlaubten sich jede Art von Gewaltthat, Mord und Raub, und die Richter waren bestochen. Selbst der Gouverneur der Provinz, der Herzog von Bouillon, lieh den adligen Uebelthätern seinen Schutz. Der König verstand aber in solchen Dingen keinen Scherz. Er schrieb an den Intendanten der Auvergne, dass ihm nichts mehr am Herzen liege als die Aufrechthaltung der Ordnung in seinem Land und dass er keine Nachsicht üben werde *), und verfügte im August 1665, dass in der Auvergne grosse Gerichtstage abgehalten werden sollten. Unter den Richtern, die dazu bestimmt wurden, befand sich auch, wie schon gesagt, Caumartin, und da dieser mit seiner Familie reiste, musste auch Fléchier ihn begleiten. Die ausserordentliche Gerichtssession erhielt die ganze Provinz in Spannung und Aufregung. Der Gerichtshof griff energisch ein, liess einige Mitglieder des Adels verhaften und fällte gleich Anfangs ein Todesurtheil, das auch vollzogen wurde. Andre Barone wurden mit schweren Strafen belegt. Abwechselnd mit den erschütternden Gerichtsscenen und Exekutionen fanden Feste, Bälle, Gastmäler, Ausflüge statt, und auch eine Schauspieltruppe hatte sich eingefunden, um die gestrengen Richter und die Masse des zusammenströmenden Publikums zu unterhalten.

Fléchier schrieb für die junge Frau von Caumartin, die Stiefmutter seiner Zöglinge, eine Art Tagebuch über die Erlebnisse dieser aufregenden Tage. Für grössere Kreise nicht bestimmt, blieben sie lange unbekannt, und erst in unserem Jahrhundert wurden sie durch den Druck veröffentlicht **).

*) In den Oeuvres de Louis XIV. publ. par le général Grimoard findet sich dieser Brief des Königs nicht. Er ist einem Manuskript der Bibliothek des Arsenals n° 199. Fol. 75 u. 76 entnommen. Siehe Mémoires de Fléchier sur les Grands-Jours d'Auvergne, annotés par M. Chéruel. Paris 1856. p. 310. Note. In dem Brief heisst es: „Pour ce qui est de la grâce, l'on ne doit pas craindre que j'en accorde facilement de cette nature. Je sais trop bien que ce seroit fomenter les violences, et je n'ai rien plus à coeur que d'empêcher qu'à l'avenir il ne s'en commette aucune impunément dans mon royaume."

**) Die erste Ausgabe, Paris, Gonod, 1844. Schon im Jahr 1763 hatte man die Absicht, die „Grands Jours" in einer Gesammtausgabe der Werke

Fléchier's Erzählung erscheint uns heute als eine sonderbare Arbeit. Wenn wir auch in Anschlag bringen müssen, dass sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, erstaunt sie uns doch durch die Oberflächlichkeit, um nicht zu sagen Leichtfertigkeit, mit welcher alle Vorgänge berichtet und mit pikanten, für einen Geistlichen besonders auffallenden Anekdoten verbrämt werden. Wollte sich Fléchier dadurch als Mann von Welt zeigen, dem jede Pedanterie fern liege? Jedenfalls bewies er damit, dass ihm Takt und guter Geschmack noch fehlten, und seine Sprache verrieth nur zu sehr die precieuse Schule. Die Ansicht, die man früher einmal geäussert, dass ein Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts allerlei frivole Zusätze zu dem Manuskript gemacht habe, ist Angesichts des in der Bibliothek zu Clermont erhaltenen Originalmanuskripts nicht haltbar.

Nach Paris zurückgekehrt, schloss sich Fléchier noch enger an die precieusen Kreise an, und die Empfehlung des Herzogs de Montausier verschaffte ihm die Ernennung zum Almosenier der Dauphine und Vorleser des Dauphin. Seitdem betrat er öfters die Kanzel. Allein er scheint nur langsam den Ruf eines guten Redners erworben zu haben. Aufmerksamkeit erregte er erst durch die Leichenrede für Mme de Montausier (Januar 1672), bei der ihm die dankbare Erinnerung warme Worte eingab. Einige Monate später wählte ihn die Akademie zum Mitglied. Noch immer galt er hauptsächlich als Schöngeist und Schriftsteller, nicht als Redner. Bei seiner feierlichen Aufnahme hatte das Publikum zum erstenmal Zulass zur Sitzung. Im Beginn des Jahres 1676 wurde ihm die Aufgabe gestellt, eine Gedächtnissrede für Turenne zu halten. Mascaron hatte schon einige Zeit vorher seine Leichenrede auf den gefallenen Marschall gehalten, und man wirft Fléchier vor, er habe sich bei dieser Gelegenheit zu sehr der laxen Anschauungen des Sieur de Richesource in Bezug auf das Plagiat erinnert. Eine genaue Vergleichung seiner Rede mit der seines Vorgängers hat allerdings er-

---

Fléchier's zu veröffentlichen. Allein da der zweite Band dieser Ausgabe mit Beschlag belegt und der weitere Druck verboten wurde, blieben sie unbekannt.

geben, dass Fléchier nicht allein die Disposition von Mascaron's Leichenrede adoptirte, sondern in andern Stellen auch dessen Rede auf den Herzog von Beaufort benutzte. Der letzteren entnahm er u. a. den Vergleich seines Helden mit Judas Maccabäus. Auch scheint er Lingendes' Trauerrede für den Herzog Victor Amadeus von Savoyen vor Augen gehabt zu haben. Trotzdem soll man nicht zu rasch über ihn aburtheilen. Er hat doch trotz dieser Aehnlichkeit eine neue, selbständige, seine Eigenthümlichkeit wiederspiegelnde Rede geboten und in manchen Punkten seinen Rivalen übertroffen. Mascaron hat neben rednerischem Schwung auch Ungeschmack und bizarre Einfälle, während Fléchiers Rede gleichmässiger und harmonischer erscheint*). Darum nahmen seine Zuhörer auch keinen Anstoss daran, dass sie an Mascaron's Predigt erinnert wurden. Vielmehr wurde Fléchier seitdem öfters berufen, vor dem Hof zu reden, bis ihn der König 1685 zum Bischof von Lavaur im Languedoc ernannte. Zwei Jahre später wurde er als Bischof nach Nîmes versetzt, und nur selten kam er seitdem nach Paris und an den Hof zurück.

Als Redner erreichte Fléchier bei weitem nicht die Bedeutung Bossuet's und Bourdaloue's. Obwohl deren Zeitgenosse, gehörte er doch einer Richtung an, welche von diesen Meistern des Worts als veraltet aufgegeben wurde. Die lange, etwas schwerfällige Periode Balzac's blieb immer Fléchier's Vorbild, und er bewahrte die Vorliebe für gesuchte Wendungen, Antithesen und precieuse Bilder. So sprach er in der Trauerrede für die Dauphine von ihrem Tod, der Seufzer entlocke und sie zugleich banne, der gleichzeitig rühre und tröste**). In seiner Grabrede für die Herzogin von Aiguillon rühmte er den frommen Eifer der Verstorbenen, die ein Schiff ausrüstete, um die christliche Mission in China zu unterstützen und ein zweites aussandte, als jenes

*) Man vergleiche Villemain, Essai sur l'oraison funèbre, in der Ausgabe der Oraisons funèbres von Bossuet. Paris, Firmin Didot 1878. — Hurel, les orateurs sacrés. B. II. S. 85.

**) Oraison funèbre de la Dauphine: „Cette mort qui fait naître des soupirs et qui les étouffe, et qui après avoir attendri par la compassion rassure par la pitié..."

unterwegs gescheitert war. „Das Wasser des Oceans vermochte die Flamme ihrer Mildthätigkeit nicht zu verlöschen", rief er dabei*). In allen seinen Aeusserungen, in seinen Reden wie in dem kleinsten Brief, erkennt man ein ängstliches Haschen nach Geist, ein übertriebenes Streben nach stilistischer Abrundung. Man vermisst Frische und Natürlichkeit bei ihm, und selbst seine vertraute Korrespondenz mit der Dichterin Mme Deshoulières und ihrer Tochter verräth an vielen Stellen seine gekünstelte Manier**).

Zum vollendeten Redner fehlten Fléchier mehrere wesentliche Erfordernisse. Seine Gedanken überraschen nie durch Tiefe, sondern bleiben ziemlich auf der Oberfläche. Kein poetischer Schwung erwärmt die Rede, und sein Urtheil erweist sich nicht als eindringend, sein Blick nicht als scharf. In seinen Trauerreden, die doch eine charakteristische Zeichnung der zu feiernden Todten verlangten, finden wir nicht, wie bei Bossuet, Porträts, die so wahr und kraftvoll sind, dass sie sich für immer einprägen.

Aber aus seinen Reden spricht ein ernster wohlmeinender Sinn, der selbst dem König nicht jede Kritik ersparte. Das Lob, das er in einer Predigt König Ludwig dem Heiligen spendete, wurde zu einer scharfen Missbilligung des Hoflebens zur Zeit Ludwig XIV. „Der Zutritt zum Louvre stand allen frei, die des Königs Schutz suchten. Er umgab sich nicht mit Schaaren von Soldaten, um die Schüchternen noch mehr zu erschrecken und die Zudringlichen abzuhalten. Man brauchte keine habsüchtigen Palastdiener erst mit Geschenken zu bestechen. Das Volk war von seinem König nicht durch eine unübersteig-

---

*) Oraison funèbre de Mme d'Aiguillon: „Les eaux de la mer n'éteignirent pas l'ardeur de sa charité!" — In der Vorrede zu der ersten Ausgabe seiner Predigten („Sermons de morale prêchés devant le roi par M. Fléchier, avec les discours synodaux et autres sermons, Paris 1713, 3 B.) sagt der Herausgeber: „Parmi ses rares talents, il avait surtout celui de finir heureusement ses périodes; l'oreille et l'esprit également flattés par leur chûte, lui attiraient souvent un murmure de longues acclamations: de telle sorte qu'il était obligé de s'arrêter et d'être lui-même l'auditeur de ses propres louanges."

**) Vergl. A. Fabre, de la correspondance de Fléchier avec Mme Deshoulières et sa fille. Paris. Didier 1871.

bare Schranke getrennt.... Man machte sich nicht dadurch beliebt, dass man auf Mittel sann, die Kassen des Fürsten zu füllen, und der König glaubte nicht, dass er seine Unterthanen ins Elend stürzen müsse, um sie im Gehorsam zu erhalten" u. s. w.*).

Als Fléchier 1710 starb, verzeichnete Saint-Simon, der so sparsam mit seinem Lob war, in seinen Memoiren diesen Todesfall und fügte das kurze, aber schwerwiegende Lob hinzu, dass Fléchier durch sein Wissen wie durch sein Leben geglänzt habe**).

Bossuet.

Verschieden in Charakter, Haltung und Rede steht dem Bischof von Nîmes Bossuet, sein Kollege im Bischofsamt, gegenüber. Ihn kann man mit Fug und Recht den Klassiker unter den französischen Kanzelrednern nennen. Er mag von manchem Geistlichen seiner Zeit an Reichthum des Wissens und der Ideen erreicht worden sein; aber kein andrer hatte, so wie er, die Gabe des schwungvollen farbenreichen Worts, der weihevoll und harmonisch gestimmten, majestätisch ausklingenden Rede. Er führte die französische Kanzelberedsamkeit zu ihrem Höhepunkt; keinem seiner Nachfolger ist es bis jetzt geglückt, ihm als Redner oder Stilisten gleichzukommen.

Jacques Bénigne Bossuet war den 27. September 1627 zu Dijon in der Bourgogne geboren, wo sein Vater als Parlamentsrath lebte. Als dieser später in gleicher Eigenschaft nach Metz versetzt wurde, liess er seine Söhne, Jacques und dessen älteren Bruder, in Dijon zurück, wo sie das Jesuitenkollegium besuchten. Jacques entschied sich schon frühe für den geistlichen Stand,

---

*) Panégyrique de Saint-Louis, 2me partie: „L'entrée du Louvre était libre à tous ceux qui recouraient à sa protection. On ne voyait pas autour de lui des rangs affreux de gardes en haie pour effrayer les timides ou pour rebuter les importuns; il ne fallait pas gagner par présents ou fléchir par prières des huissiers intéressés ou inexorables. Il n'y avait point de barrière entre le roi et les sujets que le moindre ne pût franchir... Pour être bon courtisan il ne fallut pas étudier les moyens de remplir l'épargne du prince. Il ne crut pas que pour avoir des sujets obéissants il fallût les rendre misérables."

**) Saint-Simon, Mémoires t. 8. ch. VI.

wurde mit dreizehn Jahren zum Kanonikus in Metz ernannt, und ging 1642 zur Vollendung seiner philosophischen und theologischen Studien nach Paris, wo er in das Lycée de Navarre eintrat. Dort sah er sich bald in eine Reihe der vornehmsten Familien eingeführt; er besuchte das Hôtel de Rambouillet und lernte die Häupter der damaligen Literatur, Conrart, Chapelain, Benserade, Ménage, auch Corneille kennen. Für den Geist der Gesellschaft, wie für den jungen Bossuet ist es bezeichnend, dass dieser letztere eines Nachts um 11 Uhr in einer Gesellschaft bei der Marquise de Rambouillet aufgefordert wurde, eine Predigt zu improvisiren, und dass er sich dieser Aufgabe unter grossem Beifall unterzog. In solcher Verwendung des geistlichen Amts zu gesellschaftlicher Unterhaltung fand man einen besonderen Reiz, und Bossuet musste den Versuch bei dem Prinzen Vendôme wiederholen. Schon damals besass er die Gabe der freien Rede, die ihm später seine Aufgabe so sehr erleichterte.

Diese ungehörige Predigt-Improvisation mag Bossuet bald bedauert haben. Denn sie stimmt nicht zu seinem späteren strengen Verhalten.

Der Umgang mit den precieusen Kreisen wäre ihm auf die Dauer gefährlich geworden, wie er schon Fléchier in der falschen Geschmacksrichtung bestärkt hatte, und es war ein Glück für Bossuet, dass er 1652 als Erzdechant nach Metz zurückberufen wurde. Dort verbrachte er sieben Jahre in der Stille, bis die Königin Anna auf ihn aufmerksam wurde. Als diese im Herbst 1657 nach Metz kam, hatte Bossuet vor ihr zu predigen und es gelang ihm, ihren Beifall zu erwerben. Von ihrer Gunst unterstützt, und von den Pariser Freunden empfohlen, erhielt er bald darauf die Ernennung zum Erzdechanten in der Hauptstadt (1659). In Paris hatte er öfters vor der Königin-Mutter zu predigen, ohne dass man ihn im grossen Publikum sonderlich beachtete. Sein Ruf als Redner war nicht gross, und erst nach einigen Jahren erhielt er, wahrscheinlich wieder auf die Verwendung seiner Gönnerin, die Aufforderung vor dem König zu predigen. In der Fastenzeit des Jahres 1662 betrat er zum erstenmal vor Ludwig XIV. die Kanzel. Nach Beendigung des herkömmlichen Cyclus von Predigten erhielt er die Ernennung zum Hof-

prediger, und wurde in den folgenden Jahren öfters berufen, vor dem Hof zu predigen. Aber noch immer fand er keine aussergewöhnliche Anerkennung mit seinen Reden, und als im Jahre 1669 Bourdaloue plötzlich die Aufmerksamkeit auf sich zog und der Lieblingsredner des Hofes wurde, predigte Bossuet gar nicht mehr vor dem König. Dagegen enthüllte er gerade in jenem Jahr auf einem andern Gebiet seine oratorische Kraft. Königin Henriette von England, Karl I. Witwe, war gestorben, und Bossuet hatte am 16. November 1669 die Trauerrede für sie zu halten. Der Lebenslauf der Fürstin, die von der Höhe der Macht gestürzt wurde und in der Verbannung starb, bot ihm ein willkommenes Thema, um die Unbeständigkeit des menschlichen Glücks zu betonen. Jeder geübte Redner konnte hier seines Erfolges sicher sein. Bossuet aber überraschte seine Zuhörer durch die überwältigende Kraft seiner Worte, durch die Lebhaftigkeit seiner Schilderungen, die Pracht seiner Diktion. Nur ein Jahr verstrich, und Bossuet wurde abermals berufen, eine Leichenrede zu halten. Diesmal hatte er an dem Sarg der jugendlichen Herzogin von Orléans, der Tochter Henriettens von England, Worte des Trostes und ehrender Erinnerung zu sprechen. Die beiden Reden, die in ihrer Art Meisterwerke sind, sicherten Bossuet nun auch die vollste Anerkennung als Redner. Der König hatte ihn schon 1669 zum Bischof von Condom*) ernannt, nun übertrug er ihm auch das wichtige Amt, den Dauphin zu erziehen. Da Bossuet in Folge dessen die Pflichten seines kirchlichen Amts nicht versehen konnte, verzichtete er 1671 auf sein Bisthum. Eine Reihe von Jahren verlebte er nun an dem Hof, mit dem Unterricht seines Zöglings beschäftigt. Er selbst verfasste mehrere Lehrbücher für den Prinzen und studirte mit ihm die Werke der alten Klassiker. In einer französischen Schlossbibliothek hat sich neuerdings ein Manuskript gefunden, das Erklärungen zu verschiedenen Klassikern enthält, u. a. einen Commentar zu Juvenal, den der Finder, Auguste Menard, herausgegeben hat und den er Bossuet zuschreibt. Eine strengere Kritik muss diese

*) Das Bisthum Condom liegt in der Gascogne, das kleine Städtchen Condom selbst südwestlich von Agen.

Autorschaft bezweifeln, die jedenfalls Bossuet keine Ehre machen würde. Die Erklärungen sind schwach, und einige allgemein gehaltene, liberal klingende Aeusserungen geben dem Buch keinen grösseren Werth, würden auch nicht hinreichen, Bossuet als freisinnigen Mann hinzustellen, wenn sie wirklich von ihm herrührten.

Wohl aber schrieb Bossuet für den Dauphin drei grössere Werke, in welchen er seine Ideen aussprach. Sie beweisen uns zunächst, dass er die Natur seines Zöglings ganz verkannte, wenn er glaubte, mit solchen Schriften auf ihn einwirken zu können. Diese drei Bücher waren der „Traité de la connoissance de Dieu et de soi-même", dann die Schrift „La Politique tirée de l'Écriture sainte" und der „Discours sur l'histoire universelle".

Die beiden ersten Schriften sind theologisch didaktischen Inhalts. Die eine „über die Erkenntniss Gottes", ist einfach geschrieben und ein wenig von Cartesianischem Geist angehaucht. In dem zweiten Werk bemühte sich Bossuet, eine Theorie der Staatskunst auf die Vorschriften der Bibel zu begründen. Nach einem gewissen System reihte er zu diesem Behuf Citate aus der Bibel aneinander. Seiner Idee nach sollte auch der moderne Staat eine theokratische Verfassung haben, wie das alte Judäa. Dass er mit solchen Lehren nicht dazu beitrug, dem Dauphin den rechten Begriff von seinem künftigen Beruf zu geben, ist klar.

Bekannter als diese Schriften, deren letzte erst nach Bossuet's Tod veröffentlicht wurde, ist der „Discours sur l'histoire universelle", der früher sehr bewundert wurde, und auch heute noch wegen seiner vornehmen, freilich auch kalten Art der Erzählung in Frankreich geachtet ist. Er zerfällt in drei Hauptabtheilungen, deren erste „les époques", eine übersichtliche Aufzählung der wichtigsten Begebenheiten der Weltgeschichte enthält, während die zweite, „la suite de la religion" sich vorzugsweise mit den Beziehungen der christlichen Religion zum Judenthum beschäftigt und sich in der Kontroverse gefällt. Bossuet spricht dabei immer von dem Standpunkt des christlichen Priesters und bezieht die ganze Menschengeschichte auf das eine grosse Faktum, die Er-

scheinung des Christenthums. In merkwürdiger Einseitigkeit ignorirt er darum die alten orientalischen Kulturvölker, Inder und Chinesen, und findet, dass das hellenische und römische Alterthum nur die Aufgabe hatte, dem Christenthum die Wege zu bahnen. Christus gilt ihm als der Mittelpunkt der Weltgeschichte, und mit dem Auftreten des Christenthums beginnt für ihn die letzte, die Hauptepoche der Menschheit. Darum führte er sein Werk auch nur bis zu Karl dem Grossen, weil zu dessen Zeit die Herrschaft der neuen Kirche gesichert war.

Den heutigen Historiker kann eine solche Auffassung nicht befriedigen. Bossuet sieht, wie er an andrer Stelle sagt, in den Menschen nur Werkzeuge in der Hand Gottes, der seine Pläne durchführt, und bis aufs Kleinste herab regierend in die menschlichen Geschicke eingreift. Er verachtet die Philosophen, welche die göttliche Einwirkung nur in so fern gelten lassen wollen, als sie feste, von Gott gegebene Grundgesetze annehmen, nach welchen sich die Welt entwickeln müsse. Nach Bossuet's Ueberzeugung regelt Gott alles nach seinem Willen, und wenn sich die Häuser Bourbon und Habsburg in hundertjährigem blutigen Kampf mit einander messen, so ist das Gottes Wille, der bestimmt hat, dass die europäischen Mächte sich das Gleichgewicht halten*). Von einem Widerstreit grosser Principien, von dem Ringen der Menschheit nach Verbesserung hat er keine Ahnung; überall herrscht bei ihm die theologische Anschauung vor, und sein Urtheil ist oft erstaunlich engherzig. Revolutionen im Staatsleben werden nach seiner Ansicht von Gott zugelassen, um die Fürsten zu demüthigen, die seinen Dienst vergessen und ungerechtfertigte Milde üben. Bossuet erinnert uns mit dieser Lehre an den Propheten Samuel, der dem König Saul wegen seines Ungehorsams und seiner Abgötterei den Zorn Gottes verkündigte. Saul hatte Schonung gegen die besiegten Amalekiter geübt, während der wilde Priester es als den Willen Gottes hinstellte, dass Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kameele und Esel im feindlichen Land getödtet werden**). Dieselbe Ansicht über die Pflicht

*) Vergl. Orais. fun. de Marie-Thérèse: „Que je méprise ces philosophes etc."

**) Samuelis I. Kap. 15.

der Könige sprach Bossuet in seiner Trauerrede für die Königin Henriette aus, wo er den Satz aufstellte,' Gott habe Karl I. gestraft, weil er nicht dem katholischen Glauben angehangen habe*).

Der „Discours" ist somit auch weniger ein historisches, als ein theologisches Werk. Doch verdient bemerkt zu werden, dass Bossuet nebenher, im dritten Abschnitt, den Versuch macht, die Schicksale der Völker auf lokale Ursachen zurückzuführen, sie durch Sitten und Staatseinrichtungen zu erklären. Es liegt zwar darin ein Widerspruch mit seiner Hauptidee, dass die Geschicke der Völker von Gott bestimmt werden und geheimnissvollen Absichten dienen müssen; allein als Anlauf zu einer Philosophie der Geschichte darf dieser Abschnitt nicht übersehen werden. Bossuet wurde damit ein Vorläufer Montesquieu's, ja sogar Voltaire's, der freilich in seinem „Essai sur les moeurs et le caractère des nations" ganz anders vorging.

Bossuet's Einfluss auf den Dauphin war nichts weniger als erspriesslich. Der strenge, herrschsüchtige Priester drückte auf den ohnehin beschränkten Geist des Prinzen, so dass dieser jeden Halt und Willen verlor. Auch in seinem Unterricht beachtete Bossuet die Begabung seines Zöglings zu wenig, und das Resultat der ganzen Erziehung war rein negativ. Der Dauphin verlor jede Lust an der Arbeit und jedes geistige Interesse. Die Schilderung, die Saint-Simon von ihm gibt, ist geradezu vernichtend. „Monseigneur", heisst es dort, „war eher gross als klein, sehr stark, doch nicht übermässig dick. Seine Züge waren stolz und edel. Er wäre hübsch gewesen, wenn ihm in seiner Kindheit nicht vom Prinzen Conti die Nase entzweigeschlagen worden wäre. Beim Gehen tastete er mit dem Fuss, bevor er ihn aufsetzte; er fürchtete immer zu fallen und liess sich unterstützen, sobald der Weg nur ein wenig steil und uneben war. Er sass gut zu Pferd, aber ihm fehlte der Muth. Casau ritt auf der Jagd vor ihm her; wenn er diesen nicht mehr sah, hielt er alles für verloren. Nie ritt er schneller als in kurzem Galopp und wartete oft unter einem

*) Bossuet, Or. fun. de la reine d'Angleterre: „C'étoit le conseil de Dieu d'instruire les rois à ne point quitter son Eglise. Il vouloit découvrir par un grand exemple tout ce que peut l'hérésie.

Baum, um zu hören, was aus der Jagd geworden wäre. Charakter hatte er keinen; ohne Geist, dabei eigensinnig und kleinlich, war er freundlich aus Trägheit und Dummheit; im Grund hart, mit einer äusserlichen Güte für seine Untergebenen und Diener, die sich aber nur durch niedrige Fragen verrieth. Er war mit ihnen merkwürdig familiär; im Allgemeinen aber für das Unglück und die Schmerzen andrer unempfindlich... Mit solchen Geistesgaben hatte Monseigneur durch die ausgezeichnete Erziehung, die ihm der Herzog de Montausier sowie Bossuet und Fléchier gaben, nichts gewonnen. Sein bischen Einsicht, wenn er überhaupt je welche hatte, erlosch vielmehr unter der strengen und harten Behandlung, die ihn vollends verlegen machte und ihm die grösste Abneigung, nicht allein gegen die Arbeit, sondern auch gegen jede geistige Unterhaltung einflösste. Seitdem er die Lehrer los war, las er, seinem eigenen Geständniss nach, nichts mehr, als die Liste der Todesfälle und Eheschliessungen in der Gazette de France." *)

Als die Erziehung des Dauphin 1679 für abgeschlossen erklärt wurde, blieb Bossuet in Paris, und wurde nach der Vermählung des Prinzen zum Almosenier der Dauphine bestimmt. Aber schon 1682 ernannte ihn der König zum Bischof von Meaux. Diese Erhebung, die Bossuet allerdings gebührte, da er früher freiwillig auf das Bisthum Condom verzichtet hatte, fällt mit einem Sieg zusammen, den Ludwig damals mit Hilfe Bossuet's über die Kirche davon trug.

Zwischen der weltlichen und geistlichen Macht währte schon seit einigen Jahren ein erbitterter Streit um die sogenannte „Régale". Ein Concil zu Lyon hatte nämlich im Jahr 1274 zugestimmt, dass der König die Einkünfte der Bisthümer während der Sedisvacanzen für sich einziehe und auch jene Beneficien und Aemter verleihe, die sonst der Bischof zu vergeben hatte. Diese letztere Bestimmung gab dem König eine bedeutende Macht in die Hand. In einigen Provinzen des Südens galt aber dieselbe nicht, bis König Ludwig in seiner Abneigung gegen jede Unabhängigkeit sie 1673 auch dort als Gesetz erklärte. Zwei

*) Saint-Simon, Mémoires B. V, K. 35. Jahr 1711.

Kirchenfürsten, Pavillon, Bischof von Alet und Caulet, Bischof von Pamiers, leisteten entschiedenen Widerstand und appellirten an den Papst. Es kam zu ärgerlichen Scenen; die renitenten Bischöfe wurden abgesetzt, fanden aber in der Bevölkerung treue Anhänger. Pavillon starb 1679, Caulet aber setzte den Kampf fort. Er wurde verfolgt und musste von einem Versteck in's andre flüchten. Aber seine Getreuen verriethen ihn nicht; unsichtbar, aber immer kampflustig, setzte er den Widerstand durch Erklärungen, Hirtenbriefe, kirchliche Akte fort, und sein Ansehen wuchs beim Volk immer mehr. Der religiöse Fanatismus erwachte in alter Heftigkeit. Papst Innocenz stellte sich auf die Seite des Bischofs und bedrohte den König sowie dessen Diener mit der Exkommunikation. Ludwig, über solchen Widerstand empört, liess auf die Antwort nicht warten. Im Juli 1680 erfolgte eine Verordnung, wonach künftig keine päpstliche Bulle mehr in Frankreich veröffentlicht werden und Giltigkeit haben solle, bevor die Regierung nicht ihre Erlaubniss dazu gegeben habe. Ferner berief der König Vertreter der französischen Geistlichkeit für den Herbst 1681 an seinen Hof, um mit ihnen die schwebenden Streitfragen zu ordnen. Durch das Aufgebot aller Mittel wurde es der Regierung nicht schwer, die Wahlen zu beeinflussen und eine ihr ergebene Versammlung zu Stande zu bringen. Colbert und der Kanzler Le Tellier waren die Führer der Aktion; der Bruder des letzteren, Erzbischof Le Tellier von Reims, wurde zum Präsidenten der Versammlung ernannt. Bossuet aber scheint einer der Prälaten gewesen zu sein, die im Vertrauen der Regierung waren, und deren geheime Absicht kannten. Er hielt die Eröffnungspredigt, die unter dem Anschein des Freimuths und der Selbständigkeit doch ganz im Sinn der Regierung wirkte. Man drohte insgeheim mit der Möglichkeit eines neuen Schisma in der Kirche, um die Aengstlichen zu erschrecken und sie zur Nachgiebigkeit gegen die Regierung zu bewegen. In diesem Sinn empfahl Bossuet in seiner Predigt mit den wärmsten Worten die Sorge um die Einheit der Kirche, dabei protestirte er energisch gegen jeden Versuch, die Autorität der Könige auch in den geistlichen Angelegenheiten zur Geltung zu bringen. Er konnte das um so entschiedener thun, als auch der König jede

Absicht der Art in Abrede stellte. Im Verlauf seiner Predigt entwickelte Bossuet aber Anschauungen, die ganz den Vorschlägen entsprachen, mit welchen die Regierung später hervortrat.

Die Versammlung beschäftigte sich zunächst mit der Frage der „Régale", und man einigte sich bald dahin, dass der König das Recht habe, die Einkünfte aller erledigten Bisthümer, auch in den südlichen Provinzen, einzuziehen, dass er aber auf den Anspruch, die Stellen während einer solchen Zwischenzeit definitiv zu besetzen, verzichte, und zur vollen Giltigkeit einer Ernennung künftig auch die Investitur durch den Generalvikar gehöre. Nachdem diese Schwierigkeit beseitigt war, trat die Regierung mit andern, ungleich wichtigeren Propositionen hervor. Ihr eigentliches Ziel wurde jetzt erst klar. Sie wollte mit Hilfe der gefügigen Versammlung den französischen Klerus unabhängiger von Rom machen, doch nur um ihn selbst besser in der Hand zu haben. Es handelte sich dabei keineswegs um eine Frage freiheitlicher Entwicklung, sondern um einen neuen Ausbruch des alten Kampfes um die Macht zwischen Königthum und Papstthum. Die Minister legten der Versammlung vier Artikel vor, welche dieselbe feierlich gutheissen sollte. Diese Artikel erklärten, dass der Papst wohl Autorität in den geistlichen, nicht aber in den weltlichen Angelegenheiten besitze. In diesen letzteren seien die Könige von Frankreich keiner andern Macht unterworfen. Aber selbst in den geistlichen Dingen stehe ein allgemeines Kirchenkoncil über dem Papst, und Glaubenssachen könnten nur unabänderlich festgestellt werden, wenn jenes die Entscheidung des Papstes bestätige.

Bossuet gilt als der Redakteur dieser Artikel, welche die sogenannten Freiheiten der gallikanischen Kirche begründeten. Er versuchte allerdings die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, indem er eine eingehende Prüfung der Propositionen beantragte, was aber jene erste Annahme von seiner Autorschaft nicht ausschliesst. Hatte er dem König zu Gefallen die vier Artikel entworfen, so konnte er doch eine mildere Fassung wünschen. Allein König Ludwig drängte, und so erfolgte nach schwierigen Verhandlungen die Annahme der vier Artikel im März 1682. Als der Papst darauf den Beschluss der Versammlung für ungiltig

erklärte, ging diese noch einen Schritt weiter und sprach es als ein unumstössliches Princip aus, dass die katholische Kirche in Frankreich sich nach ihren eignen Gesetzen regiere.

Der langdauernde Streit, der sich aus diesen Deklarationen entspann, braucht hier nicht weiter verfolgt zu werden. Erst Papst Innocenz XII. schloss mit dem König wieder Frieden. Bossuet, der, wie gesagt, 1682 Bischof von Meaux wurde, ist wegen seiner Thätigkeit auf der Versammlung hart getadelt worden. Man warf ihm vor, dass er dem Ansinnen des Königs zu wenig Widerstand geleistet, sich zu unterwürfig erwiesen habe. Andre suchen ihn zu entschuldigen und behaupten, er habe durch seine Politik eine neue Spaltung in der katholischen Kirche vermieden. Er selbst suchte sich und die Versammlung des Jahres 1682 in einer späteren Schrift „Défense de l'Église gallicane" zu rechtfertigen. Von der Absicht, Frankreich von Rom loszureissen, durfte er natürlich darin nicht reden, selbst wenn sie wirklich gehegt worden sein sollte, was aber höchst unwahrscheinlich ist.

Mit seiner Erhebung auf den Bischofsstuhl in Meaux schied Bossuet von Paris und Versailles. Er widmete sich mit grossem Eifer den Pflichten seines Amts und beschäftigte sich nebenher mit theologischen Arbeiten*). Ueber diese mögen andere, die mehr dazu berufen sind, ihr Urtheil abgeben; zur Geschichte der Literatur gehören sie nicht. Seine Erklärungen und Beweisführungen sind fast immer theologischer Art, und ohne höhere philosophische Einsicht. Er glaubte die Protestanten schon überwunden zu haben, wenn er ihnen nachwies, dass sie nicht immer an derselben Lehre festgehalten hätten. Er wusste nicht, dass gerade die freie Forschung ein Hauptprincip der Protestanten ist, und dass diese mit der Annahme desselben darauf verzichten,

*) Die wichtigsten seiner theologischen Schriften sind: Exposition de la foi catholique; Traité de la communion sous les deux espèces; Méditations sur l'Evangile; Élévations sur les mystères; Histoire des variations des Eglises protestantes; Avertissement aux Protestants; Commentaire de l'Apocalypse. Wir rechnen hierher auch seine Maximes et reflexions sur la comédie (1694), da seine Ausführungen nicht auf ästhetischen, sondern nur auf theologischen und moralphilosophischen Gründen beruhen.

je die absolute Wahrheit zu finden. Bossuet aber hätte Lessing's Wort, dass er lieber immer nach der Wahrheit streben, als sie schon besitzen wolle, gar nicht begriffen.

Er beschäftigte sich gern mit der Bekehrung der Protestanten, und es galt für sein Werk, als Turenne zur katholischen Religion übertrat. Dass er die Aufhebung des Edikts von Nantes billigte, brauchen wir kaum zu sagen. Bossuet war von Natur unduldsam und herrschsüchtig. Dem König gegenüber nachgiebig, hielt er um so strenger in allen andern Verhältnissen auf Gehorsam, und erwies sich einseitig und leidenschaftlich. Wenn er sich in einer besonderen Schrift in Vorwürfen gegen das Theater erging, so vertrat er damit eine weitverbreitete Ansicht; dass er aber in derselben, einundzwanzig Jahre nach dem Tod Molière's, dessen Andenken insultirte und höhnisch auf seinen plötzlichen Tod hinwies, verrieth ein kaltes Herz. Allen Grübeleien und Spekulationen abhold, erhob er sich mit grösster Heftigkeit gegen die Anhänger des Quietismus, der sich von der Welt abzuwenden lehrte und das gänzliche Versenken in Gott, das Aufgeben der eignen Individualität als die höchste Seligkeit pries*). Er gerieth darüber in eine erbitterte Fehde mit Fénelon, der die quietistischen Lehren begünstigte. Seine Streitschriften athmeten masslose Heftigkeit, während Fénelon in seinen Erwiderungen die Gebote des Anstands und der Milde beobachtete. Bossuet setzte die Verurtheilung des Quietismus und des Fénelon'schen Buchs „les maximes des saints" in Rom durch (1699), und trat nicht minder leidenschaftlich auf der Versammlung des Klerus im Jahr 1700 gegen einige andre Werke über Moral auf, die hauptsächlich auf sein Andringen verurtheilt wurden.

In seinem Alter von Steinbeschwerden gequält, starb er am 13. April 1704 im Vorzimmer des Königs zu Versailles, wohin er sich begeben hatte, um eine Gunst für seinen Neffen, den Abbé Bossuet, zu erbitten. Man sagt, er habe diesem die Nachfolge auf den Bischofsstuhl in Meaux sichern wollen. Aber Bossuet war in der letzten Zeit in Versailles nicht mehr gern gesehen, denn

---

*) Michael de Molinos hatte mit seinem 1675 in Rom erschienenen Buch „Guida spirituale" die erste Anregung zu dieser Lehre gegeben.

man liebte es dort nicht, durch Kranke an die eigene Hinfälligkeit erinnert zu werden.

Seinem Neffen vermachte Bossuet seine zahlreichen Manuskripte, in der Erwartung, dass dieser sie sichten und die wichtigsten derselben durch den Druck veröffentlichen werde. Der Abbé aber war ein Lebemann, der sich um den Wunsch des Verstorbenen nicht kümmerte und sogar einen Theil der Manuskripte verzettelte. Als Redner konnte man Bossuet darum bald nur nach den „Oraisons funèbres", den Trauerreden beurtheilen, die schon zu seinen Lebzeiten erschienen waren. Denn seine andern Predigten wurden erst 1772 durch den gelehrten Benediktiner von Saint-Maur, Dom Déforis, herausgegeben. Auch dann hatte man nicht die Originalreden, denn Bossuet hatte oft nicht viel mehr als die Disposition aufgezeichnet, und für die Ausführung der Inspiration des Moments vertraut. Dom Déforis hatte die kurzen Entwürfe ausgeführt und im Sinne seines Jahrhunderts stilisirt. Erst die neueste Ausgabe der Werke Bossuet's von Lachat hält sich gewissenhaft an den Originaltext.

Die Galerie des Louvre enthält ein schönes Bild Bossuet's von Rigault, das den Bischof in ganzer Figur zeigt. Wie in seinen Werken, so erscheint er auch in diesem Bild. Es überrascht uns der feste selbstbewusste Blick, die energische Haltung. Dieser Mann ist seiner Sache sicher und weiss sie zu vertreten. Im Bewusstsein seiner Kraft und des Sieges gewiss, tritt er auf und reisst die Zuhörer mit sich fort. Zugleich aber erfüllt ihn der Stolz auf den Besitz der Wahrheit und wirkt kältend auf sein ganzes Wesen. Bossuet vermochte in seinen Reden hinzureissen, aber nicht zu rühren. Bei aller Bewunderung, die er erregte, erwarb er doch wenig Sympathien.

Uns interessirt Bossuet hauptsächlich als Meister der Rede, wobei wir diesen von dem Prediger genau unterscheiden. Der letztere bleibt streng auf seinem Gebiet, er sucht seine Zuhörer zu belehren, zu warnen. Er erklärt die Dogmen der Kirche, sucht die Zweifel zu heben, Widerstrebende zu gewinnen. Er kann dabei die Mittel der Beredsamkeit benutzen, aber doch nur bis zu einem gewissen Grad, denn Zurückhaltung und Mässigung sind ihm geboten. Der gewaltigste Kanzelredner ist nicht immer der

beste Prediger. Bourdaloue war, wie wir sehen werden, als Prediger bedeutender als Bossuet, wenn er ihn auch in der Macht der Rede nicht erreichte. Bossuet besass, wie wenige, Kraft und Schwung, aber wo ihm die Gelegenheit fehlte, diese Gaben zu gebrauchen, fühlte er sich beengt. Darum fanden seine Predigten weniger Beifall bei dem Hof, als andre, welche dem Geschmack desselben besser entsprachen und durch literarische Feinheit anzogen.

In einer seiner Osterpredigten sprach Bossuet offen die Besorgniss aus, dass er die Erwartung seiner Zuhörer, die mehr an momentanen Genuss als an ihr Seelenheil dächten, nicht befriedigen werde. Er klagte, dass da, wo es sich um Heilung der Seele handle, jene nur Reizmittel für ihren überfeinen Geschmack suchten. Und doch war nicht bloss der allzu raffinirte Sinn seines Auditoriums Schuld, wenn er als Prediger weniger gefiel. Da er frei sprach und nur eine kleine Disposition vor sich hatte, stockte er öfters und verwickelte sich in seinen Sätzen, was immer auf die Zuhörer peinlich wirkt*).

Seinen Ruhm als Redner erwarb Bossuet doch eigentlich nur durch seine „Oraisons funèbres", die er vorher ausarbeitete, und die ihm ein freieres Feld boten, so dass er die verschiedensten oratorischen Mittel gebrauchen konnte.

Denn diese Gattung der Beredsamkeit hält die Mitte zwischen weltlicher und kirchlicher Rede, und kann somit die Kunst der beiden in Anwendung bringen. Dafür stellen sich ihr andre Schwierigkeiten entgegen, die den Erfolg gefährden. Der Redner muss Takt genug haben, um weder in Lobhudelei, noch in schablonenmässige Klage zu verfallen, und darum finden sich so wenig vollendete Muster dieser Gattung.

Eine der schönsten Leichenreden ist jene, welche Perikles zur Erinnerung an die im ersten Jahr des Peloponnesischen Kriegs gefallenen Bürger gehalten hat, und die uns Thukydides, wenn

---

*) Gelegentlich der Einkleidung der La Vallière hielt Bossuet die Rede. Wie wenig sie befriedigte, sehen wir aus dem Brief der Sévigné vom Juni 1675: „La duchesse de La Vallière fit hier profession... ce qui vous étonnera, c'est que le sermon de M. de Condom ne fut point aussi divin qu'on l'espérait.

auch nur ungetreu und in ziemlich ungeordneter Redaktion überliefert hat. Sie enthält eine ununterbrochene Kette hoher Gedanken, die den Staatsmann wie den Patrioten zeigen, und die Wirkung der Rede wurde durch den Vortrag noch ausserordentlich erhöht. Keine andre aus dem Alterthum erhaltene Leichenrede kann mit dieser verglichen werden. Auch in Frankreich, wo solche Gedächtnissreden schon lange üblich waren, sicherte ihnen doch erst Bossuet einen Platz in der klassischen Literatur.

Schon in der Anlage unterschieden sich seine Reden von den herkömmlichen Vorträgen. Er behandelte sein Thema nicht gleich einem Predigttext nach einzelnen Punkten, was dem Ganzen immer etwas Trockenes gibt, sondern bewahrte seiner Rede den einheitlichen Charakter eines biographischen Denkmals. Sie musste sich deshalb um einen Hauptgedanken gruppiren, und immer auf ihn zurückführen. Zu einer solchen Behandlung des Gegenstands gehört ein sicherer Geschmack, der vor Ueberladung wie vor Nüchternheit gleichmässig bewahrt. Bossuet besass diese Gabe, die sich bei ihm mit einer seltenen Kraft des Ausdrucks verband und seine Trauerreden zu grossartigen Denkmälern der Beredsamkeit gestaltete. Die französische Literatur hat keine andern Reden aufzuweisen, in welchen sich solcher Glanz der Sprache, solches Feuer, solche durch ihre rasch hingeworfenen Bilder packende Phantasie mit solchem Masshalten und solcher Klarheit verbände. Das Exordium zur Rede für die Königin von England oder den Prinzen Condé klingt majestätisch wie voller Orgelton. Vielleicht kann sich überhaupt keine andere moderne Nation gleich formvollendeter Werke der Beredsamkeit rühmen. Doch steht der geistige Inhalt nicht auf gleicher Höhe, und in dieser Hinsicht findet Bossuet allerdings Rivalen, die ihm überlegen sind.

Joseph de Maistre sagt einmal, er glaube einen Gesang Homer's zu lesen, wenn er sich in Bossuet's Reden vertiefe. Dieser Vergleichung können wir nicht zustimmen, denn dazu ist Bossuet nicht natürlich und einfach naiv genug; dazu fehlt ihm eben die Poesie, die über Jahrtausende hinaus ihre Zauberkraft ausübt. Wohl aber geht ein heroischer Zug durch seine Reden, und die Schilderung der kühnen Thaten, der Kriegs- und Lagerscenen,

gelingen ihm fast am besten. Er versteht es, seine Helden in so farbigem Bild vor Augen zu führen, sie durch die feinen charakteristischen Züge, mit welchen er sie ausstattet, so lebendig zu gestalten, dass man an der Aehnlichkeit der Porträts nicht zweifeln kann.

Die „Oraisons funèbres" sind nicht alle gleich an Werth. Die besten sind jedenfalls die Reden zur Erinnerung an die Königin von England, die Herzogin von Orléans und Condé*).

Auch in ihnen darf man nicht jene Fülle von Gedanken suchen, wie sie Perikles in seiner Leichenrede bietet. Die blinde Unterwerfung unter fremde Autorität, sei es des weltlichen Herrschers, sei es der Kirche oder gar beider, engt die Gedankenwelt des Menschen zu sehr ein. Und Bossuet hatte sich unterworfen. Wie er in der Religion nur eine Wahrheit anerkannte, jene, die ihm überliefert worden war, so galt ihm im Staatsleben nur ein Gesetz, der Wille des Königs. Seine Philosophie bestand in der Lehre vom christlichen Gehorsam, seine Politik in dem Preis eines unumschränkten Königthums. „Nicht umsonst ist den Königen, gleich der Sonne, der Glanz verliehen worden", rief er aus; „die Majestät der Könige ist nöthig für die Ruhe wie für den Schmuck der Welt; sie ist ein Abglanz der göttlichen Majestät**)". Die Herrscher sind, nach seiner Ansicht, niemand ausser Gott verantwortlich; der einzige Zügel für sie ist das Bewusstsein, dass sie Gott einst Rechenschaft ablegen müssen. Das Volk aber erscheint ihm wie eine Truppe von Blinden, die dem Führer folgt. Er findet dabei ein treffendes Wort, das an La Rochefoucauld's Aussprüche erinnert. „Wenn man einmal das Volk durch die

---

*) Die Rede für die Königin fiel ins Jahr 1669, für Mme Henriette d'Orléans ins Jahr 1670; 1683 sprach Bossuet am Sarg der Königin Marie-Thérèse von Frankreich, 1685 für Anne de Gonzague, 1686 für Le Tellier, 1687 für Condé. Kleinere Grabreden kommen hier nicht in Betracht.

**) Orais. fun. de Marie-Thérèse: Les rois, non plus que le soleil, n'ont pas reçu en vain l'éclat qui les environne; il est nécessaire au genre humain, et ils doivent, pour le repos autant que pour la décoration de l'univers, soutenir une majesté qui n'est qu'un rayon de celle de Dieu?"

Hoffnung auf Freiheit gewonnen hat, so folgt es blind, wenn es nur das Wort Freiheit hört*)".

Man sieht in Bossuet oft den besten Vertreter der Ludovicianischen Zeit in Frankreich, den Mann, der am deutlichsten in seinem Geschmack, seinem Charakter und der Majestät seiner Sprache den Ideen des Königs entsprochen habe. Zu solchem Urtheil finden wir keine Veranlassung. Wir sehen weder, dass Ludwig den Bischof von Meaux besonders hoch schätzte, noch dass er ihn in seinem Geschmack glich. Beide hatten ihr Wohlgefallen an Macht und Glanz, aber der König war weder so einseitig noch so engherzig wie sein beredter Bischof. Wir möchten sogar noch etwas weiter gehen und behaupten, dass Bossuet dem geistigen Leben seiner eignen Zeit ziemlich fremd gegenüberstand. Molière, La Rochefoucauld, Frau von Sévigné, La Fontaine, selbst Racine sind auch heute noch voll Leben; wir fühlen uns mit ihnen in derselben Welt der Anschauungen, Empfindungen, Bestrebungen: es sind moderne Menschen, deren geistige Bedeutung über die Grenzen ihrer Heimat, und die ihres Jahrhunderts hinausragt. Bossuet nimmt eine andre Stellung ein; doch hält ihn nicht etwa die Würde des Priesters, die Hoheit seiner Lehren und Gedanken den Menschen ferne, im Gegentheil, sein Ansehen leidet Noth, weil es ihm an Vertiefung und Innerlichkeit fehlt. Auch die schönste Form kann diesen Mangel nicht vergessen machen**).

---

*) Orais. fun. de la reine d'Angleterre: .. „Quand une fois on a trouvé le moyen de prendre la multitude par l'appât de la liberté, elle suit en aveugle, pourvu qu'elle en entende seulement le nom."

**) Die Literatur über Bossuet ist sehr reich. Wir citiren die hauptsächlichsten Werke: Bausset, histoire de Bossuet. 1840, 4 B.— Réaume, Histoire de J. Bossuet et de ses oeuvres. 5 B. — Floquet, Étude sur la vie de B. 1856—57. 4 B. — Sainte-Beuve, Port-Royal, Causeries du lundi t. XII und Nouveaux lundis t. II. — Nourrisson, la philosophie de B. und la politique de B.— Le Dieu, Mémoires et journal sur la vie et les ouvrages de B. publiés sur les manuscrits autographes. 4 vol. 1856—57. Hurel, les orateurs sacrés. — Oeuvres complètes de Bossuet, publiées d'après les imprimés et les manuscrits originaux par F. Lachat. 1867.

Bourdaloue.

In demselben Jahr 1669, in welchem Bossuet zum letztenmal vor dem Hof predigte, kam ein junger Jesuitenpater nach Paris, der von seinem ersten Auftreten an das grösste Aufsehen machte, und bei seinen Zuhörern alle bis dahin gerühmten Kanzelredner in den Schatten stellte. Dieser merkwürdige Prediger hiess Louis de Bourdaloue. Er war zu Bourges im Jahr 1632 geboren, stand also in demselben Alter wie Fléchier. Er entstammte einer angesehenen Familie, die im Beginn des Jahrhunderts geadelt worden war. In der Jesuitenschule zu Bourges gebildet, widmete er sich gegen seines Vaters Wunsch dem geistlichen Stand und trat als Novize bei den Jesuiten in Paris ein. Der Orden legt bekanntlich seinen Mitgliedern eine lange Probezeit auf; sie müssen viele Jahre lernend und lehrend verbringen, bevor sie zu den letzten Gelübden zugelassen werden. Bourdaloue kam nach vollendeten Gymnasialstudien als Lehrer nach Amiens und Orléans, studirte dann in Paris Theologie und Philosophie, und wurde 1660 zum Priester geweiht. Abermals als Lehrer nach Rouen geschickt, begann er dort zu predigen. Nachdem er in Nancy sein Noviciat beendet und in Eu als Studienpräfekt eine Zeit lang gewirkt hatte, legte er 1666 endlich die letzten Gelübde ab. Er zählte damals 34 Jahre, und schon war sein Ruf als Redner begründet. Bald wurde er in die Hauptstadt berufen, um sich dort fast ausschliesslich dem Predigtamt zu widmen (1669). Der Jahresbericht der Gesellschaft Jesu („Lettres annuelles“) aus jenem Jahr konstatirt den Erfolg von Bourdaloue's erstem Auftreten in Paris. „Was sich in der Kirche des Ordenshauses begab“, heisst es dort, „hatte Paris noch nicht gesehen. Gegen Ende des Jahrs versammelte Pater Bourdaloue nach zwei oder drei Predigten eine solche Anzahl von Bischöfen, vornehmen Herren und Würdenträgern um sich, dass unsere Ordensbrüder selbst weder in der Kirche noch auf den Tribünen Platz fanden. Vor sechs Uhr in der Frühe kamen die Diener in die Kirche, um für ihre Herrschaft Plätze zur Nachmittagspredigt zu sichern.“

Man könnte denken, dass die Jesuiten den Erfolg ihres Kollegen übertrieben hätten, wenn nicht auch andre Berichte denselben bestätigten. Selbst der skeptische Guy Patin, der Rektor der medicinischen Fakultät, der die Geistlichkeit und besonders die Mönche mit seinem Spott verfolgte, wusste, — allerdings nur von Hörensagen, — einem Freund von dem grossen Zulauf zu berichten, den Bourdaloue finde. Er ärgerte sich darüber und sprach seine Meinung dahin aus, dass die Pfaffen mit ihrem sogenannten evangelischen Geschwätz die Welt doch nach ihrem Willen lenkten*).

Schon im folgenden Jahr hatte Bourdaloue auch vor dem König zu predigen, und das vornehme Auditorium, an das er sich da wandte, erkannte seine Beredsamkeit gleichfalls ohne Rückhalt an. Mme de Sévigné schrieb ihrer Tochter ganz enthusiastisch: „Was nur auf der Welt ist, wohnte der Predigt bei, und die Predigt war ihrer Zuhörer würdig". Kurz darauf erklärte sie ihn für den grössten aller Prediger. Einen solchen Redner habe man noch nicht gehört, und sie theile in diesem Urtheil die allgemeine Ueberzeugung**). Bossuet sowohl wie Bourdaloue hielten im Jahr 1687 Gedächtniss- und Trauerreden

---

*) Guy Patin, lettres à M. F. C. M. D. R. le 14 janvier 1670: „Il y a ici un certain jésuite natif de Bourges en Berry, fils du doyen des conseillers de ce présidial, nommé Bourdaloue, qui prêche aux Jésuites de la rue St. Antoine, avec tant d'éloquence et une si grande affluence de peuple que leur église est plus que pleine. Son père étoit parti de Bourges pour le venir entendre prêcher à Paris, mais il est mort en chemin.... Scaliger a dit que ces prêcheurs ont un grand avantage de ce qu'avec leur esprit échauffé et leur babil prétendu évangélique, ils mènent le monde où ils veulent, si grand est l'amour qu'on a pour la vie éternelle." Ueber Guy-Patin vergl. des Verfassers Buch „Molière, sein Leben und seine Werke". Frankfurt a. M., Rütten und Löning, S. 90—93 und S. 374.

**) Mme de Sévigné, 13. März 1671 und Weihnachten 1671. Wenn sie von „allem, was auf der Welt ist", spricht, so meint sie damit die ganze vornehme Welt. — Auch der Marquis de Sourches nennt Bourdaloue in seinen Memoiren „le plus célèbre et le plus grand prédicateur de son temps". Mémoires secrets et inédits de la cour de France sur la fin du règne de Louis XIV par le marquis de Sourches. Paris 1836, Band II, Jahr 1686, S. 192 in einer Randglosse. Gerade jetzt erscheint eine neue, zum erstenmal vollständige Ausgabe dieser Memoiren, die von dem Grafen de Cosnac und A. Bertrand besorgt wird. Paris, Hachette 1882.

für den Prinzen Condé. Es ist auffallend, dass Mme de Sévigné von Bourdaloue's Rede ausführlich berichtet, Bossuet's Predigt aber nur einfach registrirt *).

Das Leben Bourdaloue's verlief in einfacher Weise, stiller als das der andern bekannten Kanzelredner. Fléchier hatte eine romantisch angehauchte Jugend verlebt, im Umgang mit Schöngeistern nach precieuser Art gestrebt. Bossuet soll, bevor er die Weihen nahm, sich verlobt und daran gedacht haben, der Kirche den Rücken zu wenden. Dann lebte er viele Jahre am Hof, und stürzte sich später in die kirchlichen Kämpfe als einer der heftigsten Streiter. Nichts ähnliches ist von Bourdaloue zu berichten. Er war und blieb ein einfaches Mitglied seines Ordens, und seine Predigten bilden, so zu sagen, die Daten seines Lebens. Er erwarb in späteren Jahren das Vertrauen der Marquise de Maintenon und arbeitete eifrig an der „Bekehrung" des Königs. Wenn er dabei mehr Erfolg hatte, als frühere Prediger, so war es doch wohl kaum seine Beredsamkeit, der er diesen Sieg zuschreiben konnte; es war hauptsächlich die Natur, die dem alternden Monarchen das frühere Leben verbot. Zum letztenmal predigte Bourdaloue 1697 vor dem Hof und betrat dann nur noch die Kanzeln der Klosterkirchen. Er starb am 13. Mai 1704, vier Wochen nach Bossuet's Hinscheiden. Der Tod raffte die zwei bedeutendsten Kanzelredner Frankreichs fast zu gleicher Zeit dahin.

Bourdaloue's Predigten wurden in der Kirche nachgeschrieben, in Abschriften verbreitet, und sogar eine Ausgabe derselben ohne seine Erlaubniss veranstaltet. Diese widerrechtliche Publikation veranlasste ihn, selbst an den Druck seiner Predigten zu denken. Allein der Tod hinderte ihn an der Ausführung seines Plans, und erst im Jahr 1707 veröffentlichte der P. Bretonneau die Reden des Verstorbenen nach dem Text der ihm vorliegenden Manuskripte. Bretonneau erklärte, er habe die Reden feilen und stilisiren müssen, weil die Manuskripte einen einfachen Abdruck nicht gut zugelassen hätten. Wir können heute über die Redaktionsthätigkeit des Herausgebers nicht mehr mit Bestimmtheit urtheilen, denn die Manuskripte sind verloren und

*) Mme de Sévigné, Br. v. 25. April 1687.

eine Vergleichung nicht mehr möglich. Als der Jesuitenorden im vorigen Jahrhundert aufgehoben wurde, kam die Bibliothek des Pariser Ordenshauses durch Verkauf nach England, wo sie sich noch jetzt in Privatbesitz befindet. Eine Durchsicht der vielen zu der Bibliothek gehörigen Manuskripte ist aber sonderbarerweise nicht gestattet. Doch hat man in den Abschriften der Bourdaloue'schen Predigten einen Anhaltspunkt, um Bretonneau's Behauptung von seiner stilistischen Umarbeitung zu kontroliren, und eine Vergleichung der verschiedenen Redaktionen lässt ersehen, dass Bretonneau nicht gar viel zu ändern hatte. Die Disposition und der Ideengang sind in allen dieselben; der Text ist in den Abschriften und der ersten unrechtmässigen Ausgabe oft kühner, offener und darum auch treffender, während er in Bretonneau's Redaktion akademischer und zurückhaltender erscheint. Der Grund dieser Verschiedenheit ist unschwer zu erkennen. Die Manuskripte, welche Bretonneau vorlagen, enthielten die Reden, wie sie Bourdaloue vor dem König und dem Hof gehalten hatte, und die darum mehr ausgearbeitet waren. Aber Bourdaloue hielt dieselbe Predigt auch an andern Orten, und konnte vor dem Auditorium, das er dort fand, freier sprechen, brauchte sich nicht ängstlich an seine Aufzeichnungen zu halten. Gerade diese Predigten aber wurden von den Stenographen nachgeschrieben. Man darf also annehmen, dass der Text der Predigten, wie sie uns vorliegen, im Ganzen genau wiedergegeben ist, und kann Bourdaloue darnach als Redner würdigen, so weit es nach stummen Dokumenten überhaupt möglich ist, die Kraft eines längst verhallten, einst lebendigen Wortes zu beurtheilen*).

Da ergibt sich zunächst eine Eigenschaft, die für Bourdaloue charakteristisch ist und ihn von der Mehrzahl der Redner unterscheidet. Er drängt seine Persönlichkeit nie hervor, hascht nicht nach äusseren oratorischen Effekten und gefällt sich darum auch nicht in sonoren, abgerundeten Phrasen. Literarische Bedeutung

*) Andre Schriften Bourdaloue's, seine „Exhortations et instructions", seine „Retraite spirituelle" und die „Pensées détachées" erschienen erst viel später und zeigen deutlich die Hand des Bearbeiters.

suchte er für seine Reden nicht, und es fehlte ihm der dichterische Schwung Bossuet's. Ueberhaupt findet man zwischen den beiden Männern bei genauerer Betrachtung einen unverkennbaren Gegensatz, und selbst manche Stellen in Bourdaloue's Predigten klingen, als ob sie mit ihrer Kritik direkt auf den Bischof von Meaux zielten. Bourdaloue's Zweck war, seine Zuhörer zu gewinnen, und da er wusste, dass diese in ihrer Aufmerksamkeit leicht abgelenkt wurden, richtete er seine Predigt so ein, dass man seinem Gedankengang ohne Mühe folgen konnte. Darin lag das Geheimniss seiner Kraft. Obwohl er nicht versuchte seinen Flug zur Sonne zu nehmen, sondern ein praktisches Ziel vor Augen hatte und darum in den Regionen blieb, die der Erde näher sind, sank er doch nie zur Trivialität herab. Er behandelte weniger Dogmen, als Fragen der Moral, und wusste auf diesem Gebiet, das für andere so unfruchtbar ist, lebendig und interessant zu bleiben. Er enthüllte sich dabei als ein vortrefflicher Sittenmaler, dessen Porträts an Wahrheit und Schärfe oft den Charakterbildern La Bruyère's gleich kommen. Einmal schildert er den thörichten Stolz des Reichen, der auf die Hilfe und Zuneigung seiner Nebenmenschen verzichtet, nur auf sich blickt und nur für sich selbst lebt*). Dann wieder warnt er vor der Leidenschaft des Spiels und entwirft das abschreckende Bild eines Kreises von Spielern, deren Blick starr ist und deren Seele in den verschiedensten Bewegungen erzittert. Abwechselnd fühlen sie versteckten Aerger, Melancholie, Bitterkeit, Verzweiflung, Zorn und Wuth, und werden zu Verwünschungen und Gotteslästerungen hingerissen. „Ich weiss, was die Höflichkeit des Jahrhunderts auch in dieser Hinsicht vorschreibt; sie lehrt euch mit gleichgiltiger Miene und angenommener Ruhe alle jene Regungen zu verbergen, euch zu verstellen. Das gilt als eine Haupttugend des Spielers und begründet seinen Ruf. Aber wenn das Gesicht auch heiter ist, tobt darum der Sturm weniger im Herzen? Ist die Qual nicht doppelt gross, wenn man sie so gewaltig empfindet und, ich weiss nicht durch welches Ehrgefühl, gezwungen ist, sie zu verbergen? Die Welt nennt das Unterhaltung, ich aber nenne

*) Bourdaloue, „sermon sur les richesses", t. III.

es Leidenschaft, eine der tyrannischsten und sündhaftesten Leidenschaften" *). Ein andermal schildert er den vornehmen Müssiggänger**) oder die Dame, die ihr Leben mit frivolen Dingen verbringt, sich putzt, sich in fremde Angelegenheiten mischt, aber die eignen vernachlässigt. Unwissend, spricht sie doch über alles mit, und glaubt ein Gebot der Gerechtigkeit zu erfüllen, wenn sie den einen Tag unnöthige Visiten macht, die sie den nächsten Tag wieder empfängt. Sie hält es für eine Pflicht, tausend Briefe zu schreiben, um Verbindungen zu unterhalten, die überflüssig, wenn nicht gar unpassend oder selbst gefährlich sind. Wenn sie aber in ihrer Todesstunde Rechenschaft von ihrem Leben ablegen soll, kann sie nichts weiter vorbringen, als dass sie ein Glied der vornehmen Gesellschaft gewesen sei***).

Bourdaloue war ein strenger Sittenprediger, und seine Worte trafen die vornehmen Herren und Damen oft mit grösster Wucht. Selbst dem König sprach er scharf ins Gewissen, wenn er auch die üblichen Formeln der Unterwürfigkeit nicht vergass. Zürnend erhob er sich gegen das Leben, das man in Versailles führte, und er erkühnte sich einmal, den Hof des Königs Herodes so zu schildern, dass man augenblicklich den Hof zu Versailles in dem Bild erkannte†). „In der verdorbenen Luft des Hofs", rief er aus, „ist alles Eitelkeit, dort achtet man nur was glänzt, und spricht nur davon, wie man emporkommen kann. Wohin man auch blickt, sieht man nur was den Menschen schmeichelt oder ihren Ehrgeiz entzündet."

„Fortuna ist das Idol des Hofs; sie betet man am Hof an, ihr opfert man seine Ruhe, seine Gesundheit, seine Freiheit, sein Gewissen, sein Seelenheil! sie entscheidet bei Hof über Freundschaft, Achtung, Dienste, ja selbst über die Pflicht. Gibt es sklavischere Sklaven, als die Höflinge?††)".

---

*) „Sermon sur les divertissements du monde" t. V.

**) „Sermon sur l'oisiveté" t. V.

***) „J'ai vu le monde, j'ai pratiqué le monde." Sermon sur l'oisiveté. Vergl. „Sermon sur le scandale", t. I.

†) Sermons, t. X, p. 145.

††) Sermon sur la Providence, t. XV: „L'idole de la Cour, c'est la fortune; c'est à la Cour qu'on l'adore, c'est à la Cour qu'on lui sacrifie toutes

König Ludwig liess sich von der Kanzel herab manches sagen, was er sich an andrer Stelle nie hätte bieten lassen, und je mehr er zu Jahren kam, desto mehr Freiheit erlaubte er dem Eifer der Prediger, zumal als sich der Einfluss der Marquise de Maintenon geltend machte. In seiner Predigt über die Auferstehung des Lazarus sprach Bourdaloue von der Wiedergeburt des sittlichen Gefühls, der moralischen Auferstehung, und redete dabei von einem Menschen, der vier Tage, vier Jahre, ja zwanzig Jahre todt liege und doch noch erweckt werden könne. Das Wort richtete sich direkt an den König. Bourdaloue hielt diese Predigt im Jahre 1680; der König lebte seit zwanzig Jahren im Ehebruch, und gerade damals begann man an dem Sturz der Montespan zu arbeiten.

Ebenso scheute sich Bourdaloue nicht, gegen die Schmeichler aufzutreten, welche dem König wie einem Gotte huldigten. „Man sagt den Grossen nicht mehr, dass sie Götter sind", rief er, „aber man sagt ihnen, sie seien anders als die gewöhnlichen Menschen!" *)

Vortrefflich schildert Mme de Sévigné die Energie des Predigers. In ihrer dramatisch lebhaften Art schreibt sie: „Nach Tisch hörten wir die Predigt Bourdaloue's, der unbarmherzig darauf losschlägt, rücksichtslos, wie im Sturm die Wahrheit sagt, und gegen den Ehebruch donnert — rette sich wer kann! — er geht seinen Weg weiter" **). Derselbe Gedanke lag in dem Ausruf Condé's, der in der Kirche seinen Nachbarn Ruhe gebot, als er Bourdaloue auf der Kanzel erscheinen sah! „Stille, der Feind kommt!"

Wie der strenge Prediger dem Hof die Wahrheit sagte, so zeigte er auch den andern Ständen ihre Fehler, und besprach alle möglichen Verhältnisse des Lebens. Er redete freilich als ein Bussprediger, dem jede Abwendung vom ernsten Leben ein

---

choses, son repos, sa santé, sa liberté, sa conscience et même son salut; c'est à la Cour qu'on règle par elle ses amitiés, ses respects, ses services, ses complaisances jusqu'à ses devoirs. Y a-t-il esclave plus esclave que tout ce que s'appelle gens de cour?"

*) T. XI „Sermon sur la purification de la Ste. Vierge".

**) Mme de Sévigné, lettre du 29 mars 1680.

Gräuel ist. Er tadelte die Spazierfahrten der eleganten Welt, die Lektüre der Romane, den geschäftigen Müssiggang der Vornehmen. Dabei bewies er aber grosse Menschenkenntniss, drang bis auf den Grund des Herzens und liess keinerlei falsche Entschuldigung gelten. Selbst seine Mitbrüder aus dem Klerus mussten sich kritisiren lassen. In seiner Predigt „über die Hölle" tadelte er die pomphaften Leichenreden, die den Grossen der Welt gehalten würden, während deren Seele auf dem Weg zur Hölle sei. „Ein so arger Sünder er auch war, es finden sich doch vielleicht Redner, die öffentlich sein Lob verkünden und ihm die grössten Tugenden nachrühmen *)". Hatte Bourdaloue dabei Bossuet im Auge? Vielleicht nicht, denn es gab der übertriebenen schmeichlerischen Leichenreden nur zu viel, Leichenreden, die nicht die Erinnerung an hervorragende Menschen feierten, wie es die Reden Bossuet's thaten, und die trotzdem den grössten rhetorischen Pomp aufboten. In einer andern Predigt, „über den Ehrgeiz", wurden auch jene Priester nicht verschont, welche die Stelle, die sie inne hatten, in ihrer Familie bewahren wollten. „Der Ehrgeizige, weniger gewissenhaft als Moses, wählt sich einen Nachfolger, der ihm gefällt, und betont die Verwandtschaft mit demselben, um das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen. Selbst von den heiligsten Aemtern sagen gewisse Leute jetzt wie zur Zeit David's: Hereditate possideamus sanctuarium Dei, diese Würde ist seit so vielen Jahren in unserer Familie, sie soll auch darin bleiben!" **). Auch diese Stelle hat man auf Bossuet angewandt, und sie passt auf dessen Bestreben, seinem Neffen die Nachfolge in dem Bisthum von Meaux zu sichern. Allein diesen Wunsch äusserte Bossuet doch erst in späten Jahren, und die Rede Bourdaloue's fällt früher.

Dass Bourdaloue auch gegen das Theater, besonders gegen den „Tartuffe" des Molière sprach, kann uns nicht verwundern. Er blieb dabei nur seinem Amt getreu, rückhaltlos zu tadeln,

---

*) „Et peut-être tout pécheur qu'il avait été, se trouve-t-il encore des orateurs pour faire publiquement son éloge et pour lui donner la gloire des plus grandes vertus."

**) Sermon sur l'ambition.

was ihm gegen Religion und Sitte zu verstossen schien. Wir brauchen ihm nicht beizustimmen, und wir werden an andrer Stelle unsere Gründe entwickeln, warum wir es nicht thun, aber sein Angriff auf Molière verletzt uns nicht, wie es Bossuet's Ausfall gethan hat. Sollte Bourdaloue, der dem König und den Grossen des Landes gegenüber seiner Überzeugung offenen Ausdruck gab, dem Dichter und Schauspieler gegenüber seine Meinung verschweigen? Bei solchen Kämpfen kommt viel auf den Ton an, in dem man spricht, und Bourdaloue bewahrte bei seiner Kritik die Würde der Kanzel. Er verurtheilte die Dichtung Molière's, ohne diesen persönlich anzugreifen*). Er selbst brandmarkte an andrer Stelle den frommen Heuchler**), und wenn er sich

---

*) Bourdaloue, Oeuvres t. VI, 254: „Comme la fausse dévotion tient en beaucoup de choses de la vraie; comme la fausse et la vraie ont je ne sais combien d'actions qui leur sont communes; comme les dehors de l'une et de l'autre sont presque tout semblables, il est non seulement aisé, mais d'une suite presque nécessaire, que la même raillerie qui attaque l'une intéresse l'autre, et que les traits dont on peint celle-ci défigurent celle-là à moins qu'on n'y apporte toutes les précautions d'une charité prudente, exacte et bien intentionnée; ce que le libertinage n'est pas en disposition de faire. Et voilà, chrétiens, ce qui est arrivé, lorsque des esprits profanes et bien éloignés de vouloir entrer dans les intérêts de Dieu, ont entrepris de censurer l'hypocrisie, non point pour en réformer l'abus, ce qui n'est pas de leur ressort, mais pour faire une espèce de diversion dont le libertinage pût profiter, en concevant et faisant concevoir d'injustes soupçons de la vraie piété, par de malignes représentations de la fausse. Voilà ce qu'ils ont prétendu, exposant sur le théâtre et à la risée publique un hypocrite imaginaire, ou même, si vous voulez, un hypocrite réel, et tournant dans sa personne les choses les plus saintes en ridicule: la crainte des jugements de Dieu, l'horreur du péché, les pratiques les plus louables en elles-mêmes et les plus chrétiennes... Damnables inventions pour humilier les gens de bien, pour les rendre tous suspects, pour leur ôter la liberté de se déclarer en faveur de la vertu, tandis que le vice et le libertinage triomphaient. Car ce sont là, chrétiens, les stratagemes et les ruses dont le démon s'est prévalu; et tout cela fondé sur le prétexte de l'hypocrisie."

**) Sermon sur la vraie et la fausse piété: „Les pécheurs par hypocrisie contrefont la piété des justes. Piété toute superficielle, toute sur le visage, et rien dans le coeur. Mais à quoi le Sauveur du monde les comparait-il? A des sépulcres blanchis". In dem „Sermon sur l'hypocrisie" heisst es: „Vous savez, chrétiens, ce qui se pratique et l'expérience du monde vous l'aura fait connaître bien mieux qu'à moi. Qu'un homme artificieux ait une mauvaise cause, et qu'il se serve avec adresse du voile de la dévotion, dès là il trouve des solliciteurs zélés, des juges favorables, des patrons puissants, qui, sans autre discus-

missbilligend über den „Tartuffe“ aussprach, war es, weil er den Heuchler falsch geschildert glaubte und jede Frage religiöser Art vom Theater fern gehalten wissen wollte.

Man begreift, warum Bourdaloue's Predigten interessirten, und warum er mit ihnen mehr als mit seinen Trauerreden Ruhm erwarb. Man wird einem grossen Theil seines Publikums, besonders des vornehmen, nicht Unrecht thun, wenn man annimmt, dass es nicht sowohl von dem Bedürfniss nach Erbauung als vielmehr von der Hoffnung auf eine Rede voll kühner Worte zu Bourdaloue gezogen wurde. Man interessirte sich doppelt für eine Predigt, in der die Mächtigen des Landes offen getadelt wurden, und in der man noch ausserdem Anspielungen der pikantesten Art sehen wollte. Man fand Gefallen an den lebendigen, manchmal fast satirischen Bildern aus dem Leben, die Bourdaloue entwarf, und es war ein eigener Reiz für den frivolen Geist der Zuhörer, wenn sie alles was ihnen schön und interessant schien, was ihnen erst das Leben des Lebens werth machte, von dem strengen Censor als abscheulich verdammen hörten. Bourdaloue gab sich darüber keinen Illusionen hin. „Welche Aufmerksamkeit schenkt ihr dem Prediger?“ rief er*). „Ihr gebt ihm eitle Lobsprüche, die er doch nicht verlangt. Thut was er lehrt; und er wird sich freuen, wenn ihr nicht mehr an die Art seines Vortrags denkt... Noch heute gibt es solche Prediger des Evangeliums, deren Beredsamkeit euch gefällt, welchen ihr besondere Aufmerksamkeit schenkt. Ihr bewundert die Kraft ihrer Beweisführung, ihr lasst euch durch den Glanz ihrer Gedanken, ihrer Ausdrücke, ihrer geistreichen Einfälle blenden. Das bildet dann den Gegenstand eurer Unterhaltung. Ihr verkündet den Ruf jener Leute, und macht sie in der Welt berühmt.“

Bourdaloue's Reden waren keine Kapuzinaden, dazu waren sie zu ernst, zu sehr von dem Bewusstsein ihrer Aufgabe durch-

---

sion, portent ses intérêts, quoique injustes, et qui, sans considérer le tort qu'en souffriraient de malheureuses parties, croient glorifier Dieu en lui donnant leur protection et en l'appuyant“.

*) Sermon sur la parole de Dieu, gehalten zu Montpellier.

drungen. Er hatte die Schärfe und Rücksichtslosigkeit Abraham's a Santa Clara, aber vor den burlesken Witzen und derben Wortspielen, vor der niedrig volksthümlichen Weise des Wiener Hofpredigers bewahrte ihn seine Bildung und sein Geschmack.

Auch der Bildungsgang vieler seiner Zuhörer bewirkte, wie man mit Recht hervorgehoben hat, dass ihnen die Predigten eines so strengen Dialektikers, wie Bourdaloue es war, zusagten. Wer sich selbst in der Schule im Kampf um Kontroversen und Thesen geübt hatte, musste ein gewisses Vergnügen darin finden, der Dialektik des Predigers zu folgen. Bourdaloue ging in seinen Reden mit grosser Logik vor. Natürlich muss man mit ihm über den Ausgangspunkt einig sein, man muss die Dogmen und Ueberlieferungen der Kirche als gar nicht diskutirbare ewige Grundwahrheiten betrachten, um seiner Beweisführung zustimmen zu können. Und das eben macht seine Schwäche gegenüber der Neuzeit.

Als Bourdaloue auftrat, verstummte Bossuet. Eine Tradition, der auch Voltaire Glauben schenkte, wollte wissen, dass Bossuet aus eifersüchtiger Sorge von jener Zeit an nicht mehr in Paris gepredigt habe, um durch Bourdaloue nicht in den Schatten gestellt zu werden*). Dass diese Annahme irrig ist, geht schon aus der Bemerkung hervor, die wir weiter oben gemacht haben, dass nämlich Bossuet's Ansehen als Prediger damals gar nicht so gross war. Beachtenswerth aber erscheint es, dass in der Geschichte der französischen Kanzelberedsamkeit eine Reihe von Männern auftritt, die sich gewissermassen einander ablösen und von welchen jeder eine besondere Phase in der Entwicklung der oratorischen Kunst repräsentirt. Auch als Bourdaloue verstummte, war schon ein andrer gerüstet, den Ruf der französischen Kirchenredner aufrecht zu erhalten. Am 1. November 1699 predigte Massillon zum erstenmal in Versailles. Er schloss so zu sagen das 17. Jahrhundert ab; seine Beredsamkeit trug schon einen ganz neuen Charakter und kündigte die Richtung an, welche das kommende Jahrhundert einschlagen sollte.

---

*) Voltaire, siècle de Louis XIV, ch. XXXII: „Quand Bourdaloue parut, Bossuet ne passa plus pour le premier prédicateur".

Die Kanzelberedsamkeit des 17. Jahrhunderts trägt, trotz der Verschiedenheit der einzelnen Prediger, doch ein wesentliches, allen gemeinsames Merkmal. Auch sie bewahrte, wie die Literatur der Zeit, höchstes Mass in der Form, Klarheit im Gedanken und Einfachheit. Durch diesen letzten Zug unterscheidet sie sich von der Beredsamkeit der folgenden Jahrhunderte. Wie anders war das Auftreten des P. Lacordaire, der als der grösste Kirchenredner Frankreichs im 19. Jahrhundert anzusehen ist. Sein flammendes Wort, seine leidenschaftliche Sprache passte in die nervöse Zeit, in der er lebte. Lacordaire war ein Romantiker eigner Art. In seinen Predigten behandelte er alle möglichen Fragen; er sprach über Theologie und Religion wie über Politik, Freiheit und Nationalität. Er zog die Menge mächtig an, aber seine Beredsamkeit hätte wahrscheinlich weder den Beifall Bossuet's noch den Bourdaloue's gefunden*).

*) Vergl. Anatole Feugère, Bourdaloue, sa prédication et son temps. Paris 1874. Sainte-Beuve, Causeries du lundi, B. IX. — Hurel, les orateurs sacrés à la cour de Louis XIV. 2 B. Paris 1872. — Lauras, Bourdaloue, sa vie et ses oeuvres, 2 B. Paris 1881.

Neunter Abschnitt.

Der Natursinn.

Auf dem Punkt, an dem wir nun in der Geschichte der französischen Literatur angelangt sind, mag es geeignet erscheinen, einen Moment innezuhalten und zurückblickend zu fragen, in welcher Weise der Sinn für die Natur seinen Ausdruck gefunden hat? Dass unsere Zeit eine ganz andre Weise der Naturbetrachtung liebt, ist bekannt, und bei der Beurtheilung früherer Dichtwerke vermisst man oftmals in ihnen den mystischen Zug zur Natur, der heute in den Menschen so mächtig erscheint. Man ist geneigt, in diesem Mangel eine Schwäche zu sehen, während vielleicht gerade umgekehrt das aufs höchste gereizte Naturgefühl der modernen Menschen krankhaft ist.

Die romantische Schwärmerei, mit der man sich in die Natur versenkt, ist erst seit J. J. Rousseau's Schriften Mode geworden; das Alterthum kannte sie so wenig wie das Mittelalter, und die modernen Kulturvölker haben ohne sie ihre höchste Literaturentwicklung erreicht. Nur die klassische Literatur der Deutschen stand schon zum Theil unter dem Einfluss der neuen Richtung.

Damit ist gewiss nicht gesagt, dass erst die Neuzeit das wahre Verständniss für die Schönheit der Natur erworben habe. Der Mensch hat zu allen Zeiten Freude an ihr gehabt, und sobald er nur eine gewisse Höhe der Bildung erreicht hatte, verstand er die Bedeutung einer grossartigen und lieblichen Landschaft auch für das Gemüth zu würdigen.

Das haben die ältesten Völker bei der Anlage ihrer Städte bewiesen, das zeigten sie später beim Bau ihrer Tempel und Theater. Wenn die Söhne des Mittelalters eine Burg oder ein Kloster errichten wollten, wählten sie dazu die Höhen, nicht ohne Rücksicht auf die Schönheit der Lage, obgleich dabei der Wunsch nach Sicherheit vorzugsweise bestimmend war. Die Dichtungen der alten Griechen lassen erkennen, wie scharf man

damals die Natur beobachtete, wie fein der Sinn für die einzelnen Erscheinungen ausgebildet war. Wir können dieses Thema hier nicht weiter besprechen. Aber wir möchten doch an den Reichthum der Bilder erinnern, welche Homer aus dem Leben der Natur schöpft, an die treffenden Ausdrücke, mit welchen er alle Vorgänge in der Natur, alle Geschöpfe und Dinge im Vorübergehen zu charakterisiren versteht. So oft er vom Ocean redet, immer findet er neue Wendungen, sei es, dass er die furchtbare Gewalt des Elements schildern will, sei es, dass er sich an der Farbenpracht der friedlich im Sonnenglanz leuchtenden Wasserfläche erfreut. Er zeigt den Priester Chryses, wie

Schweigend ging er zum Strand des weit aufrauschenden Meeres*),

oder den Helden Achill, wie er zürnend ob der Beleidigung, die Agamemnon ihm angethan, sich von den Freunden absondert

Am grauwogenden Strand und schaut in die dunkele Meerflut**).

Ein andermal schildert er den Schiffbruch des Odysseus bei der Insel Scheria und die Bedrängniss des Helden in den Wogen:

Jetzo hört er ein dumpfes Getös an den Klippen des Meeres.
Hochauf donnerte dort an des Eilands Küste die Brandung,
Grau'nvoll spritzend empor, und bedeckt war alles von Salzschaum***).

Nur ein Dichter, der mit der Natur vertraut ist, findet so viele und so treffende Bilder, wie z. B. jenes, das die Geschlechter der Menschen mit den Blättern im Wald vergleicht, die im Frühling wachsen und im Herbst zur Erde fallen und vom Wind verweht werden†).

Wie Homer wussten auch die späteren griechischen Dichter das Leben der Natur zu belauschen und es anschaulich zu malen. Sappho klagt einmal über die Liebe, die in ihrem Gemüth plötzlich neu erwacht sei, sie verwirre und erschrecke. Sie sagt:

Eros wieder durchschüttelt die Sinne mir,
Wie ein Wind im Gebirg auf die Bäume fällt††).

---

*) Ilias I. 34 (Voss).
**) Ilias I. 350.
***) Odyss. V 401.
†) Ilias VI. 146.
††) Sappho, Fragmente, Siehe G. Thudichum, Griechische Elegiker n° 21 S. 386. Stuttgart 1859.

Allerdings finden wir bei den Alten keine breite Ausführung, wie dies bei den Modernen so beliebt ist; man überliess es der Phantasie der Hörer oder Leser, sich die Naturbilder weiter auszumalen. Ueberall bewahrten die Alten das strenge Mass. Die berühmte Beschreibung des Sturms in dem ersten Buch der Aeneide ist in etwa vierzig Versen gegeben, die Sturmscene des dritten Gesangs umfasst gar nur etwa zehn Verse.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters musste die Fähigkeit der Menschen, sich einem reinen Naturgenuss hinzugeben, Noth leiden. Ist sie doch eine Tochter der Civilisation. Man erfreut sich der Natur nur, wenn man es in Ruhe und Frieden thun kann. Nur wenn die Landstrasse, auf der wir fahren, sicher ist, gefällt uns jenes Schloss, das die nahe Höhe krönt; nur dann bewundern wir die drohende Felsengruppe des engen Thales, das wir durchwandern. Der Kaufmann, der sich zur Zeit des Faustrechts mit schwer beladenen Wagen in solche Gegenden wagte, und sein Vermögen, seine Zukunft, sein Leben mit dieser Reise aufs Spiel setzte, sah Burgen, Felsenschluchten und dichte Waldungen mit andern Blicken an. Man liebt die Ströme und die Schönheit ihrer Ufer erst, wenn die Fahrt auf ihnen keine Gefahr mehr bietet, und die Natur der Alpen wurde erst dann in ihrer grossartigen Schönheit erkannt, als sie durch gute Strassen zugänglich geworden war. In früheren Zeiten war das Hochgebirg für die Reisenden, die es zu überschreiten wagten, ein Schrecken; für die Völker, die an seinem Fuss wohnten, ein sicheres, aber finsteres Bollwerk.

So lang in den Zeiten des Mittelalters immerwährende Fehde herrschte, und Burg gegen Burg, Thal gegen Thal in Waffen stand, konnte niemand daran denken, seiner Wohnung durch Anlage grosser Parks und schöner freier Gärten einen neuen Reiz zu geben. Alle Bauten mussten zu einer nachdrücklichen Vertheidigung geeignet sein. Darum drängten sich die Burgbewohner auf ihren Höhen hinter dicken Mauern zusammen, lebten die Städter in der Enge hinter Wällen und Gräben Die Gärten, die man vor den Thoren hatte, waren hauptsächlich Nutzgärten und standen jedem Andrang des verwüstenden Feindes wehrlos offen. Erst als eine festere Ordnung begründet war und

ein geregelteres Staatsleben die kleinen Störenfriede im Zaum hielt, konnte sich der Geschmack an der Natur offener äussern und ungestört entwickeln.

Die erste Bewegung in diesem Sinn finden wir in Frankreich nach der Beendigung des hundertjährigen Kampfes gegen England, als das Königthum unter Ludwig XI. Regierung erstarkte. Damals erwuchs ein neuer Geschmack; bald erhob sich die Renaissance mit ihrem poetischen, Auge und Phantasie gleichmässig erfreuenden Stil. Die finsteren Schlösser wandelten sich um, ihre Mauern fielen und ihre Gräben wurden ausgefüllt. Dafür breiteten sich Gärten um ihre Thürme aus und milderten deren Strenge. Noch waren diese ersten Anlagen steif, geometrisch abgezirkelt, gleich den Feldern eines Schachbretts. Aber allmälig stellte man auch hier höhere Auforderungen. Im Beginn des 17. Jahrhunderts gab die Marquise de Rambouillet beim Umbau ihres Palais in Paris ein gutes Vorbild. Ein Hauptreiz ihrer Säle lag darin, dass sie durch grosse Fenster den vollen Blick auf die Gärten des Louvre gestatteten. Die Landhäuser, die man sich damals baute, durften, wenn es irgend möglich war, nicht ohne künstliche Anlagen bleiben. „Ich besuchte Mme Bouthillier in Pont", erzählt die Prinzessin von Montpensier in ihren Memoiren. „Ihr Landhaus ist eins der schönsten, die es gibt. Auf halber Höhe gelegen, sieht man von ihm aus auf Springbrunnen, Kanäle und auf die Seine, die am Fuss der in Terrassen angelegten Gärten vorbeiströmt. Die Alleen sind schön, und das Haus selbst von einem General-Intendanten gebaut. Darnach kann man schon die Schönheit der innern Einrichtung bemessen" *).

Die Architektur und die mit ihr eng zusammenhängende Gartenkunst musste sich in Uebereinstimmung mit den allgemeinen Tendenzen des Jahrhunderts entwickeln. Wie Malherbe in der Poesie, so legte man auch hier das Hauptgewicht auf Ordnung, Uebersichtlichkeit und Symmetrie. Die gerade Linie herrschte vor. Die Sucht zu centralisiren äusserte auch auf diesem, der Politik so fern liegenden Gebiet, ihren Einfluss. Wie der Monarch vom Centrum aus die Regierung des Landes leitete

*) Mlle de Montpensier, Mémoires éd. Chéruel. I S. 174 (Jahr 1648).

und die ganze Verwaltungsmaschine übersah, so musste auch der Blick des Schlossherrn von der Terrasse aus seinen Besitz übersehen. War das Schloss von einem Park umgeben, so durchzog ihn ein System geometrisch abgemessener, parallel laufender oder sich schneidender Alleen. Noch mehr. Die Centralisation des geistigen Lebens in Paris hemmte die Entwicklung des frischen Naturgefühls in der Literatur. Die Dichter wurden in die Hauptstadt, an den Hof gelockt, und huldigten dort der Mode, dem precieusen Sinn, der Lust an fadem eleganten Wortspiel. Dass die Lyrik des 17. Jahrhunderts so schwach war, wie wir gesehen haben, findet seine Erklärung doch zum Theil in diesem Umstand. Dazu kam allerdings noch, dass man überhaupt dem Menschen die ausschliessliche Aufmerksamkeit zuwandte. Der Cartesianischen Ansicht huldigend, glaubte man so fest an die Herrschaft des Menschen über die Natur und dessen alleinige Bedeutung in der Schöpfung, dass auch die Literatur sich nur mit ihm befasste. Für die Gartenkunst der Ludovicianischen Zeit wurde Le Nôtre, König Ludwig's Hofgärtner, massgebend. Wie man lange Perrücken trug und die Kleider durch eingelegten Stahldraht festigte und steif machte, so sollte sich auch die Natur dem menschlichen Geschmack fügen. Die Bäume wurden gestutzt, die Alleen in künstlicher Weise gezogen, auf den regelmässig abgezirkelten Rasenplätzen, zwischen den Blumenbeeten und in den Nischen der Alleen erhoben sich Statuen, meist mythologischen und allegorischen Charakters. Neben zahlreichen Springbrunnen fanden sich künstliche Grotten und Ruinen, selbst künstlich hergestellte niedliche Felsengruppen und Hügel.

Der Versailler Park wurde das Muster für alle ähnlichen Luxusanlagen. Auf den ersten Blick erkennt man, dass dieselben weniger für den einfachen Genuss der Natur bestimmt waren. Die breiten geraden Wege waren dazu da, um einer zahlreichen Gesellschaft Raum zum Spaziergang zu bieten und doch die Wahrung der Etikette zu sichern. König Ludwig und sein Hof konnten sich hier ergehen. Auch andre Schlösser aus jener Zeit weisen dieselbe Rücksicht auf die Geselligkeit auf. Coppet am Genfer See, das später im Besitz Necker's und seiner Tochter, der Frau von Staël, war und auf einer Anhöhe liegend den

Genfer See und die Alpen beherrscht, hatte noch im vorigen Jahrhundert seine Hauptfront dem See abgekehrt; diese blickte auf einen Park, der sich landeinwärts erstreckte und für geselligen Spaziergang, wie für stille Träumerei gleich geeignet war*). Vergleicht man diesen Gartenstil mit der Freiheit und Mannichfaltigkeit unsrer modernen Parkanlagen, wird man sich von jenen abwenden und ihnen Mangel an Naturgefühl vorwerfen. Verglichen mit der französischen Gartenkunst der früheren Zeit, muss man jedoch in den Schöpfungen Le Nôtre's einen grossen Fortschritt erkennen. Es fehlt ihnen weder an grosser Auffassung noch an harmonischer Durchführung.

Selbst die Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts huldigte dem gleichen Geschmack, und der bedeutendste Maler dieser Richtung war Nicolas Poussin (1594 — 1665), von dem Kugler in seiner Geschichte der Malerei Folgendes sagt: „Poussin's Auffassung der Natur ist ernst und feierlich; grossartige Formen herrschen auch hier vor, während die Farbe ohne sonderlichen Reiz, zuweilen selbst herbe, gehalten ist. In der Anordnung, seien es Ebenen, von Bergzügen begrenzt, oder hochgewölbte Baumpartien, welche den Hauptbestandtheil des Bildes ausmachen, zeigt sich stets eine bedeutungsvolle Gruppirung; den Mittelpunkt bilden insgemein mehr oder minder reiche Architekturen im Stil des klassischen Alterthums. Die Staffage besteht aus Figuren, welche der antiken Mythe oder Geschichte angehören, und in derselben gemessenen Weise, wie die auf Poussin's historischen Bildern, gezeichnet sind. Man hat diesen Stil der Landschaft mit dem Namen des heroischen bezeichnet und allerdings tritt dem Beschauer hier der Wohnsitz eines Menschengeschlechts von wenig Bedürfnissen und grossen Gesinnungen entgegen“**). Die Poussin'sche Landschaft zeigt kein Abbild französischer Gegenden mit Feld- und Gartenbau, sondern ein ideales Land, wie sie der Schäferroman schilderte. Claude Lorrain,

*) Vergl. Othenin d'Haussonville, „Le salon de Mme Necker“, in der „Revue des deux mondes“ vom 15. Februar 1881. Seitdem sind die in der Revue veröffentlichten Aufsätze auch als Buch erschienen.

**) Franz Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei. Berlin 1837. 2. Band S. 219.

der allerdings auch zu jener Zeit lebte, und durch die Darstellung der lebendigen Natur — des bewegten Laubes, des rieselnden Wassers, des Abendduftes und vor allem des verklärenden Sonnenlichtes — als Meister der Landschaftsmalerei dasteht, gehörte seiner künstlerischen Richtung und Entwicklung nach ausschliesslich Italien an.

Wie Poussin, so fassten auch die Dichter die Natur auf. Auch ihnen galt sie nur als nebensächlich, gleichsam als eine schöne Dekoration für die Bühne, auf der der Mensch seine Rolle zu spielen habe. Sie hätten mit dieser Anschauung nur die Traditionen des Alterthums bewahrt, wenn sie nicht in falschem Streben nach Witz und in irrthümlicher Nachahmung der antiken Muster den Natursinn, der die Alten so sehr auszeichnete, vernachlässigt hätten. Bei dem überwältigenden Eindruck, den die neuerschlossene Kenntniss der griechischen und römischen Welt auf die Gebildeten des 16. und 17. Jahrhunderts machte, ist die sklavische Nachahmung der alten Dichter nicht erstaunlich. Die Schulpoesie, die damit entstand, führte aber von jeder frischen Natürlichkeit ab, und diese Verirrung machte sich besonders fühlbar in der Behandlung der Naturscenen. Weil die Alten in jedem Baum eine Dryade sahen, jeden Berg von Oreaden, jedes Wasser von Nymphen, jedes Meer von Nereiden und Tritonen belebt glaubten, weil sie die Sonne, den Mond, die Winde für thätige Gottheiten hielten, kurz weil sich ihnen die Natur als ein Ganzes darstellte, in welchem alle Kräfte belebt und individualisirt mit menschenähnlichen Eigenschaften erschienen, so glaubten die Dichter des 16. Jahrhunderts und ihre Nachfolger gleichfalls die Naturerscheinungen personificiren zu müssen.

Sie vergassen dabei, dass jene an die Belebung der Natur durch göttliche Wesen glaubten, während sie selbst nur ein philologisches Spiel damit trieben; dass jene in ihren Naturbildern mit feinem Takt zwischen dem Baum und der Dryade, der Meereswoge und der Nymphe zu unterscheiden wussten, während sie in plumper Weise jedem Objekt in der Natur menschliche Empfindungen und Gedanken beilegten.

In der französischen Poesie des 16. Jahrhunderts verräth sich hier und da ein offener Sinn für die Natur. In seinem Epos „La

Semaine" zeigt Du Bartas, dass er mit der Natur und ihrem Leben wirklich vertraut war. Er hat Bilder und Beschreibungen, die auf Anschauung gegründet sind, und philologischen Aufputz verschmähen. Auch einzelne Lyriker haben in ihren Gedichten einfache und wahre Naturbilder*). Im Ganzen aber fehlt doch die Anschauung, und man begnügt sich mit den herkömmlichen, den Büchern entnommenen Ausdrücken. Ronsard erinnert, in seiner „Franciade" zumal, immer an Virgil, und seine Eklogen sind wie seine Elegien frostig und trocken. Eine seiner Oden ist an die Nachtigall gerichtet, aber er weiss von ihr nur zu sagen, dass sie ein Wandervogel ist, und dass ihr Gesang fast zu schmetternd erschallt. Er beginnt folgendermassen:

Gentil rossignol passager
Qui t'es encor venu loger
Dedans cette fraîche ramée,
Sur ta branchette accoutumée,
Qui nuit et jour de ta voix
Assourdis les monts et les bois,
Redoublant la vieille querelle
De Térée et de Philomèle.

Die gelehrten Anspielungen drängen sich überall vor. Auch die Dichter der Malherbe'schen Schule beweisen ihre Unkenntniss der Natur. Malherbe selbst hat zwar in seiner Klage um den Tod eines jungen Mädchens den schönen Vers

Et rose elle a vécu ce que vivent les roses,
L'espace d'un matin**),

im Uebrigen aber weiss er kaum mehr zu sagen, als dass die Lilie weiss ist, die Rose Dornen trägt, und das Meer Ebbe und

*) Man vergl. z. B. Remy Belleau's chant d'avril:

Avril, l'honneur de nos bois
Et des mois,
Avril, la douce espérance
Des fruits, qui sous le coton
Du bouton
Nourrissent leur jeune enfance.

**) Malherbe, Consolation à M. Du Périer.

Flut hat. In seiner Beschreibung von Fontainebleau rühmt er den Park und die Gärten:

Beau parc et beaux jardins qui dans votre clôture
Avez toujours des fleurs et des ombrages verts*).

Nüchterner kann ein Dichter wohl kaum reden. Dafür personificirt er die Natur, leiht dem Wind einen Mund und den Felsen Ohren:

L'air est plein d'une haleine de roses,
Tous les vents tiennent leurs bouches closes**).
— — — — — — — — — — — —
Le rossignol, déployant ses merveilles,
Jusqu'aux rochers donnera des oreilles***).

Wir haben diesen Mangel in der Lyrik jener Zeit schon genügend hervorgehoben, als wir von Malherbe und den Lyrikern in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zu sprechen hatten. Auch bei dem Schäferroman mussten wir eine ähnliche Bemerkung machen. Er wollte seine Leser der rauhen Wirklichkeit entrücken, und verlor darüber die Frische und Wahrheit der Darstellung. Honoré d'Urfé lebte fern von seiner Heimat und dachte ihrer mit Sehnsucht. Er verlegte seinen Roman an die Ufer des Lignon, jenes Flüsschens, das sein Geburtsland durchströmt. Aber aus seiner Beschreibung hört man keinen Ton der Klage oder sehnsüchtiger Stimmung. Er spricht einfach, in schön abgerundeten Sätzen, aber nüchtern. „Unter allen Gegenden Galliens", so beginnt er seine Erzählung, „ist keine lieblicher als das Land Forez. Die Luft, die man dort athmet, ist mild und der Boden so fruchtbar, dass er alle möglichen Früchte hervorbringt. In der Mitte erstreckt sich eine reizende Ebene, die von der Loire und verschiedenen kleinen Flüssen durchströmt wird" †).

In dieser Hinsicht weisen auch die Romane der Scudéry keinen Fortschritt auf. Vergebens sucht man in ihnen nach einem

*) Malherbe, Sur l'absence de la vicomtesse d'Auchy.
**) Malherbe, n° 76. Chanson, str. 2.
***) Ibid. str. 6.
†) Siehe Band I, Abschnitt V, S. 133 ff. dieses Werks.

malerischen Ausdruck, einem lebendigen Bild. Im „Cyrus“ wird erzählt, dass Artamène voll Verzweiflung am Ufer des vom Sturm gepeitschten Meers umherirrt und nach der Geliebten späht, die ihm geraubt worden ist. Ein moderner Schriftsteller würde nicht verfehlen, bei dieser Gelegenheit durch eine lange Beschreibung des aufgeregten Elements ein Stimmungsbild zu geben. Mlle de Scudéry ist davon weit entfernt. Sie theilt nur die verzweiflungsvollen Reden Artamène's ausführlich mit, und fügt dann kurz hinzu, der Held habe sich endlich auf einen Felsenvorsprung am Meer gesetzt, gleich als wollte er warten, ob ihm die Wellen den Raub nicht zurückbrächten*). Beide Manieren, die moderne der endlosen Schilderungen sowie die des „Grand Cyrus“, sind gleich verfehlt, und die moderne, welche viel Kunst aufwendet, um etwas Nebensächliches zu einem fast selbständigen Werk zu machen, irrt vielleicht noch mehr. Dass aber Mlle de Scudéry kein treffendes Wort fand, wenn sie vom Meer sprach, ist doppelt auffallend, da sie doch aus Le Hâvre stammte. Sie ergeht sich immer in allgemeinen Ausdrücken, wie sie jeder anwenden kann, der niemals das Meer gesehen hat. Da sie einmal von einem Seesturm zu sprechen hat, sagt sie: „Plötzlich verfinsterte sich die Luft; das Meer schwoll an, und während es Berge mit Schaum übereinander rollte, brüllte es furchtbar, und warf das Schiff so sehr umher, dass sich selbst die festesten Seeleute nicht aufrecht halten konnten“**). Ein andermal geräth Artamène in einen Wald, den die Feinde auf allen Seiten anzünden. Auch zur Schilderung dieser Situation gebraucht die Verfasserin keine stärkeren Farben. Ihre Erzählung bewahrt denselben Ton anständiger Nüchternheit. „Die Feuersbrunst war so mächtig und die Verwirrung in dem Wald so gross durch die brennenden Bäume, welche theils stürzten, theils schon daniederlagen, theils brannten ohne

*) Scudéry, Artamène ou le Grand Cyrus. Band I, Buch 1, S. 43.

**) Ibid. Bd. I, Buch 2, S. 158: „l'air se troubla tout-à-coup; la mer se grossit, et roulant des montagnes d'écume les unes sur les autres, elle mugissoit effroyablement et agitoit si fort le vaisseau que les plus fermes mariniers ne pouvoient se tenir debout.“

schon gestürzt zu sein, dass man niemals einen schrecklicheren oder überraschenderen Anblick gehabt hat" *).

Auch bei Corneille findet man nicht viel der Natur entlehnte kräftige Bilder. Am bekanntesten ist sein Vers von der sternhellen Nacht

Cette obscure clarté qui tombe des étoiles **),

aber auch ihn hat, obwohl er ein Sohn der Normandie war, das Meer zu keinem malerischen Wort begeistert ***). Shakespeare beweist dagegen durch den Reichthum seiner Bilder und seiner einzelnen treffenden Ausdrücke, wie vertraut er mit der Natur war. Ganze Scenen erhalten bei ihm ihren vollen Charakter erst durch die Stimmung, die er ihnen durch seine oft nur in kurzen Worten angedeuteten Schilderungen der Landschaft zu geben weiss, wie z. B. die Sturmnacht auf der Haide in „König Lear", oder das Idyll zwischen Lorenzo und Jessica im „Kaufmann von Venedig".

Aber wenn Corneille bei der Schilderung der Natur zurückhaltend war, hielt er sich doch auch frei von der unglücklichen Manier, die leblosen Objekte als beseelt hinzustellen, wie dies seine Zeitgenossen so gern thaten. Denn selbst auf der Bühne bürgerte sich diese Sprache ein. In seinem „Cardénio" lässt Pichou ein Mädchen so rührende Klage erheben, dass die Winde ihre Seufzer zu stören fürchten und darum die aufmerksam lauschenden Bäume nicht bewegen wollen †). Wenn Pichou in einer Natur-

---

*) „L'embrasement fut si grand et il se fit un tel embarras dans ces bois et des arbres enflammés qui tomboient et des arbres qui étoient tombés et de ceux qui brûloient encore sans tomber; qu'on n'a jamais vu un plus terrible ni un plus surprenant objet que celui-là."

**) Le Cid, IV. 3 v. 65.

***) In der „Galérie du Palais" V. 4. 38 heisst es z. B.:

Confus, désespéré du mépris de mes flammes,
Sans conseil, sans raison, pareil aux matelots
Qu'un naufrage abandonne à la merci des flots,

und in der „Médée" IV, 1. 49 wird berichtet, dass Kreusa geraubt worden sei:

Comme cette beauté, pour lui toute de glace,
Sur les bords de la mer contemploit la bonace.

†) Pichou, Cardénio II, 3. Dorothée:

Tous les vents auront peur de troubler mes sanglots,

schilderung einmal wirklich einfach redet, glaubt er schon zu fehlen, und beeilt sich, ein fades Wortspiel, eine „Pointe", folgen zu lassen. In „Cardénio" gibt er ein kleines Bild vom Abend. Zuerst schildert er, wie die Bauern müde vom Feld heimkehren und nur die Spitzen der Berge im Sonnenlicht erglänzen. Dann aber wird er des trocknen Tones satt und, seiner Meinung nach, poetisch. Die Sonne, sagt er nun, räume der Geliebten den Platz, damit diese das Land erleuchte*).

Von jenen Poeten, die in ihrem Studirzimmer eingeschlossen, nur mit erlernten Bildern und Redensarten arbeiteten, von den Chapelain und Konsorten, brauchen wir hier nicht weiter zu reden. Auch Boileau kommt hier nicht in Betracht, da er unvermögend war, ein wirkliches Landschaftsbild zu entwerfen. In seiner 6. Epistel hat er es einmal versucht. Er erzählt dort von seinem Landaufenthalt in Haut-Isle, und will seinem Freund Lamoignon die Gegend schildern. Doch kann er nur sagen, dass der Ort auf einer Anhöhe liege und man eine hübsche Aussicht über die von der Seine vielfach durchschnittene Ebene habe. Für den malerischen Reiz der Landschaft aber findet er kein Wort; er weiss nur, dass die Weiden nicht gepflanzt worden sind und dass die Nussbäume von den Vorübergehenden oft „insultirt", d. i. geplündert werden**). Wenn er sich in der freien Natur

---

Et ne toucheront plus que d'une faible haleine
Les arbres attentifs au récit de ma peine.

Ueber Pichou vergl. Band II, Abschnitt 3, S. 96 dieses Werks.

*) Ibid. IV, 3:

Les paysans fatigués ont quitté les campagnes,
Le soleil ne luit plus qu'au sommet des montagnes
Et veut quitter la place à l'objet que je sers,
Qui vient en son absence éclairer ces déserts.

**) Boileau, ép. VI, 11:

Tous ses bords sont couverts de saules non plantés
Et de noyers souvent du passant insultés.

Zur Vergleichung sei auch ein Beispiel gegeben, wie Chapelain die Natur schildert. Im 1. Gesang der „Pucelle" wird erzählt, dass Dunois in seinem Entschluss schwankt und nicht weiss, ob er sich dem Feind ergeben, oder ob er den Tod suchen soll. Dieses Schwanken wird durch folgendes Bild illustrirt:

Comme lorsqu'un grand chêne aux Roches Apennines
Sent par un choc de vents ébranler ses racines,

ergeht, hat er ein Buch bei sich, oder er sucht einen Reim, wenn er nicht über irgend ein literarisches oder ethisches Problem nachdenkt*). Er verfällt sogar bei seiner Schilderung des Rheinübergangs in die Manier seiner literarischen Gegner und personificirt den Strom, indem er ihn erst als stolz und ruhig schildert, dann aber vor König Ludwig zittern lässt**). Aber Boileau kannte seine Schwäche und gestand sie offen ein. In Paris eingeschlossen, fern der freien Natur, könne er doch über das Landleben nicht reden***).

Wie anders, wie wahr und kräftig zeichnet Goethe seine Landschaftsbilder. Da die Vergleichung allein urtheilen lehrt, sei es gestattet, hier eine Stelle aus „Hermann und Dorothea" anzuführen. In dem Gesang „Euterpe" heisst es:

Da durchschritt sie behende die langen doppelten Höfe
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch und freute sich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Äste

Et, certain de tomber, voit son branchage épais,
Vers deux lieux, tour à tour, pencher son vaste faix;
Si le Nord et le Sud, mêlés dans son feuillage,
Viennent à le pousser d'une pareille rage,
Il suspend sa ruine et semble consulter,
Qui, du Sud ou du Nord, le doit précipiter.

*) Boileau, ép. VI, 25 ff:
Tantôt un livre en main, errant dans les prairies,
J'occupe ma raison d'utiles rêveries,
Tantôt, cherchant la fin d'un vers que je construi,
Je trouve au coin d'un bois le mot qui m'avoit fui.

**) Boileau, ép. 18, 39. ff:
Au pied du mont Adulle, entre mille roseaux,
Le Rhin tranquille et fier du progrès de ses eaux,
Appuyé d'une main sur son urne penchante,
Dormoit au bruit flatteur de son onde naissante.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Le Rhin tremble et frémit à ces tristes nouvelles.

***) Boileau, sat. IX, 257 ff:
Viendrai-je, en une églogue, entouré de troupeaux,
Au milieu de Paris enfler mes chalumeaux,
Et dans mon cabinet assis au pied des hêtres
Faire dire aux échos des sottises champêtres?

Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg,
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.

Weiter heisst es von dem Birnbaum auf der Höhe:

— — Er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten.

Doch auch in diesem Punkt brachte die klassische Literatur der Franzosen eine Besserung, da sie sich von der bis dahin herrschenden Richtung abwandte. Der Ruf nach Wahrheit, den man erhob, musste auch hier befolgt werden. Vor allem verschwand jene falsche, witzelnde Rhetorik, welche sich in den Naturschilderungen breit gemacht hatte. Eine Spur derselben findet sich noch in Racine's „Phèdre", wo Théramène den Tod Hippolyt's berichtet und erzählt, dass bei dem Anblick des Seeungeheuers die Erde gebebt und der Himmel sich entsetzt habe, ja dass selbst die Meereswoge, die das Thier gebracht, voll Grauen zurückgewichen sei*).

Pascal, La Rochefoucauld, La Bruyère hatten wenig Anlass, von der Natur zu reden. Auch Racine und Molière sind in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend, aber wenn sie der Natur ein Bild entlehnen, wenn sie eine Gegend schildern, so geschieht es mit präcisem Wort und in richtiger Farbe. Wir greifen hier etwas voraus, indem wir von den beiden grossen Dramatikern der klassischen Epoche reden, doch können wir sie hier nicht übergehen. In Molière's „Princesse d'Élide" preist die Prinzessin den Reiz des Landlebens mit folgenden Worten:

Oui, j'aime à demeurer dans ces paisibles lieux;
On n'y découvre rien qui n'enchante les yeux;
Et de tous nos palais la savante structure
Cède aux simples beautés qu'y forme la nature.

---

*) Racine, Phèdre V. 6, v. 34 ff:

Le ciel avec horreur voit ce monstre sauvage;
La terre s'en émeut, l'air en est infecté;
Le flot, qui l'apporta, recule épouvanté!

Ces arbres, ces rochers, cette eau, ces gazons frais
Ont pour moi des appas à ne lasser jamais*).

Tircis, ein Schäfer, singt in demselben Stück ein trauriges Liedchen:

Arbres épais, et vous, prés émaillés,
La beauté dont l'hiver vous avoit dépouillés,
Par le printemps vous est rendue.
Vous reprenez tous vos appas;
Mais mon âme ne reprend pas
La joie, hélas! que j'ai perdue!

Racine besass die Kunst des malerischen Ausdrucks im höchsten Grad. In seiner Tragödie „Britannicus" erzählt Nero, wie er beim Schein der Fackeln Junie, im einfachen Gewand, in Thränen schwimmend, gesehen habe und von ihrer rührenden Schönheit hingerissen sei. In wenigen Versen gibt Racine ein vollendetes Stimmungsbild:

Excité d'un désir curieux,
Cette nuit je l'ai vue arriver en ces lieux,
Triste, levant au ciel ses yeux mouillés de larmes,
Qui brilloient au travers des flambeaux et des armes:
Belle, sans ornement, dans le simple appareil
D'une beauté qu'on vient d'arracher au sommeil.
Que veux-tu? Je ne sais si cette négligence,
Les ombres, les flambeaux, les cris et le silence,
Et le farouche aspect de ses fiers ravisseurs
Relevoient de ses yeux les timides douceurs**).

An Stellen der Art sind Racine's Tragödien sehr reich. Seine Schilderungen sind kurz und treffend; sie überraschen durch die scharfe Beobachtung, die sich in ihnen ausspricht, und die Kühnheit ihrer Ausdrücke und Bilder. Racine wird in La Fontaine's Roman „Psyché" ausdrücklich als ein Freund der Natur bezeichnet***), der die Genossen beim Sonnenuntergang auf das Farbenspiel am Himmel aufmerksam macht. Seine Jugendgedichte, welche die Schönheit und die friedliche Stille von Port-Royal feiern, beweisen gleichfalls diese Vorliebe. Wenn er also

*) La princesse d'Elide II. 1. 1—6.
**) Racine, Britannicus II, 2, 27 ff.
***) Siehe Abschnitt III, S. 135 dieses Werks.

in seinen dramatischen Dichtungen wenig von der Natur spricht, hat das nicht seinen Grund in dem Mangel an Natursinn, sondern in der Auffassung der dramatischen Aufgabe. Selbst an Stellen, wo eine kurze Naturschilderung fast unerlässlich scheint, hat er sie umgangen. Der dritte Akt der „Esther" spielt in den Prachtgärten der Königin, und die Scene war bei der Aufführung dem entsprechend dekorirt worden. Aber in der Dichtung selbst wird nicht davon gesprochen. Nur der erste Vers bezieht sich auf sie. Aman betritt mit seiner Frau diese Gärten, und die letztere sagt verächtlich sich umblickend:

C'est donc ici d'Esther le superbe jardin *).

Neben Molière und Racine steht La Fontaine. An seiner Liebe zur freien Natur, seinem regen Sinn für jede landschaftliche Schönheit, seiner Sympathie mit allem was da kreucht und fleucht, wird niemand zweifeln. In manchen Stellen seiner Gedichte liegt eine milde melancholische Stimmung, wie man sie nur in der modernen Lyrik sucht. In seinem „Adonis" sagt er:

Je n'ai jamais chanté que l'ombrage des bois,
Flore, Echo, les Zéphirs et leurs molles haleines,
Le vert tapis des prés et l'argent des fontaines **).

und im Epilog zu einer Fabel spricht er seine Sehnsucht nach dem Landleben aus:

Solitude, où je trouve une douceur secrète,
Lieux que j'aimai toujours, ne pourrai-je jamais,
Loin du monde et du bruit, goûter l'ombre et le frais!
Oh! qui m'arrêtera sous vos sombres asiles! ***)

Dieselbe Begeisterung für die Natur spricht sich in den Briefen der Sévigné aus. Wir haben schon früher einige Stellen ihrer Korrespondenz angeführt, in welchen sie Livry und dessen Park als ein Asyl rühmt, in das sie flüchtet, wenn sie sich von der Pariser Luft bedrückt fühlt und der Geselligkeit entrinnen will. Sie bewunderte die grossartigen Anlagen von Versailles, und mit

*) Racine, Esther III, 1. 1.

**) Adonis v. 6—8.

***) Fables l. XI, 4 „le songe d'un habitant du Mogol".

Recht; aber sie scheute sich nicht, zu gestehen, dass ihr die freie Schönheit ihres Parks zu Les Rochers doch besser gefällt. Sie liebt es, im Mondschein zu schwärmen und nächtlicher Weile in den Alleen ihres Guts umherzustreifen. Die schönen Bäume sind ihr wie gute Freunde. Eines Tages besucht sie ihr Gut Buron und findet zu ihrem Entsetzen den herrlichen Wald daselbst auf Befehl ihres Sohnes abgeholzt. Sie möchte weinen über diese Barbarei. „Die trauernden Dryaden, die alten Waldgötter, die nicht mehr wissen, wohin; die ehrwürdigen Raben, die seit zweihundert Jahren im Dunkel der Wälder hausten, die Käutzchen, die mit ihrem unheimlichen Geschrei in der Finsterniss den Menschen Unheil verkünden — all das trug mir gestern seine erschütternde Klage vor. Weiss man denn, ob nicht manche der alten Eichen sprechen konnte?“ *)

Nehmen wir noch die kleinen Naturschilderungen, wie sie die Gräfin La Fayette in ihren Romanen mit so viel Feinheit und Geschmack anbrachte, um die Erzählung der Begebenheiten wahrer und lebendiger zu gestalten, so wird man dem 17. Jahrhundert den Natursinn nicht absprechen können, wie es so oft geschieht. Auch Fénelon mit seinem „Télémaque“ ist hier zu erwähnen, wenn er auch schon den Uebergang zu dem folgenden Jahrhundert bildet. Bei ihm herrscht bereits ein andrer Geist, ein neuer Geschmack. Er liebt schon die Detailmalerei, und seine Naturschilderungen tragen mehr modernen Charakter. Er freut sich der schönen Bilder, die er entwirft, der abgerundeten harmonischen Phrasen. Der sonore Fall der Sätze soll ihm die Wirkung seiner Darstellung erhöhen helfen. Er ist nicht allein Schriftsteller, er wird auch Maler und Tonkünstler. Das aber ist nicht mehr der einfache Stil der grossen klassischen Prosa. Fénelon präludirt bereits J. J. Rousseau, welcher mit seinen Schriften eine ganz neue Art der Naturbetrachtung begründete.

Für uns Moderne hat jede Landschaft ihren individuellen Charakter. Sie scheint nun gewissermassen ihr eigenes Leben zu führen, mit Empfindung begabt zu sein. Die fernen duftigen Höhen, der dunkle Forst, die weite fruchtbare Ebene, alles das

*) Sévigné, Brief aus Nantes vom 27. Mai 1680.

redet seine besondere Sprache, heiter oder ernst. So sehr steht der heutige Mensch unter dem Einfluss seiner Umgebung, dass uns eine Gleichgiltigkeit, wie sie z. B. Bayle im 17. Jahrhundert zeigte, ganz unfassbar erscheint. Der berühmte Verfasser des „Kritischen Wörterbuchs" kam in seiner Jugend als Erzieher in das Haus des Grafen von Dohna nach Coppet am Genfer See, und blieb daselbst längere Zeit, bis 1674. Allein weder in den zahlreichen Briefen, die er von dort aus schrieb, noch später in seinen Schriften findet sich ein Wort der Bewunderung für die grossartige Natur, die er stets vor Augen hatte*).

Am deutlichsten zeigt sich die Verschiedenheit der Naturbetrachtung in der neueren Lyrik, die es versucht, die geheimnissvolle Sympathie, die den Menschen mit der Natur verbindet, zum stimmungsvollen Ausdruck zu bringen. Dass sie darin oft zu weit geht und gekünstelt wird, ist bekannt. Es gehört das Genie, der Takt und das Masshalten eines Goethe dazu, um in wenigen einfachen Zeilen, wie in dem Gedicht an den Mond ein unvergänglich schönes Landschaftsbild zu zeichnen und eine weihevolle Stimmung in uns zu erwecken. Oder um das Gedicht eines französischen Lyrikers anzuführen, verweisen wir auf die Lamartine'schen Strophen „L'isolement", die, wenn auch nicht so natürlich einfach, wie das Goethe'sche Gedicht, doch stimmungsvoll und wahr sind:

Souvent sur la montagne, à l'ombre d'un vieux chêne,
Au coucher du soleil, tristement je m'assieds.
Je promène au hasard mes regards sur la plaine,
Dont le tableau changeant se déroule à mes pieds**).

Des Dichters Gemüth ist verdüstert, und darum blickt ihn auch die Natur so traurig an. Er sagt nicht, dass die alte Eiche, unter der er sich lagert, mit ihm fühle, dass die untergehende Sonne seine Trauer theile, aber die ganze Strophe, selbst der Fall der einzelnen Verse bringt ein Gefühl dieser Sympathie zum Ausdruck. So weiss auch der Landschaftsmaler seinem Bild durch eine leichte Schattirung eine besondere Stimmung aufzudrücken.

---

*) D'Haussonville, le salon de Mme Necker a. a. O.

**) Lamartine, Méditations poétiques, n° 1.

Der moderne Natursinn wurde durch die Fortschritte der Naturwissenschaften noch mehr gefördert. Wenn sich der Mensch früher als der Herr der Schöpfung fühlte und ihr fremd gegenüberstand, so bewirkte die moderne Naturanschauung eine völlige Umkehr. Sie liess den Menschen nicht mehr ausserhalb der Natur stehen, sondern reihte ihn als Glied eines grossen Ganzen ein. Damit war aber auch der Weg zur modernen Naturschwärmerei gebahnt, die zu einer Modesache wurde. Nun überträgt man nicht allein die Stimmung des eignen Herzens auf die Natur, nun gibt man dieser geradezu menschliche Empfindungen, und personificirt in plumper Weise alle Naturobjekte, Pflanzen, Felsen, Berge. Bei Lenau heisst es einmal:

Bäume, die dem Wald entsprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein sich...*)

Nicht anders war die Manier der unpoetischen Lyriker des 17. Jahrhunderts, die, wenn es damals Mode gewesen wäre, auch recht gut den Ton romantischer Naturempfindsamkeit getroffen hätten. Wir haben bei der Besprechung derselben einige erwähnt, die sich manchmal dem modernen Stil näherten, und denen es nicht schwer gefallen wäre, ihn völlig zu treffen, wenn er beliebt gewesen wäre. Grössere Dichter wären sie deshalb nicht geworden**). Ein andrer Irrthum der modernen Dichtung ist das Bestreben, die Naturscenen als selbständige für sich und in sich zu Recht bestehende Kapitel in einem Werk einzuschalten. Sie übersieht dabei, dass der Mensch trotz allem doch das einzige wahre Objekt jeder echten Dichtung ist und dass die Schilderung der Umgebung doch nur den einen Zweck hat, den Menschen genauer kennen zu lehren. Statt dessen legt man auf die Darstellung der Scenerie jetzt ein Hauptgewicht. Der neueste französische Roman kann der Beschreibung einer Markthalle, eines Jahrmarkts, eines Hauses ganze Abschnitte widmen, welche die eigentliche Entwicklung der Erzählung nur hemmen. Aber die Detailmalerei gilt jetzt fast als die Hauptsache. Es kommt nur auf das Wie,

*) Lenau, „Nach Süden".

**) Siehe Band I dieses Werks S. 231 über Saint-Amant und S. 319 über Théophile de Viau.

nicht auf das Was an, und die französischen Romantiker der Dreissiger Jahre behaupteten bereits, es sei gleichgiltig, ob man einen Apollo oder ein Schneckenhaus male. Diese Theorie ist auch in die französische Lyrik eingedrungen, wo sich der Dichter oft damit begnügt, ein Stillleben zu zeichnen, ohne jede höhere Idee. Ein Winkel in der Gasse, ein grauer Regentag im Dorf bieten genügenden Reiz, um besungen zu werden. Als Beispiel stehe hier das Gedicht eines begabten französischen Dichters, Sully Prudhomme, der keineswegs zu der Schule der Realisten zu rechnen ist, dennoch aber sich mit einfacher Malerei begnügt, um in seiner Weise ein Stimmungsbild zu erzielen. Sein Gedicht „La pluie" lautet:

Il pleut. J'entends le bruit égal des eaux;
Le feuillage, humble et que nul vent ne berce,
Se penche et brille en pleurant sous l'averse;
Le deuil de l'air afflige les oiseaux.

La bourbe monte et trouble la fontaine,
Et le sentier montre à nu ses cailloux.
Le sable fume, embaume et devient roux,
L'onde à grands flots le sillonne et l'entraîne.

Tout l'horizon n'est qu'un blême rideau;
La vitre tinte et ruisselle de gouttes;
Sur le pavé sonore et bleu des routes
Il saute et luit des étincelles d'eau.

Le long d'un mur, un chien morne à leur piste,
Trottent, mouillés, de grands boeufs en retard;
La terre est boue et le ciel est brouillard,
L'homme s'ennuie: oh, que la pluie est triste*).

Das Gedicht ist gewiss mit grosser Kunst komponirt; jedes Wort ist anschaulich und stimmt harmonisch mit den andern zusammen, um die langweilige Stimmung eines Regentags deutlich zu machen. Aber wie weit sind wir damit von der Lyrik eines Goethe, der mit einem Vers eine ganze Landschaft malt oder die Stimmung der Seele ausdrucksvoll wiedergibt! Im Wunsch nach Anschaulichkeit nähert sich diese Manier, wie schon oben

*) Sully Prudhomme, Stances et poëmes.

bemerkt, der Richtung, welche die Lyrik in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einschlug. Wie der heutige Dichter von der Trauer der Luft redet, sprach Pichou von der Furcht des Winds, von der Aufmerksamkeit der Bäume. So kehrt oft eine Zeit, die sich von ihren Vorgängern grundverschieden denkt, zu den Ideen und dem Geschmack derselben zurück, wird sich aber dessen nicht bewusst, weil sie zufällig einen andern Weg dahin eingeschlagen hat.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06580 1865